This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600077849+

Geschichte von Florenz.

Studien aus den Lehrjahren eines unzünftigen Freimeisters.

Τὸ μὲν ἐλεύθερον εὔτυχον, τὸ δ' εὔθυμον ἐλεύθερον.

Thucydides.

HAMBURG 1844.

Druck und Lithographie des Rauhen Hauses zu Horn.

200 - d - 144.
246. h. 211

BIBLIOTHECA·BODLEIANA·

ANNOTAZIONI.

1. Metropolitana detta Sa. Maria del Fiore, sua Piazza, ed il Battisterio detto San Giovanni.
2. Piazza del Granduca, e Palazzo Vecchio.
3. Piazza, e Chiesa di S. Croce.
4. Porta alla Croce.
5. Porta a Pinti.
6. Porta a S. Gallo.
7. Castel S. Giovanni detto Fortezza da Basso.
8. Piazza, e Chiesa di S. Maria Novella.
9. Porta al Prato.
10. Ponte alla Carraja.
11. Ponte a S. Trinita.
12. Ponte Vecchio.
13. Ponte alle Grazie.
14. Porta a S. Niccolo.
15. Porta del Monte detta di S. Miniato
16. Fortezza di Belvedere.
17. Piazza, e Pitti, e Palazzo Reale
18. Porta Romana, e di S. Piero in Gattolino.
19. Piazza, e Chiesa del Carmine.
20. Porta a S. Frediano.

GESCHICHTE VON FLORENZ

1812.

RAUHES HAUS 1844.

BIBLIOTECA · BODLEIANA

Vorwort.

Die nachfolgende Skizze einer Geschichte von Florenz verdankt ihren Ursprung, in dem Wintersemester 1812 — 1813 auf der Universität zu Göttingen gehaltenen Vorträgen, wozu der die Akademie Ficin's erörternde, bereits im Jahr 1811 gedruckte Anhang als Ankündigung betrachtet werden konnte. Eine dem ursprünglichen Plan entsprechende Ausführung besonders der zweiten Hälfte dieser Vorträge ward durch die Katastrophe von Moscau unterbrochen, welche den Verfasser bald in seine befreite Vaterstadt zurückrief. Sein, den Geschäften derselben gewidmetes späteres Leben gestattete ihm keine schriftstellerische Bearbeitung eines geschichtlichen Stoffs, wozu jugendliche Neigung leicht mit dem seltneren Beruf verwechselt wird. Wenn er jetzt diese Skizze, nicht sowohl dem Buchhandel, als in einer beschränkten Zahl von Abdrücken wohlwollenden Freunden und den Beförderern einer Anstalt übergiebt, welche ihrer Verlags-Agentur die Mittel selbssständiger Entwicklung zu verdanken hofft: so darf er die einer früheren Generation angehörende Jugendarbeit wie das Werk eines Fremden betrachten. Andere Kräfte werdeu sich mit den seinigen verbinden, um das Traumbild der mit der Brüderschaft des Rauhen Hauses befreundeten Akademie von Ham, eines wissenschaftlichen Port Royal des Champs, durch reifere Arbeiten zu verwirklichen. Die Uebersetzung eines arabischen Geographen des 10ten Jahrhunderts, des Abu Issak el Istakhri, eine Geschichte des Sassanidenreichs liegen zum Druck bereit. Vielleicht werden dem Verfnsser oder den Zwecken

des Rauhen Hauses befreundete, schon in weiteren Kreisen anerkannte Gelehrte eine vorläufige Veröffentlichung ihrer Arbeiten, welche zwischen mündlicher oder handschriftlicher und buchhändlerischer Verbreitung die Mitte hält, nicht verschmähen. In einem geschlossenen Kreise pflegt man an den Gesang der Hausfrau, die durch ein Lied ihrer Jugend berufnere Stimmen auffordert, nicht den Maasstab der strengsten Kritik anzulegen. Auf gleiche Nachsicht machen diese Blätter Anspruch. Ihr Zweck ist erreicht, wenn diejenigen, welchen sie mit Genehmigung des Verfassers verabfolgt werden, in der Bestimmung des dagegen von der Verlags-Agentur des Rauhen Hauses erwarteten Beitrags zu ihrem Betriebs-Capital nicht sowohl den Werth des Buchs, als den Zweck berücksichtigen, welcher durch den Verkauf desselben befördert werden soll.

Ham 10. März 1844.

TOSCANA

ZU DEN ZEITEN DER MEDICÆER.

Inhalts-Verzeichniß.

Einleitung. Seite 1—28.

Plan der Florentinischen Geschichte Macchiavell's	Seite	1.
Plan dieser Vorträge	„	2.
Vorläufige Uebersicht	„	3—8.
Abschnitt I. Vorgeschichte	„	3—5.
a) Etrurisch-römische Zeit	„	3.
b) Die Zeit der deutschen Wanderungen	„	4.
c) Allmäliger Anfang der städtischen Geschichte von Florenz	„	5.
Abschnitt II. 1215—1282	„	5.
III. 1348	„	6.
IV. 1434	„	6.
V. 1494	„	7.
VI. 1530	„	7.
VII.	„	7.
Natur der historischen Kritik	„	8.
Uebersicht der Florentinischen Geschichtschreibung	„	10—26.
I. Chroniken	„	10—17.
1) Ricardaccio Malespini	„	10.
Anfänge der Geschichtschreibung in neueren Sprachen	„	11.
2) Giacchetto Malespini	„	12.
3) Dino Compagni	„	13.
4) Giovanni Villani	„	15.
5) Fortsetzungen	„	16.
6) Paolino di Piero	„	16.
7) Sammlungen	„	17.

8) Handschriften ..... Seite 17.
9) Fernere Nachweisungen ..... „ 17.
10) Auszug des Antonio Pucci ..... „ 17.
II. Römische Darstellungen ..... „ 17.
1) Leonardo Bruni ..... „ 18.
2) Poggio Bracciolini ..... „ 18.
III. 1) Nicolo Macchiavelli ..... „ 18.
Dessen politischer Charakter .... „ 19.
Discorsi sopra la prima Deca di Tito Livio ..... „ 21.
Vita di Castruccio ..... „ 22.
Principe ..... „ 22.
2) Brutus ..... „ 24.
3) Spätere Geschichtschreiber ..... „ 26.
Kritiker ..... „ 26.
Ammirato ..... „ 26.
Forderungen an einen neuen Geschichtschreiber ..... „ 27.

Abschnitt I. Vorgeschichte. Seite 29—42.

Die Italienische Sage ..... Seite 29.
Etrurische Enstehung von Florenz ..... „ 30.
Classische Stelle über Florenz während der Römischen Zeit ..... „ 31.
Einführung des Christenthums ..... „ 32.
Radagais ..... „ 32.
Alarich ..... „ 32.
Attila ..... „ 32.
Genserich ..... „ 33.
Odoacher ..... „ 33.
Theodorich ..... „ 33.
Quellen über die Geschichte dieser Zeiten ..... „ 33.
Municipalverfassungen ..... „ 34.
Grafen ..... „ 35.
Wichtigkeit von Florenz in dieser Zeit ..... „ 36.

Einwanderung der Longobarden ..... Seite 36.
Bildung der Italienischen Nation ..... „ 37.
Desiderius ..... „ 37.
Carl der Grosse ..... „ 37.
Die Carolinger ..... „ 37.
Berengar I. und II. ..... „ 38.
Befestigung der Städte und Burgen ..... „ 38.
Otto der Grosse ..... „ 38.
Die Sächsischen Kaiser ..... „ 38.
Aufblühen der städtischen Gemeinwesen ..... „ 38.
Grossgriechische Städte ..... „ 39.
Amalfi ..... „ 39.
Venedig ..... „ 39.
Lombardisches Bündniss gegen die Hohenstaufen ..... „ 40.
Die Kreuzzüge ..... „ 40.
Macchiavell's Vorgeschichte ..... „ 40.
Eroberung von Fiesole ..... „ 40.
Aelteste Verfassung von Florenz ..... „ 40.
Fehden des Adels im Innern der Stadt ..... „ 41.
Erster Podesta ..... „ 41.
Toscanischer Städtebund ..... „ 41.
Guelfen und Gibellinen ..... „ 41.

Abschnitt II. 1215—1282. Seite 43—58.

Buondelmonti's Mord ..... Seite 43.
Guelfische und Gibellinische Partheiung in Florenz .... „ 43.
Ursprung der Bürgerhäuser ..... „ 43.
Erste Vertreibung der Guelfen ..... „ 44.
Niederlage der Gibellinen ..... „ 45.
Veränderungen in der Verfassung ..... „ 45.
Bürgerbewaffnung ..... „ 45.
Rückkehr der Guelfen ..... „ 45.
Die Zeit des popolo vecchio ..... „ 46.
Eroberungen ..... „ 46.
Der Caroccio ..... „ 46.

Sittenschilderung ..... Seite 46.
Vertreibung der Gibellinen ..... „ 47.
Sieg der Gibellinen an der Arbia ..... „ 48.
Gibellinische Versammlung zu Empoli ..... „ 48.
Farinata de' Uberti ..... „ 48.
Fehden der ausgewanderten Guelfen ..... „ 51.
Reformation der Verfassung durch die Frati gaudenti .. „ 51.
Organisation der Zünfte ..... „ 51.
Rückkehr der Guelfen ..... „ 52.
Gemeingut der Guelfischen Parthei ..... „ 52.
Versöhnung der Partheien ..... „ 25.
Neue Verfassungseinrichtungen ..... „ 52.
Analyse der Zünfte ..... „ 53.
Die Zunft der Tuchhändler ..... „ 54.
Das Wollengewerbe ..... „ 54.
Die Seidenzunft ..... „ 55.
Die Zunft der speziali ..... „ 55.
Die Zunft der Pelzer ..... „ 56.
Die Wechslerinnung ..... „ 56.
Resultat ..... „ 57.

Abschnitt III. 1282—1348. Seite 59—101.

Einrichtung des Priorats der Zünfte ..... Seite 59.
Dessen Einfluss auf die Geistesentwicklung ..... „ 61.
Ordinamenti della giustizia ..... „ 62.
Giano della Bella ..... „ 62.
Blühender Zustand der Stadt ..... „ 63.
Entzweiung der schwarzen und weissen Parthei ..... „ 65.
Carl von Valois ..... „ 65.
Dante ..... „ 65.
Die divina commedia ..... „ 65.
Ihre Sprache ..... „ 65.
Ihre Bedeutung für die Geschichte .. „ 66.
Dante's politische Gesinnung ..... „ 67.
Wildheit des Zeitalters ..... „ 68.

Religiöser Zustand ..... Seite 68.
Beatrice ..... „ 70.
Mythischer Kreis der Florentinischen Novelle „ 71.
Commentatoren ..... „ 73.
Guido Cavalcanti ..... „ 74.
Baukunst ..... „ 76.
Malerei ..... „ 76.
Cimabue ..... „ 76.
Giotto ..... „ 77.
Bildhauerkunst ..... „ 77.
Resultat ..... „ 78.
Corso Donati ..... „ 78.
Sein Sturz ..... „ 79.
Heinrich VII. ..... „ 79.
Politisches System der Florentiner ..... „ 81.
Castruccio Castracani ..... „ 81.
König Robert und der Herzog von Calabrien ..... „ 82.
Fremde Rektoren ..... „ 82.
Giacomo Gabrielli ..... „ 85.
Misslungene Verschwörung der Bardi und Frescobaldi .. „ 85.
Walther von Athen ..... „ 85.
Seine Vertreibung ..... „ 88.
Vertreibung der Grossen ..... „ 88.
Erneuerung von Florenz ..... „ 88.
Ueberschwemmung ..... „ 88.
Handel ..... „ 89.
Handelskrise ..... „ 90.
Pest ..... „ 90.
Villani's Tod ..... „ 91.
Boccaccio's Beschreibung der Pest ..... „ 92.
Das Decamerone ..... „ 95.
Geschichte Boccaccio's ..... „ 96.
Petrarca ..... „ 97.
Laura ..... „ 98.
Petrarca's Krönung ..... „ 98.
Seine politischen Wünsche ..... „ 99.
Kenntniss des Alterthums in Florenz ..... „ 100.

Abschnitt IV. 1348—1434. Seite 102—124.

Abstufung der Stände in Florenz ..... Seite 102.
Verfassung der Guelfischen Partheiinnung ..... „ 104.
Die Ricci nnd Albizzi ..... „ 105.
Ursprung der Medici ..... „ 106.
Natur der Medicäischen Parthei ..... „ 106.
Tumulto de' Ciompi ..... „ 106.
Sieg der Medicäischen Parthei ..... „ 108.
Herrschaft der optimatischen ..... „ 109.
Eroberung von Pisa ..... „ 109.
Recapitulation ..... „ 110.
Geschichte der Italienischen Freistaaten von Simonde Sismondi ..... „ 111.
Einfluss der Eroberung von Pisa ..... „ 112.
1) Auf den Handel von Florenz ..... „ 112.
2) Auf nautische und mathematische Kenntniss „ 113.
3) Auf die Florentinische Politik ..... „ 113.
4) Auf die Erhebung des Medicäischen Hauses „ 114.
Allgemeine Bemerkungen über die Geschichte der Medicäer ..... „ 114.
Natur des Medicäischen Ansehns ..... „ 114.
Partheihäupter der Optimaten ..... „ 116.
Johann de' Medici ..... „ 117.
Cosmo ..... „ 117.
Befestigung seiner Herrschaft ..... „ 118.
Art seines Aufwandes ..... „ 119.
Zeichnende Künste ..... „ 119.
Massaccio ..... „ 119.
Ghiberti ..... „ 120.
Brunelleschi ..... „ 120.
Künste der Rede ..... „ 120.
Klassische Bildung ..... „ 121.
Platonische Philosophie ..... „ 122.

Abschnitt V. 1434—1494. Seite 124—130.

Geschichte Cosmo's ..... Seite 125.
Sein Tod ..... „ 126.
Pietro de' Medici ..... „ 126.
Lorenzo und Giuliano ..... „ 126.
Verschwörung der Pazzi ..... „ 127.
Die Zeit Cosmo's und Lorenzo's ..... „ 128.
Politian ..... „ 129.
Lorenzo's Gedichte ..... „ 129.
Michelangelo ..... „ 130.
Lorenzo's Tod ..... „ 130.
Vertreibung seiner Söhne ..... „ 130.

Abschnitt VI. 1494—1530. Seite 131—137.

Savonarola ..... Seite 131.
Soderini ..... „ 133.
Rückkehr der Medicäer ..... „ 133.
Leo X. ..... „ 133.
Macchiavelli ..... „ 133.
Clemens VII. ..... „ 134.
Belagerung ..... „ 134.
Uebergabe ..... „ 134.
Alessandro de' Medici ..... „ 134.
Lorenzino de' Medici ..... „ 134.
Cosmo I. Grossherzog ..... „ 135.
Recapitulation ..... „ 135.
Schluss ..... „ 135.

Anhang. Seite 130—170.

Die Geschichte der Platonischen Akademie zu Florenz.

Plethon's Erweckung der Platonischen Lehre zur Zeit der Florentinischen Kirchenversammlung 1438 ..... Seite 143.
Florenz und Cosmo de' Medici ..... „ 147.
Ficin und seine ersten Platonischen Freunde, bis zu Cosmo's Tode 1464 ..... „ 153.
Blüthe der Akademie unter Lorenzo bis zur Verschwörung der Pazzi 1478 ..... „ 159.
Wiederaufblühen und Auflösung des Platonischen Vereins, bis zu Ficino's Tode 1499 ..... „ 165.

Alphabetisches Register ..... Seite 171.

COSMO DE' MEDICI.

Als, vor dreihundert Jahren, Nicolo Macchiavelli dem Papst Clemens VII., aus dem Hause der Medici, sein letztes Werk, die Geschichte seiner Vaterstadt, zu widmen beschloss, schreckten ihn beinahe die vielen und bedeutenden Geschichtswerke, deren vor allen Städten Florenz sich rühmen durfte, von einem scheinbar überflüssigen Unternehmen ab. Er wollte sich also begnügen, mit seiner Erzählung erst um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts anzufangen, wo die klassische Einkleidung Florentinischer Begebenheiten durch Poggio und Leonardo Bruni ihr Ende erreicht. Doch als ihn eigenthümliche Neigung getrieben, die inneren Bewegungen der Stadt mit besonderer Ausführlichkeit zu schildern, bemerkte er bald, dass neuere Geschichtschreiber vorzüglich den Glanz kriegerischer Thaten, ältere Chronisten aber, wenn auch voll reicher Gemälde des Gewebes bürgerlicher Händel, doch diese nirgend in ordentlicher und gedrängter Folge erhalten hätten. Er fasste also Muth, auch in früheren Zeiten die allmälige Ausbildung der Verfassung unter beständigem Streit der Faktionen, nur mit der nothwendigsten Rücksicht auf äussere Geschichte, darzustellen, und in einer Einleitung die Entwicklung des Italienischen Staatensystems nach der Nordischen Eroberung hinzuzufügen, jedoch vom Jahre 1434 an, wo der Mediceische Einfluss herrschend wurde, die Schicksale der Stadt nach aussen und innen in gleichmässiger Ausbreitung zu erklären.

So entstand eins der wenigen Werke neuer Zeiten, was durch behagliches Verweilen bei rasch-verbundenen Hauptmomenten, durch dramatisches Leben und politischen Ernst, ja vielleicht durch die Würde des Gegenstandes den Geschichten der Alten an die Seite gestellt zu werden verdient, ein Werk, was die Lust, auf eine neue Weise von der Florentinischen Geschichte zu reden, benehmen könnte, weil man, es auf eine bessere zu thun, verzweifeln müsste.

Ich würde mich beschränken, die Geschichte Macchiavellis in ihre Bestandtheile und Quellen aufzulösen, den Faden von da, wo er aufhört, bis zu gänzlichem Untergang von Florenz wieder aufzunehmen,

und, freilich gedrängter, hierauf die Geschichte des grossherzoglichen Hauses folgen zu lassen, wäre nicht der Zweck dieser Vorträge von dem der Florentinischen Geschichte Macchiavellis in mehr als einer Hinsicht durchaus verschieden.

Wenn nemlich auch mit Recht Macchiavelli seine Nachfolger mehr abschreckt, als ihn Leonardo von Arezzo oder Poggio Bracciolini, so giebt es doch eine der des Macchiavelli ähnliche Betrachtung, die sie aufzumuntern im Stande wäre. Wie nemlich ihn die frühere Vernachlässigung der innern bürgerlichen Geschichte seiner Vaterstadt aufmunterte; so theilt diesen der Gedanke, mehr, als er es gethan, das, wodurch Florenz eigentlich der Weltgeschichte angehört, das Aufblühen dichterischer, gelehrter und künstlerischer Bildung in den Lauf der Begebenheiten zu verweben, dasjenige Vertrauen mit, wodurch man dem niederschlagenden Gefühl, etwas Entbehrliches zu leisten, bis auf einen gewissen Grad entrückt wird. Und warum sollte nicht besonders ein Deutscher zu unserer Zeit auf diese Weise die Geschichte von Florenz ausstatten dürfen, da schon Abulfarradsch und Abulfeda die Geschichte der Gelehrten in die der Chalifen zu verweben wussten?

Der Zorn des alten Dante, Boccaccios lüsterne Anmuth, die geistreiche Schwärmerei Petrarcas, dann die Einführung griechischen Wissens ins Abendland, jene erste Freude an dem wiederhervorgegrabenen Alterthum, die Erweckung platonischer Lehre durch einen liebenswürdigen Verein weiser Männer, der politische Verstand Macchiavellis, wie ganz eigentlich gehören sie Florentinischem Boden an? Auch das Erwachen der bildenden Künste, ihre Entwicklung aus der alterthümlichen Heiterkeit Cimabues, Giottos und Massaccios zu der kühnen Gewalt Michelangelos, der Grazie Leonardo da Vincis, dem Ernst des Fra Bartolommeo di San Marco steht in beinahe unzertrennlichem Zusammenhang mit der Florentinischen Geschichte.

Ich werde versuchen, sofern es in meinen Kräften steht und sofern es die Grenzen dieser Arbeit gestatten, den Anfang, die stille Erweiterung, die allmälige Befreiung der Stadt Florenz, ihre Bereicherung durch Handel und Gewerbe, ihre Verfassung und Partheiung, ihre Kriege und Bündnisse, ihren Geist und ihre Kunst, überhaupt, wenn ich mich so ausdrücken darf, das Leben dieser Stadt in Wurzel und Blüthe, wenigstens im Umriss, zu schildern.

Denn, wenn dem Florentiner die Geschichte des kriegerischen Glanzes seiner Vaterstadt schmeichelhaft, die ihrer bürgerlichen Entzweiungen belehrend, die ihrer Verfassung beinahe unentbehrlich war, wenn dem Italiener die Mittel wichtig erscheinen, wodurch Florenz das Gleich-

gewicht Italiens lange Zeit erhielt, so darf zwar dies Alles auch auf die Theilnahme entfernterer Gegenden Anspruch machen, doch stützt sich die gerechte Vorliebe des Auslands vorzugsweise auf das, wodurch diese Stadt auf die Bildung im neuern Europa einen so bedeutenden Einfluss erhielt.

Diese Vorliebe indess darf nicht zu ausschliesslicher Beschränkung des Gesichtspunktes werden. Denn, wie etwa bei einem Menschen, mit dessen Gedanken wir uns befreundet haben, die Art, wie er sich in der bürgerlichen Gesellschaft behauptet, nicht gerade als das Unerheblichste erscheint; so werden wir auch nicht ohne Wohlgefallen uns die mannigfaltigen innern und äussern Kämpfe von Florenz vergegenwärtigen.

Wie sollte man aus dieser Rücksicht nicht zu vielfacher Betrachtung sich dadurch angeregt finden, dass die geistreichste Stadt des Italienischen Mittelalters durch die populärste Verfassung auch die unruhigste war? Wenn wir in den heftigen Erschütterungen jener immer wogenden Menge die Künste, wie zu Athen in den ersten Jahren des Peloponesischen Krieges, herrlich emporblühen, den Geist der Florentiner überall hin Licht und Wärme verbreiten, ihre Sprache dem übrigen Italien Gesetze vorschreiben sehen, werden wir dann das Glück friedlicherer Herrschaft preisen, oder drängt sich nicht das Gegentheil uns beinahe unwillkührlich auf?

Das Glück, sagt der Olympische Perikles, in der von Thucydides verzeichneten Leichenrede auf die gebliebenen Athenienser, das Glück liegt in der Freiheit, die Freiheit aber im Muth.

Τὸ μὲν ἐλεύθερον εὔτυχον, τὸ δ' εὔθυμον ἐλεύθερον.

Diese Wahrheit wird der Verlauf dieser Abhandlungen voraussetzen. Und wie sollte er nicht? den Menschen mag nach ihrer Verschiedenheit bald dies, bald jenes Wort den innersten Kern ihrer Eigenthümlichkeit zu berühren scheinen, so dass sie es gern und oft als einen Wahlspruch wiederholen. Solche Worte möchten wir den Wahlspruch Europens nennen, das Geheimniss seiner Herrschaft und den Stolz seiner Geschichte.

Welche Ruhepunkte sich für die Erzählung der Florentinischen Geschichte annehmen lassen, um auf ihnen den Fortgang auch allmäliger Entwicklung gemächlich zu übersehen, das wird am ungezwungensten aus dem kurzen Abriss erhellen, den der Vortrag nachher in grösseren Verhältnissen zu vollenden sich angelegen sein lassen wird.

Wenige Stellen Römischer Schriftsteller gedenken erst spät des wahrscheinlich doch schon zur Etrurischen Zeit, sobald der Anbau der Städte sich von den sichern Hügeln an die betriebsamen Ufer der Flüsse ziehn durfte, unmerklich gegründeten Florenz. In dem lachenden Thal

des Arno, in geringer Entfernung von dem alten hochgelegenen Faesulae, blühte es vielleicht als der Markt dieses Etrurischen Hauptorts empor. Was über ihren ältesten Zustand bis auf den Untergang des abendländischen Reichs wahrscheinliche, auf spärliche Inschriften, Trümmer und Zeugnisse gestützte Vermuthungen zu lehren vermögen, würde der Gegenstand von Untersuchungen sein, deren genügsame Armuth zu einem belehrenden Vergleich mit den abentheuerlichen Ueberlieferungen der ältesten Chroniken des Mittelalters erwünschten Anlass geben könnte. Die Sage nemlich, die dem Ehrgeiz mächtiger Familien gefällig, von dunkler Kunde Römischer Grösse, verworrenen Nachrichten über den Trojanischen Krieg geleitet, die Anfänge der Stadt hier wie anderswo dichterisch eingekleidet, ist nicht ohne Einfluss auf die wirkliche Geschichte geblieben, und auch hier erweist es sich, dass eine in den Volksglauben übergegangene Sage zuweilen für den Geschichtsforscher bedeutender wird, als eine Begebenheit, die folgenlos vergessen worden.

Das Jahrhundert wilder Zerstörung von Alarich dem Balten bis auf Theodorich den Amaler, unter dessen acht und dreissigjähriger Verwaltung das verödete Italien zuerst wieder anfing einiger Ruhe zu geniessen, die Kämpfe der Griechen und Gothen, wiefern durch beider Herrschaft die folgenden Verfassungen vorbereitet worden, die Eroberung der Longobarden, ihre zwei hundert und zwei und dreissigjährige Gewalt, das Reich der Franken, das der Berengare würden wir vorzüglich in ihrem Einfluss auf Toscana, die Verwaltung der Sächsischen Kaiser aber in Rücksicht auf die Ausbildung des städtischen Gemeinwesens zu betrachten haben.

In diesen Zeiten hatte sich Florenz nach und nach wieder bevölkert; die Unruhe zum Erwerb städtischer Gerechtsame zu benutzen, lag ihm jetzt ob; und endlich findet man in den Chroniken das dunkle Andenken einer Einnahme von Fiesole und einer Verpflanzung der dortigen Bürgerschaft in die Ringmauern von Florenz. Gewiss ist, dass viele Florentinische Geschlechter sich von dem ehemals herrschenden Fiesole vielleicht auch aus Affectation des Römischen Ursprungs herleiteten, und dass die Florentiner auch später noch den Grundsatz befolgten, die Bürger überwundner Städte, den Römern nachahmend, unter sich aufzunehmen. Diese Begebenheit tritt zu Anfang des eilften Jahrhunderts, dem Tage nach gewisser als der Jahrzahl nach, aus dem noch immer nicht aufgeklärten Nebel der Geschichte hervor. Ihn zu vertreiben, ist hier eben so wenig die kümmerliche Ausbeute der Kloster-Urkunden im Stande, als es früher die Stellen klassischer Schriftsteller vermochten. Man möchte es die Schamhaftigkeit der Geschichte nennen,

dass sie überall die Geburt unsern Blicken zu entziehn sucht, um da, wo etwas Neues werden soll, der Sage dasjenige Dunkel zu erhalten, worin allein sie sich frei und reich auszubilden vermag. Roms Eroberung der Mutterstadt Alba-Longa hat mit der von Fiesole auch das gemein, dass ihr Andenken sich aus jenem Dunkel beinahe einsam gerettet hat, um auf eine bequeme Weise die vielfach ausgeschmückte Grundlage späteren Ruhms zu werden.

Während der Streitigkeiten der Kirche und des Kaiserthums zu Ende des eilften Jahrhunderts, als der hohe Geist des Toscaners Hildebrand auf dem päpstlichen Stuhl Heinrich den Vierten demüthigte, befestigte Florenz seinen erweiterten Umfang mit neuen Mauern, und nachdem es eine Belagerung Heinrichs des Vierten ausgehalten, breitete es zu Anfang der Kreuzzüge seine Herrschaft über die nahegelegenen Ortschaften aus. Als sich später Fehden innerhalb der Ringmauern erhoben, nahm die Stadt Theil an einem Kriegszuge ins gelobte Land. Doch noch immer sind es nur abgerissene, zersplitterte Nachrichten, die uns aufbewahrt worden, bis kurz nach der Wahl eines auswärtigen Gewaltsboten zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ein Mord die lange schon unter der Asche glimmende Partheiung der Guelfen und Gibellinen zu fürchterlichem Ausbruch brachte.

Die fabelhaften Anfänge der Stadt, ihre Erhaltung in stürmischen Zeiten, die Erneuerung ihrer Bevölkerung, ihr allmäliger Erwerb städtischer Gerechtsame, der Anfang der Kriege, wodurch ihr Gebiet sich erweiterte, des Handels, wodurch ihr Wohlstand sich vermehrte, bilden eine durch sichtende Untersuchung zu berichtigende Vorgeschichte der Stadt, die in diesen Vorträgen indess nur in den Hauptzügen entworfen werden wird.

Hier aber werden die Erzählungen zusammenhängend und reichhaltig. Die Geschichte beginnt, und, gleich als freue sie sich an verhängnissvoller Verwirrung, bei ihrem Erwachen zeigt sie die edlen Geschlechter in blutiger Fehde und knüpft an den ersten unheilbringenden Mord jene lange Kette von Gefechten, von Verbannungen und Revolutionen, deren Andenken am Schlusse des Jahrhunderts Dante, der selbst ihr Opfer geworden, zürnend aufbewahrt. Noch aber ist es vorzüglich der vom Lande aus nahegelegenen Burgen nach und nach hereingewanderte Adel, der die Bühne betritt. Während ihn inzwischen der Factionsgeist aufreibt, erheben sich allmälig durch zunehmendes Gewerbe mächtige Bürgerhäuser, deren Einfluss schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts bedeutend wird. Schon in der Zeit des launig wechselnden Glückes der Guelfen und Gibellinen waren die Sechstheile

der Stadt regelmässig bewaffnet, den Zünften verfassungsmässiger Antheil an der Verwaltung gesichert worden, bis endlich nach gänzlicher Vertreibung der Gibellinen im Jahr 1282 die Guelfischen Geschlechter zugleich mit den mächtigern Bürgern als Vorsteher der Gilden herrschend wurden.

Wie jetzt noch vor Ausgang des Jahrhunderts der Pallast dieser neuen Signoria sich neben dem Platz erhob, wo das Haus der grossen und unruhigen Uberti gestanden, so tritt an die Stelle der letzten Anstrengungen immer mehr und mehr erlöschender Feodalität ein wahrhaft städtisches Leben. Eine neue Zeit beginnt, und bei noch nicht gänzlich verronnenem kriegerischen Muth, dem Erbtheil des vorigen Zeitraums, blühte Florenz auch unter Unruhen durch friedliche Künste zu bewunderungswürdiger Herrlichkeit empor.

Kurz darauf entzweiten sich von neuem die Partheien unter dem Namen der Weissen und Schwarzen und, als die ersten durch den Einfluss Carls von Valois vertrieben worden, zeigte es sich, dass die Krankheit im Blut liege und durch gewaltsame Mittel nicht geheilt werden könne. Neue Gährung entstand durch die Eifersucht zwischen Adel und Volk, indess die kriegerischen Tyrannen von Lucca das Gebiet der Stadt vielfältig verwüsteten oder verkleinerten. Das Volk, missvergnügt mit seinen Führern wegen eines fehlgeschlagenen Unternehmens wider Lucca, warf sich den ehrgeizigen Plänen Herzog Walthers von Athen in die Arme. Aber das schöne Florenz sollte nicht die wohlfeile Beute eines Französischen Abentheurers werden. Bald war bei den verschiedensten Partheien jeder Gedanke Verschwörung wieder ihn. Er wurde verjagt und kurz nachher, kurz vor jener fürchterlichen Pest um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, die Boccaccio so unnachahmlich beschrieben, wird der Einfluss des Adels in die Verfassung gänzlich vernichtet, so dass von dem an, wer Theil an der Verwaltung nehmen wollte, bürgerlichen Ursprungs sein musste. So, sagt Macchiavelli, entfremdete sich Florenz nicht nur den Waffen, sondern auch jedem hochherzigen Gefühl. Aber es sollte das Schicksal dieses Freistaats so wie des Atheniensischen sein, dass diejenigen, denen vielleicht gerade die Gebrechen seiner Verfassung menschlich freie Entwicklung gestatteten, der Quelle ihrer Bildung mit bald versteckter, bald unverhohlner Bitterkeit gedächten. Man könnte solche Städte mit jenem unübersetzbaren Ausdruck Homers, wie die Thetys, (δυσαριστοτοκεῖαι) unglückliche Mütter der Edlen nennen.

Tumultuarische Aufwieglung des grossen Haufens, nicht mehr Fehden vornehmer Geschlechter oder Erbitterung des Castenunterschieds

bezeichnet das Zeitalter Boccaccios, in das der Anfang jener mit Begeisterung ergriffenen Kenntniss des Alterthums fällt, bis zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, durch Eroberung der alten Nebenbuhlerinn Pisa, neueröffnete Handelsquellen den Reichthum in den Händen Einzelner so sehr anhäuften, dass die erschöpften Partheien von ihnen abhängig wurden. Vom Jahr 1434 an, wo Cosmo de' Medici aus dem Exil zurückberufen worden, beginnt das Jahrhundert, in dem unter dem wohlthätigen Ansehn eines geistreichen und kunstliebenden Bürgerhauses der immer noch durch politische Bewegung wach erhaltene Geist der Florentiner seine schönste Blüthe erreichte. Glückliche Zeit, in der an dem Todtenbett Cosmos, den die Stadt dankbar Vater des Vaterlandes genannt, Marsiglo Ficino platonische Gespräche las, in der an dem Todtenbett Lorenzo's, des Vaters der Musen, der Fürst Pico von Mirandola und Angelo Poliziano Thränen der innigsten Rührung verbargen.

Es folgt die Zeit Macchiavellis, in der sich hastig das Grösste auf einander drängt — die Französische Eroberung zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts, die übereilte Flucht der Söhne Lorenzo's, die mönchische Begeisterung des bilderstürmenden Demagogen Savonarola, Soderinis ohnmächtige Redlichkeit, das durch Leo X. und Clemens VII. erneuerte Ansehn des Mediceischen Hauses, die letzte Befreiung, bis nach zehnmonatlicher Belagerung durch die Truppen Kaiser Karl des Fünften die Stadt mit Aufopferung ihrer Verfassung sich dem Herzog Alessandro unterwerfen musste.

Vergebens rief sein Mörder Lorentino das Volk zu vergessener Freiheit auf. Cosmo wurde im Jahr 1531 der erste Grossherzog von Toscana, was, seitdem er auch Siena erobert, fast ganz zu Florentinischem Gebiet geworden. Auf Unruhe und Anstrengung folgte seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts ruhiger Genuss, der im Volk Entartung, in dem Grossherzoglichen Hause zuweilen Leidenschaft und Verbrechen erzeugte.

Aus diesen Umrissen würden sich also etwa folgende Hauptabschnitte ergeben:

I. Die vorgeschichtliche Periode der Gründung, Erhaltung und Erneuerung der Stadt bis zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts.

II. Die Zeit Guelfischer und Gibellinischer Partheiung unter den edlen Geschlechtern bis, nachdem die Gibellinen auf immer vertrieben, die nunmehr Guelfische Stadt eine feste Zunftverfassung erhält.

III. Die Zeit der Trennung adlicher und bürgerlicher Häuser, bis bald nach Vertreibung des Herzogs von Athen kurz vor der Pest die letzteren entschiedene Oberhand behalten.

IV. Die Zeit der Aufwieglung des grossen Haufens, bis nach der Rückkehr Cosmos bürgerfreundlicher Reichthum sich die Herrschaft anmaasst.

V. Die Zeit des stetigen Einflusses der Medici bei freier Verfassung, bis Pietro de' Medici bei dem Anrücken König Karls VIII. entflieht.

VI. Die Zeit der durch Mediceische Päpste unterbrochenen Anarchie, bis die Waffen Kaiser Karls V. die freie Verfassung umstossen.

VII. Die Zeit fürstlicher Herrschaft, während welcher der Strom des Welthandels seinen Lauf verändert und zugleich mit dem übrigen Italien Florenz seine Regsamkeit verliert.

Sollen wir Namen wählen, die sich als passende Vertreter dieser Perioden dem Gedächtniss empfehlen, so sei es für die zweite Periode das Haupt der Gibellinischen Parthei, Herr Farinata de' Uberti, der durch eine Rede in der Versammlung der siegreichen Gibellinen seine Vaterstadt von dem beschlossenen Untergang rettete. Neben ihm stehe Ricardaccio Malespini, der älteste Geschichtschreiber von Florenz; für die dritte Corso Donati, der als das Haupt der schwarzen Parthei die Oberhand behielt, und der Dichter Dante Alighieri; für die vierte Gino Capponi, der Eroberer von Pisa, und der grosse Kanzler Coluccio Salutati, dessen Einfluss auf die Erweckung der Kenntniss des Alterthums zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts bedeutend wurde. Wessen erinnerte man sich in der fünften Periode lieber als des Lorenzo de' Medici und Marsiglo Ficinos, des Wiederherstellers der Platonischen Philosophie. Savonarola und Macchiavelli mögen die sechste bezeichnen; Cosmo, der erste Grossherzog, und Galileo Galilei die letzte.

Ehe ich mich zu Erzählung der Florentinischen Geschichte selbst wende, sei es mir vergönnt, ihrer Geschichtschreiber vorläufig zu gedenken, um, da es uns versagt ist, den kaiserlichen Saal in Florenz zu betreten, wo ihre Bildnisse der Reihe nach das Gewölbe verzieren, wenigstens hier ihre Schatten an uns vorübergehn zu lassen. Es scheint mir nemlich, als dürfe man die Begebenheit niemals von möglichster Vergegenwärtigung desjenigen trennen, der sie erzählt hat, und als liesse sich diese besser durch vorangeschickte Uebersicht als durch ermüdende Anführung bei jeder einzelnen Thatsache erreichen. Durch diese Aeusserung will ich mich keineswegs dem diktatorisch promulgirenden Ausspruch des gelehrten Muratori widersetzen, der in der Vorrede zu seinen

Estensischen Alterthümern sich folgendermassen ausdrückt: „Es ist in der gelehrten Republik der Beschluss gefasst, dass hinfüro die Anführung legaler Beweisstellen unerlässlich sein soll.“ Denn dagegen lässt sich in der That nichts erwidern, sobald von Dingen die Rede ist, die sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, handgreiflich darthun lassen, von früher und später, von mehr und weniger, ja von so oder anders. Doch da, wo entschieden werden soll über Absicht und Recht, wo, wie gerade bei den wichtigsten Begebenheiten, weil sie die innerlichsten sind, auf die Farbe alles ankommt, da möchte gar häufig, weil diese in der Historie eher dem Auge als dem Gegenstande angehört, die Kenntniss des Auges, womit einer der Erzähler sah, zu kritischer Einsicht förderlicher sein, als Streit oder Einigkeit der gesammelten Beweisstellen. Ja, das scheint mir eben die schöne Aufgabe ächter historischer Critik, die Geschichte mit ihrer Quelle gemeinschaftlich, aber im Grossen, nicht zersplitternd, zu berücksichtigen, und sich durch möglichste Schärfe und Klarheit in der Auffassung des Verhältnisses beider zu einander, das Recht zu verschaffen, den Geschichtschreiber gewissermassen mehr, wie er selbst es thun durfte, in die Geschichte hinein zu erzählen. Denn auch das Sehen der geschichtlichen Wahrheit ist nicht bloss träges Empfangen, es ist eine gleichsam dichterische Thätigkeit, wodurch sie zu dem innigsten Eigenthum des Geschichtschreibers wird, der sie gesehn. Sie sondern von seiner Ansicht, heisst sie zerstören, wie man ein wirkliches Kunstwerk durch die Trennung dessen, was man geistigen Zusatz zu nennen beliebt, von der zum Grunde liegenden Wirklichkeit offenbar recht eigentlich vernichtet.

Aber, wäre denn das eine ärgerliche Behauptung, die aussagte, des Wesens der Geschichte könne man auf keine andre Art inne werden, als auf welche der Geist überhaupt des Geistes inne wird, durch jenes unmittelbar anschauende Vorurtheil, was seine Gewissheit nicht von aussen her zusammen zu suchen braucht? Ich meine nemlich, es giebt eine innere Gewissheit, die vorzüglich durch anschaulichen Begriff von dem Geiste des Geschichtschreibers einleuchtend wird Wie auf diese Weise diejenige Critik, die den Geschichtschreiber in die Geschichte hineinerzählt, mit der eben angedeuteten geistigen Ansicht von ihr in nothwendigem Zusammenhang steht, so ist auf der andern Seite diejenige Critik, die die Begebenheit so viel wie möglich abzustreifen trachtet, die nicht eher ruht, bis die reichste und innigste Darstellung zu der magersten Baarheit der Urkunde geworden, mit einem Wort, die den Geschichtschreiber aus der Geschichte heraus erzählt, in ihrem innersten Wesen materialistisch. Sie glaubt, der Begebenheit auf den

Kern kommen zu können, wenn sie den zufälligen Eindruck, den sie auf den Darsteller gemacht, von ihrer handgreiflichen Wirklichkeit absondert. Aber der Kern ist ja gerade so flüchtig, dass nur der Geist des Darstellers ihn aufbewahren, nur dessen bescheidene Anerkennung ihn fassen kann. Die falsche Critik ist es, die sich mit der Gesetzmässigkeit des Buchstabens brüstet, in der vor lauter Beweisen die Quelle nirgend mehr kenntlich ist, die selbstgenügsam deshalb von der Quelle entfernt; die wahre aber, wenn sie auch des Gesetzes Werk versäumt, und Aehren ausrauft am Sabbath, ist es, die überall den Sinn für das Ganze der Quelle in Anspruch nimmt.

Florenz ist von dem dreizehnten Jahrhundert an reich an einheimischen Geschichtschreibern, die die kriegerischen Unternehmungen der Stadt, ihre innere Unruhe, den Wechsel der Verfassung, ihre allmälige Erweiterung und Verschönerung mit reizender Ausführlichkeit in ihrer schönen Muttersprache beschrieben haben. Die älteste Chronik von Florenz ist zugleich nach Muratoris Behauptung eine der ältesten, nicht nur in Toscanischer Mundart, sondern überhaupt in Italienischer Sprache; und wie rein und gegliedert erscheint diese hier im Verhältniss zu den Versuchen in andern Dialekten? Auf diese durchaus vaterländische Epoche folgt im funfzehnten Jahrhundert für die Florentinische Geschichtschreibung eine zweite, worin sie in Römischem Gewande erscheint, bis zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts Macchiavell wieder Italienisch, aber wie ein Römer, schrieb, und endlich zu Ende desselben Ammirato und sein Adoptivsohn bis auf das Todesjahr des ersten Grossherzogs alle bisher zerstreuten Nachrichten aufs vollständigste sammelten.

Die älteste uns erhaltene Florentinische Chronik ist die des Ricardaccio Malespini, worin Gott dem Vater zu Ehre und Ruhm, zu Nutz und Frommen derer, die es lesen, sowohl der Gelehrten als der Laien, bis auf das Jahr 1281 nach den geläuterten Berichten weiser Vorfahren manche ergötzliche Geschichten in möglichster Kürze vorgetragen werden sollten. Er, ein edler Bürger von Florenz, sagt Malespini von sich selbst, habe bei einem Aufenthalt zu Rom in dem Hause eines ihm verwandten Edelmanns, Fiorello di Liello Capocci, dessen Ahnen der Gründung von Florenz noch zu der Römer Zeit beigewohnt, mancherlei alte Geschichten gefunden, woraus er, was etwa auf Fiesole oder Florenz Bezug hatte, zusammentrug und dann zu Hause die Ausbeute vieler Chroniken und die Beschreibung dessen, was er mit eignen Augen sah, hinzufügte. Auch von den Nachrichten, die er in der Abtei von Florenz fand, spricht er viel und unterscheidet sie geflissentlich von jenen Römischen, indem er mehrmal wiederholt, er habe dies oder jenes

auf zweierlei Weise aufgezeichnet gefunden. Welcher Art aber diese Geschichten gewesen sein müssen, oder wie er sie zu lesen verstanden, das merkt man bald aus den fürchterlich verstümmelten Namen, aus den verworrenen Begriffen, die er sich von Troja und Rom macht. Da verfehlt er denn nicht, zu rechter Zeit die Abstammung der edlen Geschlechter, vor allen der Uberti, von alt-römischen Fürsten und Rittern bemerklich zu machen. Auch erzählt er gar anmuthig eine Novelle von der Liebe des Verschwörers Catellino, der mit allen seinen Vasallen aus Rom geflohen zu der Königinn Belisea, die an einem Pfingstmorgen vor Christi Geburt die Messe im Dom von Fiesole hört, stattet sie dann aus mit der Herleitung des Ursprungs mancher Namen von umliegenden Oertern und Hügeln. Nun wird von Attila, den der Verfasser oder sein Abschreiber mit Totila verwechselt, von Carl dem Grossen, dem hier, wie in den meisten Stadtgeschichten, gar viel ohne hinreichenden Grund zugeschrieben wird, von den folgenden Kaisern, vorzüglich in Hinsicht auf die adligen Stammbäume, mancherlei beigebracht, bis endlich etwa gegen den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zuverlässigere Nachrichten von Florenz, verbunden mit allgemeinerer Zeitgeschichte, erzählt werden. Mit grosser Vorliebe kehrt Malespini im Verlauf der Geschichte mehreremal zu dem alten Adel und der vornehmen Verschwägerung seines Hauses zurück; wie man denn sowohl hieran als überhaupt an der Wichtigkeit, mit der er der Abstammung, des frühesten Wohnorts, des Platzes gedenkt, wo zuerst das Haus irgend einer Florentinischen Familie gestanden, das Zeitalter, in dem er lebte, recht deutlich wieder erkennt. Vielleicht könnte man aus seinem Ausruf bei Gelegenheit einer Niederlage der Guelfischen Parthei zu Monteaperti auf Gibellinische Gesinnung schliessen. „So, sagt er, wurde die Wuth des undankbaren Volkes von Florenz gezähmt.“ Jedoch behauptet man, dass seine Handschrift vielfach durch Gibellinischen Zusatz getrübt worden.

Die Sprache Malespini's hat die eigenthümlich nachlässige Grazie anspruchsloser Erzählung, die ein noch unaufgeblähtes Jahrhundert verräth. Dieselbe Rücksicht auf sein Jahrhundert erhöht eben so sehr die Bewunderung über die Reinheit seines passenden Ausdrucks, als sie eine gewisse Härte und Unbehülflichkeit in Sonderung und Verbindung der Sätze entschuldigt, die eine Sprache nur durch vielfache Bemühung der Schrift verliert.

Der einzige Geschichtschreiber in Italienischer Sprache, den der sich einredende Muratori für älter als Malespini hält, ist Matteo Spinetti aus Giovenazzo, der die Zeiten von 1247 — 1268 im Apulischen Dialekt beschrieb. Im übrigen Europa, Island und Russland ausgenom-

men, die schon früher einheimische Geschichtsbücher besassen, trat auch erst um diese Zeit die Geschichte aus dem magern Latein, der engen klösterlichen Zelle in die reichere Landessprache adlicher Hofsitte oder bürgerlichen Verkehrs. Kurz vor dieser Zeit hatte der Maréchal Geoffroy de Villehardouin die Eroberung von Constantinopel durch die Kreuzfahrer beschrieben, und dreissig Jahre nach Malespini beschrieb der Sire de Joinville in erwachendem Französisch die Thaten Ludwigs des Heiligen. Das Zeitalter, in dem der Gesang der Minnesänger verhallte, war der Geschichtschreibung in deutscher Sprache keineswegs günstig. Doch schrieb Jacob Twinger von Königshofen, ein Geistlicher zu Strassburg, gerade zur Zeit Malespini's eine gehaltvolle Chronik, vorzüglich des Elsasses, in deutscher Sprache, und bald nach ihm verfasste der Schreiber Gensbein die durch Treuherzigkeit und Sittenschilderung merkwürdige Geschichte von der Stadt und den Herrn zu Limpurg an der Lahn. Ich habe Island und Russland ausgenommen. Denn die Isländer hatten, wie die alten Russen, den unschätzbaren Vorzug, dass die Geschichtschreibung gleich bei ihrer Entstehung in den Händen von Laien sich ihrer Muttersprache bediente. Schon zweihundert Jahre vor Malespini hatte Island seinen Are Frode und vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erreichte die Isländische Geschichtschreibung in Snorre Sturlesons unerschöpflich reicher Heimskringla ihre schönste Blüthe. Schon im eilften Jahrhundert aber hatte Nestor, ein Mönch in der Peczera, einem Kiowischen Kloster, in alt-slawonischer Sprache die Warägische Gründung des Russischen Throns beschrieben. Wenn also Malespini, dessen Chronik um das Jahr 1281 wahrscheinlich kurz vor seinem Tode schliesst, weder der älteste Europäische Geschichtschreiber des Mittelalters, noch der älteste Italiener ist, der sich seiner Muttersprache bediente, so schrieb er doch zuerst und ehe die Lateinische Sprache von den Chronisten der grösseren und gebildeteren Europäischen Völker ganz verlassen worden war, die Geschichte in Toscanischem Dialekt. Florenz hat das Glück, seine Geschichte gleich bei ihrem Erwachen in seiner eigenthümlichen Mundart von geschäftskundigen Männern in dem Sinn, den die Alten dem Wort gegeben, durchaus pragmatisch verfasst zu finden.

Die in den vier folgenden Jahren von der Sicilianischen Vesper bis auf das Jahr 1286 vorgefallenen Begebenheiten begreift die der Chronik des Ricardaccio angehängte Erzählung seines Neffen, Giacchetto Malespini. Es waren dies die Zeiten, wo eine solche Chronik der kostbare Schatz einer Familie war und wo im Lauf der Jahre die Erben hinzufügten, was sich bei ihrem Leben Merkwürdiges zugetragen. Da-

her auch ist so oft darin Alles zusammengehäuft, was von dem Thurmbau zu Babel an dem Verfasser nur irgend zugänglich war. Ueberhaupt mag wohl vieles von dem, was diese Männer über ältere Schriften sagen, die sie benutzten, und denen man vergeblich nachspürt, auf diesen Theil ihres Werkes gehn, worin gewisse Sagen des Mittelalters über die Urzeit sich aufs abentheuerlichste wiederholen. Denn unerklärlich wäre es doch, wenn zum Beispiel die Schriften, deren Malespini gedenkt, sich alle auf Florentinische Geschichte bezogen hätten und also von dem, was zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts noch vorhanden war, sich nichts auf unsre Zeiten gerettet haben sollte. Aber wie möchte damals noch ein entstellter Auszug der Römischen, ja selbst der biblischen Geschichte dem Geschichtschreiber seiner Vaterstadt als ein unschätzbarer Faden erscheinen, woran er, was er selbst erfahren, oder von älteren Leuten aus einem näheren Gesichtskreis gehört hatte, anzuknüpfen suchte?

Schon innerhalb der Grenzen des zweiten Abschnitts der Florentinischen Geschichte nach Einführung des Priorats schrieb Dino Compagni, Dante's Zeitgenosse, dessen politisches Leben die unruhigen Zeiten neuer Partheiung der Schwarzen und Weissen befasst. Sein Werk schliesst sich unmittelbar an das des Ricardaccio Malespini an und erstreckt sich bis auf das Jahr 1312, begreift also nur 32 Jahr. Ihn hatte, so sagt er, das Andenken alter Geschichten lange getrieben, die gefahrvollen Zeiten zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu beschreiben, deren Anfang besonders keiner besser zu sehn vermochte, als er. In kräftiger und gediegener Bündigkeit schildert er die Lage der Stadt, die, von waffengeübten, stolzen, zwieträchtigen Bürgern, von schönen und artigen Frauen bewohnt, voll herrlicher Wohnungen, nützlicher Gewerbe und Künste, durch verbotenen Wucher reich von benachbarten Ortschaften mehr ängstlich gefürchtet, als geliebt wurde.

„So mögen denn ihre Bürger, ruft er aus, weinen über sich und über ihre Söhne, die durch Stolz, Bosheit und Eifersucht in kurzer Zeit eine so edle Stadt vernichtet; das Gesetz, die Ehre, den langsamen, mühseligen Erwerb ihrer Ahnen verfälscht und geschändet haben. Mögen sie der Gerechtigkeit Gottes gewärtig sein, die durch viele Zeichen ihnen Uebles verkündet, den Strafbaren, in deren Macht es stand, sich nicht unterjochen zu lassen. Ihr seid es, so redet er am Ende noch einmal seine Mitbürger an, durch die die Welt mit bösen Sitten und unerlaubtem Gewinn angesteckt worden. Jetzt fängt die Welt wiederum an, ihre Rechte zu nehmen. Der Kaiser, so schliesst er die Gibellinische Drohung, der Kaiser wird Euch zu Wasser und

zu Lande anfangen und ausplündern lassen.“ Die Bitterkeit, mit der Compagni hier zu seinen Landsleuten redet, erklärt sich einigermassen aus dem bedeutenden Antheil, den er an der Gründung der neuen bürgerlichen Verfassung genommen, aus der Art, wie der Freund der Freiheit eine Parthei ansehen musste, die die Stadt dem Neapolitanischen Einfluss des Carl von Valois hingegeben und auch späterhin ihre Unabhängigkeit schlecht zu behaupten wusste. Bei der Gründung des neuen Regiments war er als Jüngling unter denen aus der Bürgerschaft, die es durchgesetzt; er war einer der ersten Gonfalonieri di giustizia, durch deren Würde Giano della Bella, sein Freund, das Volk vor den Beleidigungen der Partheien aus den Grossen schützen wollte; er war der erste, der es wagte, in seiner neuen Stelle die Häuser einiger grossen Familien, der Galigai, von denen ein Mitglied sich vergangen, und ihrer Genossen nach den Gesetzen niederreissen zu lassen. Später, zu Anfang des 14ten Jahrhunderts, war er noch einmal unter den Prioren, zu denen das Volk besonderes Vertrauen fasste, weil es, wie er sich ausdrückt, einträchtige Männer ohne Frechheit waren, die die Aemter beiden Partheien gemein machen wollten, als die da sagten: dies ist das letzte Heilmittel. Dieser Zorn wider die Guelfischen Grossen, die nach gänzlicher Vernichtung der Gibellinischen Parthei täglich sich gegen das Volk mehr erlaubt hatten, ist die Seele der merkwürdigen Chronik des Dino Compagni, ja er ist darin dem Dante zu vergleichen, der eben um diese Zeit mit der weissen Parthei vertrieben, wie Dino wenigstens in diesem Eifer sich mit den Gibellinen vereinigte. Man erkennt deutlich an dem reifen Urtheil dieses Schriftstellers den durch bürgerliche Bewegungen vielfach geprüften Mann, an dem gediegenen Nachdruck seines eifernden Ernstes, an der Toscanischen Reinheit seiner Sprache, seiner aus dem Leben gegriffenen Darstellung den Gefährten Dantes. Man darf behaupten, dass die leider nur zu kurzen Bücher, worin Dino fast ausschliesslich die 32jährige innere Geschichte von Florenz beschrieben, eben, weil sie die Farbe ihrer Zeit nirgend verläugnen, so tief in ihr Weben und Treiben einführen, wie mittelbare Darstellung, selbst die eines Maechiavelli, dem dies Buch nicht bekannt geworden scheint, es nie vermag. Ja, es darf dem ehrwürdigen Gonfalonier von Florenz der Platz, sei es auch in bescheidener Entfernung, neben den grossen Geschichtschreibern selbst durchlebter Zeiten, die doch auch nicht mehr vermochten, als Leben zu schildern, neben Thucydides, Caesar und Clarendon nicht streitig gemacht werden. Auf jeden Fall steht er höher als seine Vorgänger und die meisten seiner Nachfolger. Sein Werk wurde erst im 18ten Jahrhundert von Muratori

in dessen Sammlung durch den Druck ans Licht gezogen, wenn auch die Academia della crusca bei ihrer Bemühung, die Toscanische Sprache zu fixiren, sich dessen früher in der Handschrift zugleich mit der Chronik Malespini's und des Villani als vollgültiger Zeugen bedient hat.

Auf den Dino Campagni lassen wir den Giovanni Villani folgen, den gegen das Ende eben dieses Abschnitts der Florentinischen Geschichte die grosse Pest hinraffte. „Ich kann es bezeugen, sagt er bei seiner Erzählung von dem um das Jahr 1300 zu Rom gefeierten Jubileum, denn ich war dabei zugegen und sah es; als ich mich damals auf jener gesegneten Pilgerschaft befand, als ich ihre grossen und alten Trümmer erblickte und las die Geschichten und Heldenthaten der Römer, wie Virgil, Salust, Titus Livius, Valerius, Paul Orosius und andere Meister der Geschichten sie beschreiben, die sowohl die kleinen als die grossen Dinge aufgezeichnet, denen, die da kommen sollten, zu Gedächtniss und Beispiel, da nahm ich von ihnen Schreibart und Manier, mochte ich auch zu solchem Unternehmen kein würdiger Schüler sein. Aber, erwägend, dass unsre Stadt Florenz, die Tochter und das Werk Roms, im Fortschreiten und grosse Dinge zu verfolgen aufgelegt, Rom hingegen im Sinken sei, schien es mir passend, in diesen Band einer neuen Chronik die Begebenheiten und Alterthümer der Stadt zu sammeln, sofern es mir, sie aufzusuchen und zu finden, möglich sein würde, und in vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Zeiten, so lange es Gott gefällt, ausführlich die Thaten der Florentiner und andre merkwürdige Welthändel nach bestem Wissen zu verfolgen — unter Gottes Segen, in dessen Zuversicht ich das Unternehmen begonnen, die Armuth meiner Wissenschaft bedenkend, auf die ich mich nicht verlassen haben würde. Und so mittelst der Gnade Christi fing ich an, in dessen 1300sten Jahr, nach meiner Rückkehr von Rom, dies Buch zu compiliren — zu Ehren Gottes und des heiligen Johannes, unsrer Stadt Florenz zur Verherrlichung."

Wie tritt uns aus diesen Worten Villani's Weihe zum Geschichtschreiber einfach und klar entgegen. Nicht der Zorn ist es, der ihn begeistert, wie den Dino Compagni; es ist die Freude an dem Fortschreiten seines zu grossen Dingen aufgelegten Vaterlandes. Er gedenkt des Eindrucks, den die Alten auf ihn gemacht haben und täuscht sich bescheiden über ihren Einfluss auf seine Darstellung. Die Länge und Abtheilung seiner Periode, in der schon eine Ahnung von Boccaccio's umständlicher Ruhe liegt, mag er vielleicht doch seiner Kenntniss Römischer Schriftsteller verdanken. Endlich nennt er sein Werk eine Compilation zu Ehren Gottes und der Stadt zur Verherrlichung.

Und das war es auch, ein Familienkleinod, wie die Chronik Malespini's, die Villani mit jener schriftstellerischen Unbefangenheit der Zeiten, die der Erfindung der Buchdruckerkunst vorhergingen, in langen Bruchstücken, ohne sie zu nennen, fast wörtlich wiederholt.

Giovan Villani war bürgerlicher Herkunft, ein Kaufmann, der auf Reisen Brabant und Frankreich gesehen und also auch von dortigen Händeln gar Vieles zu erzählen wusste. Er führte die Waffen wider den furchtbaren Lucchesen, Castruccio Castracani, er gehörte mehreremal zur Signoria, schloss einen Frieden mit Lucca, und führt selbst die Rede an, die er in Auftrag des Staats bei der Gründung der Grenzfestung Firenzuola hielt. Das grosse Ansehn, dessen er in seiner Vaterstadt genoss, schützte ihn nicht vor der Schmach, noch in seinem hohen Alter durch den Bruch eines Handelshauses, an dem er Antheil hatte, in den Schuldthurm geworfen zu werden, und daraus erklärt sich vielleicht jener Missmuth, den man besonders in den beiden letzten Büchern seiner Geschichte bemerkt haben will. Seine Erzählung, wo sie ihm angehört, also vorzüglich seit der Gründung des Priorats, ist einfach und schmucklos, seine Charakterschilderung treffend und reich, und wenn er auch nach Art der Chronikenschreiber seine kurzen Abschnitte anfängt: In dem Jahr Christi geschah dies oder jenes; so fehlt es ihm doch eben so wenig an historischer Uebersicht, als an der fesselnden Anmuth eines noch schlaftrunkenen Zeitalters. Der durch den Handel erweiterte Gesichtskreis, eine gewisse kaufmännische Theilnahme an den Händeln der Päpste, Kaiser und Könige giebt ihnen in Villani's Chronik einen grösseren Raum, als sie in der Malespini's erhielten, der ihrer nur in Bezug auf den Wechsel Guelfischer und Gibellinischer Factionen gedenkt. Unter allen älteren Florentinischen Geschichtswerken ist das des Villani das berühmteste, mit Recht, da es einen langen Zeitraum würdig geschildert, und da leider die, freilich vorzüglicheren, Memorien des Dino Compagni nur 32 Jahre begreifen. Jene patriotische Vorliebe zu freilich nie ganz treffenden Vergleichen nach aussen glaubt in Villani's heitrer Frömmigkeit und gemüthlicher Ausbreitung den Florentinischen Herodot erkannt zu haben.

Wie die Chronik Malespini's von dessen Neffen fortgeführt worden, so schrieb auch an der Giovan Villani's sein Bruder Matthäus fort. Er erzählt, freilich weitschweifiger, die Begebenheiten seiner Zeit, bis auch er im Jahr 1363 an einer neuen Pest starb und seinem Sohn Philipp die Vollendung seines eilften Buchs überliess.

Neben dem Guelfen Villani muss des Paolino di Piero gedacht werden, der besonders in der Geschichte seiner Zeit 1270 — 1305 man-

ches erzählt, was jener aus Partheihass verschweigt und in Aufhellung und Berichtigung der ältesten Geschichte frühes und bedeutendes Verdienst hat.

Es würde zu weit führen, schon hier, wo wir nur das Wesen Florentinischer Geschichtschreibung in ihren vorzüglichen Stellvertretern beleuchten wollten, mit eben der Ausführlichkeit weniger bekannter Namen zu gedenken, deren Werke sich in den Delizie degli eruditi des Barfüsser-Carmeliters San Luigi, in der Raccolta di varie chronichette che fanno testo di lingua toscana, in der Racolta di scrittori d'Italia oder in der vortrefflichen Sammlung des gelehrten Muratori befinden. Von dem handschriftlichen Reichthum giebt Manni einen Begriff, der zugleich in seiner Metodo per istudiare le storie di Firenze die Schriftsteller in ihrer Folge aufführt. Das zugänglichere, ausgedehnte und unschätzbare Werk Tiraboschis über die Geschichte der Italienischen Litteratur versagt auch hier nicht leicht wenigstens vorläufige Auskunft. Wachler hebt in seiner Geschichte der historischen Wissenschaften mit viel selbstständigerm Urtheil die Charaktere der Schriftsteller treffend hervor. Ein dem Titel nach wahrscheinlich erschöpfendes Werk muss wohl die im Jahr 1804 erschienene bibliographia storica ragionata della Toscana von Moreni sein, die sich indess nicht auf der Göttinger Bibliothek befindet.

Wie sehr aber in jener Zeit, besonders als kurz nach Villani's Tode die Macht des Adels gänzlich gebrochen worden, die Theilnahme an der Geschichte der Stadt, die jetzt erst ein Eigenthum des gemeinen Bürgers geworden zu sein scheint, sich unter allen verbreitete, das zeigt der Auszug aus dem Villani, den, in zierlichen Terzerime, der Bürgerschaft Glockenzieher und Trompeter: Antonio Pucci, verfasste.

In eben dem Maass, wie diese Theilnahme später bei zunehmendem Einfluss zuerst des Pöbels, dann der Mediceer, zu versiegen scheint, verbreitete sich glücklicherweise jene kaum jemals so rührige Kenntniss des klassischen Alterthums, seit um die Mitte des 14ten Jahrhunderts der Florentiner Petrarca wie ein Triumphator des alten Roms auf dem Capitol mit dem Lorbeerkranze geehrt worden. Die Geschichte ist nicht mehr das Werk anspruchloser Freude an der Begebenheit, oder die späte Frucht eines geschäftigen Lebens. Sie wird aus einem rednerischen Drange zur Darstellung, der, von den Mustern der Alten aufgeregt, emsig nach einem Stoff, woran er etwas Aehnliches bilde, umhersucht. Wie glücklich die Männer, denen der nächste zugleich als der würdigste Stoff erscheinen musste, vor allen aber die Florentinischen Gelehrten, die in der Geschichte ihrer Stadt den reichen, innern Zusammenhang

fanden, der, von der Freiheit unzertrennlich, ja nur durch sie möglich, zugleich aber unerlässliches Bedürfniss des wahrhaften Geschichtschreibers wird. Zwar treten noch hin und wieder Geschäftsmänner auf, und es wird sich im Verlauf dieser Vorträge manche Gelegenheit finden, sie namhaft zu machen, die in ihrer Muttersprache eine Reihe von Begebenheiten als Augenzeugen beschreiben, wie denn zum Beispiel Gino Capponi, der Eroberer von Pisa, von dem Tumult der Wollkratzer eine Geschichte hinterlassen; aber die eigentlichen Geschichtschreiber sind doch jetzt die Secretarien der Republik, Männer, die gelehrte Bildung mit steter Uebung in den Geschäften verbinden mussten, da sie recht eigentlich dazu da waren, öffentlichen Staatsverhandlungen ein Römisches Colorit zu geben. Dasselbe erreichten sie auch in ihren Geschichten. In dem antiken Nachdruck Leonardo Bruni's, der die Geschichten von Florenz in zwölf Büchern bis zu Anfang des 15ten Jahrhunderts verfolgt, aber sich beinahe zu schämen scheint, aus seiner Römischen Höhe zum Einzelnen herabzusteigen, so dass er weder Namen noch Jahrzahlen nennt; in der numerosen Eleganz, der patriotischen Schminke Poggio Bracciolini's, der die Alten an vielen Stellen selbst in ihren Nachlässigkeiten nachahmt, nimmt sich die kriegerische Hoheit von Florenz auf das Stattlichste aus. Aber eben deshalb führen sie weniger in den eigenthümlichen Zustand von Florenz ein, als ihre Vorgänger. Wie die Griechen die Römische Geschichte graecisirten, so romanisirten diese Gelehrten die Florentinische. Das innere Leben dieser Stadt war zu originell, als dass es nicht in jeder andern Sprache, als in der Florentinischen, dargestellt zu werden verschmäht hätte. Dies Gebrechen erkannte Macchiavelli, auch er Segretario der Republik, wie Leonardo und Poggio. Zu seiner Zeit wiederholte die Stadt kurz vor dem gänzlichen Untergang ihrer Freiheit noch einmal rasch und heftig die alten Krämpfe, gleichsam, als wolle sie nur noch kurz vor ihrem Erlöschen einen ihrer würdigen Geschichtschreiber erziehn. Der Fall von Florenz bezeichnet zugleich den Untergang des städtischen Republikanismus der Italiener, der in Genua und Venedig immer mehr versauerte, während er in San Marino zur Caricatur wurde. Mit Recht gedenkt Sismondi hier das Gemälde, was er von den Italienischen Freistaaten des Mittelalters so glücklich angefangen, zu schliessen. Es war der letzte Augenblick, in dem ein Mann gebildet werden konnte, der für kommende Jahrhunderte das Andenken jener siedenden und sprudelnden Gährung, die der Entwicklung menschlichen Vermögens so wenig hinderlich scheint, auf eine lebendige und anschauliche Weise aufbewahren konnte. Dieser Mann ward Macchiavelli, und wie es denn gewöhnlich geschieht,

dass endlich alle Strahlen, die in Vielen gebrochen erschienen, in einem Einzigen gesammelt werden, den das Schicksal zum glücklichen Erben der Mühe und des Ruhms seiner Vorgänger bestimmt hat, so traten auch die Namen der Uebrigen, die die Geschichte von Florenz nicht ohne Erfolg zu bearbeiten unternommen, nach und nach in immer tiefere Vergessenheit zurück und Nicolo Macchiavelli wurde der vielgenannte Repräsentant Florentinischer Geschichtschreibung.

Es ist erzählt worden, wie sich der Plan seiner Geschichte ausgebildet hat; wir werden zu oft auf seine Ausführung des Einzelnen zurückkommen müssen, als dass sich die Kenntniss seiner Darstellungsart nicht als eins der Resultate dieser Vorlesungen im Ganzen ergeben müsste. Doch dürfte es nicht unpassend sein, hier den politischen Charakter Macchiavelli's in seinen Hauptzügen vor der Entstellung des Missverständnisses zu sichern. In einer Zeit nämlich, wo Italien, der Schauplatz verheerender Kriege zwischen der Spanisch-Deutschen und Französischen Macht, durch gänzliche Erschlaffung eigner militärischer Kraft die leichte Beute auswärtiger Sieger war, richtete sich natürlich das Augenmerk aller vaterländisch gesinnten Männer auf seine Befreiung von den Barbaren, wie die Italiener seit Petrarcas Zeit im Stolz erträumter Abkunft von den alten Römern alle transalpinischen Völker nannten. Dies war die Seele, das, woraus alle politischen Gedanken Macchiavell's hervorgingen, das, wohin alle seine Rathschläge zielten. Denn mit leerer Aeusserung eines Wunsches dünkte ihn nichts gethan. Er sah sich um nach allen Mitteln, die sich darboten, Italien zu retten. Die Erinnerung einer Bundesverfassung hatte Italien nicht, um daran die Hoffnung einer freien Zukunft zu knüpfen. Mehrmal zwar hatte es geschienen, als wolle die päpstliche Macht den Italienern einen Mittelpunkt geben, aber ihr geistliches Ansehn war gebrochen und nahm, wie Macchiavelli sagt, in dem Verhältniss ab, wie man sich Rom näherte. Als der Römersinn Julius II. den Gedanken, Italien zu befreien, auffasste, und nun das Haupt der Christenheit wie ein Ritter geharnischt in den Reihen der Soldaten erschien, da mussten seine Pläne an der kurzen Dauer seiner Verwaltung scheitern. Mit vorahnender Trauer hatte Macchiavell in dem grossen Lorenzo de' Medici den letzten Mann hinscheiden sehen, dessen gesunder Sinn und allvermögender Einfluss Italien vielleicht noch gegen den drohenden Einfall der Fremden vereinigen konnte. Immer heilloser hatten die kleinlichsten Ränke die Mächte Italiens in die Unmöglichkeit versetzt, sich zu trauen. Das politische Verderben war, wie immer die Folge des sittlichen. Dieses aber hatte sich wohl nur unter den Römischen Kaisern schamloser ge-

zeigt, als damals kurz vor der Reformation in Italien, und über den Trümmern der freien Verfassungen hatte ein böser Nachgeschmack des Alterthums christliche Frömmigkeit, die Selbstsucht angestammte Sitten verdrängt. Wo war Hülfe?

„In Christus, sagte Savonarola. Zerschlagt, was Euch von ihm entfernt; machet gemein Eure Hab' und Euer Gut; vergesst Eure gekräuselten und klingelnden Reden; verschmäht die Unzucht des Alterthums, selbst jenen künstlerischen Sinn, der rundet und feilt, bis alle Ecken der Sittlichkeit abgestossen, bis aller innerlich zehrende Ernst zu lächelnder Behaglichkeit wird. In büssender Zerknirschung werft Euch hin vor Gott, ob er seine Hand, die schwer auf Euch ruht, von Euch heben wolle. Denn Ihr seid es nicht werth, dass er sich Eurer erbarme. Aber seine Gnade ist überschwänglich."

So etwa predigte der Dominikaner im Dom von Florenz und hingerissen wurde Alt und Jung, ergriffen wurden Gelehrte und Laien. Selbst Pico, der Fürst von Mirandola, ein Inbegriff aller Bildung und Gelehrsamkeit des Mediceischen Zeitalters, machte sich anheischig, die Welt, Christus predigend, barfuss zu durchwandern.

Und wo war Hülfe, wenn nicht hier? Aber anders waren die Wege der Vorsehung.

Wäre damals von Florenz die Reformation ausgegangen; der Gegensatz gegen die Bildung der Zeit, die mit ihren Lastern allzu innig verwebt war, würde die Wissenschaften mit in den bodenlosen Abgrund der Busse gezogen, würde die Künste geächtet, die eben hervorgegrabenen Werke des Alterthums zum zweitenmal und dann wohl auf immer zertrümmert und der Scheiterhaufe, der den Savonarola verbrannte, würde vielleicht, hätte dieser gesiegt, die kaum geretteten Schriften der Griechen und Römer verzehrt haben. An einem andern Ort sollte die Glut des Evangeliums weniger kostbare Nahrung finden, ja sie sollte auf den Weg zu der Schönheit des Alterthums leuchten. In Italien hätte sie die Bildung vernichtet, in Deutschland stand sie mit ihr im Bunde, und der Scheiterhaufe zu Wittenberg brauchte nur das Canonische Recht zu verbrennen.

Wie Savonarola, die Sache an ihrem eigentlichen Kern zu fassen, scheint Macchiavellen versagt worden zu sein. Er war bewandert in der Kenntniss des Alterthums, seit seinem 29sten Jahr in Diensten des Staats, Kanzler der Republik, mit wichtigen Gesandtsaften häufig geehrt. Wenn er auch den Untergang aller Frömmigkeit häufig als die Ursache des Unglücks angiebt, so lagen doch die Mittel, die er aufsuchte, hauptsächlich in dem Kreise seiner Bemühungen, seiner Anschauungen.

Wo ist Hülfe? Auch Macchiavell warf sich diese Frage auf.

In Verfassungen, erwiederte er, und so entstanden seine unvergleichlichen Discorsi über die erste Decade der Bücher des Livius. Wie ein freies Leben, durch innere Ordnungen gesichert, nach aussen stark werden könne, das zeigt hier Macchiavell bei Gelegenheit der ersten Entwicklung Römischer Verfassungen. Aber bürgerlicher Freiheit war Italien nicht mehr empfänglich. An der Seite Pietro Soderini's, dem der Gonfalone di giustizia, der sonst alle zwei Monate wechselte, für immer gegeben worden, (ungefähr wie Rom einst dem Pompejus zu Liebe die Natur des Consulats verfälschte), hatte Macchiavelli versucht, seiner Vaterstadt verfassungsmässige Freiheit zu sichern. Aber Soderini's Redlichkeit war der Grösse des Moments nicht gewachsen. Als seine Seele sich an den Pforten der Hölle zeigte, so erzählt eine Dichtung Macchiavells, da schallte es ihr entgegen: Wozu die Hölle? Fort mit ihr in die Vorhölle der Knaben.

La notte che morì Pier Soderini
L'almase n'andò dell' inferno alla bocca
E Pluto la gridò: anima sciocca,
Che inferno? Va nel limbo de' bambini!

Wer sieht in diesem Urtheil über die politische Pinselei des wakkern Soderini nicht den geistreich-ernsten Mann von dunkler Olivenfarbe und blitzenden Augen, der den Fürsten schreiben, es dabei ehrlich meinen konnte, den Mann, der alle, die ihn süsslich und abgeschmackt in Schutz genommen haben, auch in die Vorhölle der Knaben verwiesen haben würde.

Mit dem beständigen Gonfalonier wurde auch der Segretario gestürzt, ja später ward er das Opfer einer, eben dieser Unempfänglichkeit für die Freiheit wegen, misslungenen Verschwörung gegen die Mediceer, in die man ihn, so wie mehrere Mitglieder der Akademie in den Gärten der Rucellai verwickelt glaubte. Man erzählt, er sei seines Amtes entsetzt, verhaftet, ja gefoltert worden.

Macchiavell fand also in den Verfassungen nicht, was er suchte. Er musste sich nach einem andern Mittel zur Befreiung seines Italienischen Vaterlandes umsehn.

Als die Städte aufgehört hatten, ihre Bürger selbst zu bewaffnen, bildeten sich nach und nach in ihrem Sold jene Condottieri, die bald von diesem, bald von jenem bezahlt, unblutige Fehden führten und das Mark der Länder aussogen. Hin und wieder zeigte sich unter ihnen ein hervorragender Charakter, und der Wunsch, einer dieser Rottenhäupter möge sich stärken, durch ernste Uebung der Waffen, durch

Römische Kriegszucht und die alte Ordnung der Heere seiner Macht Bestand geben, erzeugte bei Macchiavell leicht verzeihliche Hoffnung, wenn ihm ein Mann begegnete wie Fabrizio Colonna, dem es nicht an Römischer Würde fehlte und der vielleicht dem Bilde gleichen mochte, was Macchiavell in dem Leben Castruccio Castracanis von einem solchen Heerführer entworfen hatte. Ihn also führt Macchiavell redend ein in jenen Büchern über die Kriegszucht, worin er die seiner Zeit geläufige Nachahmung des Alterthums auf kriegerische Gegenstände zu lenken sucht. Und wie richtig, wie folgenreich, wenn er damals durchgedrungen wäre, das bewies später der unsterbliche Moritz von Oranien. Aber auch diese Saat sollte in Italien nicht aufgehn.

Da geschah, dass Cesare Borgia, Herzog von Valentinois, der Sohn des berüchtigten Papst Alexander des Sechsten, gleichgültig wie sein Zeitalter gegen jedes Mittel, anfing, durch Verrath und Meuchelmord eine schnell erweiterte Herrschaft über viele Städte, die er nachher gerecht verwaltete, zu gründen. In der Befestigung der Macht dieses sonst kräftigen und geistvollen Mannes glaubte Macchiavell, gern getäuscht, eine neue Stütze seiner schwankenden Hoffnung zu finden. Er schrieb ein Werkchen: von der Art, wie der Herzog von Valentinois seine Feinde Vitello Vitellozzi, Camillo de' Orsini und einige andre in den Hinterhalt gelockt und sich ihrer entledigt habe, um den Besitz dieser Usurpatoren widerum zu usurpiren. Ohne zu urtheilen, schildert er die Klugheit, die Cesare Borgia, den er sonst mit gebührendem Unwillen zu nennen wusste, bei diesem Unternehmen angewandt. Als nun der zweite Lorenzo de' Medici, Herzog von Urbino, der Vater jener Catharina, die nachher den Französischen Thron bestieg, von der Verwandtschaft Leo X., der Freundschaft Franz I. unterstützt, den kühnen Gedanken fassen konnte, Florenz zu befestigen, Lucca und Siena zu erobern, von dem Tyrrhenischen Meer bis ans Adriatische zu herrschen, und ein neues Italienisches Reich zu gründen, da widmete ihm Macchiavell sein Buch vom Fürsten, worin er, immer auf seinen Zweck bedacht, im Geiste jener Zeit, der Treu' und Glauben verschwunden war, einfach und praktisch die zu Erhaltung einer solchen Macht tauglichen Mittel schildert. Damit nun ja Niemand sich über die Absicht dieser merkwürdigen Schrift täusche, enthält sie eine mit hinreissender Beredsamkeit geschriebene Aufforderung an den Lorenzo, sich zur Stiftung eines solchen Reichs zu ermuthigen, darauf eine vaterländische Kriegsmacht in Römischem Geist zu gründen und Italien von den Barbaren zu befreien. „Dann, so schliesst er mit den schönen Worten Petrarca's, dann wird Tugend wider die Wuth die Waffen ergreifen und kurz

wird der Kampf sein, denn noch ist die uralte Kraft nicht in Italienischen Herzen erstorben."

Virtù contra'l Furore
Prenderà l'arme e fia'l combatter corto
Che l'antico valore
Negl' italici cor non è già morto.

Wer sieht nicht in dieser Auseinandersetzung den von einer grossen und gerechten Absicht, seinem Vaterlande die Selbstständigkeit wiederzugeben, innig ergriffenen Mann, der erst emsig und redlich, dann mit jenem blinden Gradaus beinahe verzweifelnder Hoffnung, nach jedem Mittel greift, was seine hohen Pläne fördern kann? Und nun lässt sich nach 72 Jahren zu Ende des 16ten Jahrhunderts Innocenz IX. durch den Jesuiten Possevin verleiten, die Sturmglocke über den von Kaiser Karl V. noch wohl verstandenen Fürsten des Macchiavell zu ziehn und bald heisst Macchiavellism der Inbegriff alles gehässigen Verraths, aller tyrannischen Willkühr, so dass, wer von dem beredten Adel des grossen Mannes hingerissen wurde, sich auf mancherlei Weise hin und her wandte, um die, wie er glauben musste, beinahe unerklärlichen Gegensätze dieses Characters mit einander zu reimen. Johann von Müller selbst, der die Geschichten dieser Zeit unablässig erforscht, der den Macchiavell von Jugend auf in jener Religion der Geschichtskunde, der er ergeben war, wie einen Heiligen verehrt, der ihn wieder las und verstand, wie wenige Deutsche, Müller selbst nahm zu der spielenden Auskunft seine Zuflucht, Macchiavell habe im Fürsten das Gemälde tyrannischer Künste aufgestellt, um davor zu warnen. Viele Andere sahen in dem Buch nichts als doch gewiss unpassende Ironie oder gar Hinterlist, Herder vielleicht am richtigsten eine Naturbeschreibung der Tyrannei. Nur hätte mehr, als es geschehn, auf die grosse Absicht eines ohne sie doch zweideutigen Unternehmens hingewiesen werden müssen. Macchiavell, als man ihm sagte, er lehre die Fürsten tyrannische Künste, hatte nichts erwidert als: „Ja, und die Völker, sie zu verschmähn." Dieser letzte Zusatz, der Müllern irre führen konnte, gilt nur in der Voraussetzung, dass die Völker der Freiheit werth seien, und bezieht sich wohl eher auf die sonst nie verhehlten und auch im „Fürsten" hin und wieder offen wiederholten Gesinnungen Macchiavells als auf irgend einen Rückhalt dieser gewiss durchaus ehrlich gemeinten Schrift. Dies Ja Macchiavell's aber hören wir mit kaltem Blute, denn wem wird er nicht klar, jener grossartige Wunsch: vertreiben möge eine Italienische Macht die transalpinischen Völker, es koste, was es wolle; diese Macht möge sich gründen auf den Trümmern elender, ohnmächtig zersplitterter Tyrannei,

ja der Teufel möge durch Beelzebub vertrieben werden, wenn nur Italien sich dadurch befreie. Wer auf einem, fremden Verheerungen preis gegebenen Boden, unter allmäligem Verschwinden einheimischer Sitten lebt, wer sich mit sehnsüchtiger Verzweiflung nach Hülfe umsieht, die, wie Savonarola von oben zu erwarten, sein Glaube nicht stark genug ist, wohin wird der getrieben, wenn nicht dahin, den Teufel müsse seines Gleichen bezwingen?

Ich habe es versucht, den Ernst Macchiavell's dem Anathem seiner Feinde, den hinkenden Entschuldigungen seiner Freunde zu entreissen, damit ich es getrost wagen dürfe, den grössten Geschichtschreiber von Florenz ohne seelenlose Compensation von Lob und Tadel, ohne gesuchte Deutung und gleissnerische Lauigkeit oft und gern zu nennen.

Wessen aber dürfte ich wagen, nach diesem Manne Erwähnung zu thun, wenn nicht in diesen Vorträgen wie auf der Erde in dem Augenblick, wo der Grösste die Bühne verlässt und man nun glaubt, keiner werde mehr den Muth fassen, zu leben, der gewohnte Lauf der Stunde sein Recht behielte und sich bald die Bühne von neuem mit unbedeutenderen Gestalten anfüllte, die auf ähnliche Weise zuversichtlich und unbefangen ihre Stelle zu behaupten trachten müssten. Doch ist der, den ich dem Macchiavell zunächst nennen werde, nicht unwürdig neben ihm zu stehn, wäre es auch nur des schönen Muthes wegen, mit dem er selbst sich neben ihn gestellt. Dieser Mann ist Johann Michael Brutus, der im Jahr der Reformation geboren gegen das Jahr 1562 in wahrhaft Römischer Sprache voll des wärmsten Freitheitsgefühls eine Geschichte von Florenz schrieb. Man wird beinahe gezwungen, dem Namen dieses Mannes die Römische Endung zu lassen, weil wirklich darin, sei es ein Spiel der Vorsehung, sei es eine geheime Kraft, die man vielfältig in dem Namen als durchaus zu unserm Wesen gehörig bemerkt haben will, etwas für ihn Charakteristisches liegt. Wie die Farbe seiner Schreibart, so ist sein Geist ächt Römischer Art, und wenn dem Mörder Caesars das Gespenst seines Urahnen, des ältesten Consuls, vorangeleuchtet haben mag, so erkennt man in diesem Venetianischen Gelehrten manche Spur jenes in unglückliche Zeiten verirrten Freiheitsgefühls, wodurch die Schwärmerei des letzten Römers häufig bis zur Nacheiferung liebenswürdig erschienen ist. Macchiavells pragmatischer Verstand konnte es noch wagen, seine, obschon verwahrloste, Zeit scharf ins Auge zu fassen; er durfte sich einlassen auf eine Wirklichkeit, aus der vielleicht sich etwas Besseres hervorentwickeln liess; er durfte, ohne seiner Freimüthigkeit Abbruch zu thun, in der damaligen Lage der Dinge die allmälige Befestigung der herrschenden Faction

durch populäre Künste und unerbittliche Strenge gewissermassen als geschichtliche Nothwendigkeit für wünschenswerth halten, und da er nichts wünschte, als vaterländischen Bestand, seine Hofnungen an das Haus der Medici anknüpfen, und so nicht ohne Vorliebe die allmälige Erweiterung ihres Ansehns schildern. Nicht so Brutus. Für ihn gab es schon keine Wirklichkeit mehr, auf die er sich hätte einlassen können. Je fester die Mediceische Herrschaft gegründet war, je weniger wahrhaft grosse Eigenschaften sie unterstützten, desto weiter musste sich der Bruch zwischen schwärmerischer Liebe alterthümlicher Freiheit und unerschrockenem Auffassen der Gegenwart in edleren Gemüthern aufreissen. Von früher Jugend auf hatte Brutus, wegen hartnäckiger Aeusserung seiner Gesinnungen verfolgt, in transalpinischen Ländern ein unstetes wissenschaftliches Leben geführt, und endlich zu Florenz in dem Hause der mächtigen Capponischen Familie, die sich noch erinnerte, der Mediceischen gleich gewesen zu sein, ermunternde Aufnahme gefunden. Hier war es, wo ihn zuerst der Unwille über die käufliche Redseligkeit des Paul Giovio, der sich rühmen mochte, durch erlogenes Lob mehr Ringe geärndtet zu haben, als Hannibal nach der Schlacht von Cannae, und der mit den bittersten Verläumdungen derjenigen, die ihn nicht bestechen wollten, seine Schmeicheleien zu würzen wusste, die Florentiner gegen ihn in Schutz zu nehmen veranlasste. Er beschrieb das Emporkommen der Mediceer, mit gerechter Würdigung, nicht ohne Aufdeckung mancher vom Macchiavell verhehlten Zweideutigkeit, wahrscheinlich nicht bloss durch wichtige Schriften, sondern auch durch die noch nicht erloschene Ueberlieferung der unterdrückten Parthei vielfältig unterstützt, bis zu dem Tode Lorenzo's de' Medici, so dass er die ältesten Zeiten nur vorübergehend in der Einleitung berührte, später den Macchiavell bis zu Ende begleitete, die Zeiten, die Giovio beschrieben, auf den er es vorzüglich gemünzt hat, also gar nicht erreichte. Der Hass der Medici, der den Brutus zwang, Florenz zu verlassen, der sich lange vergebliche Mühe gab, seine Geschichte zu unterdrücken, erreichte nur, dass ihre Seltenheit im 18ten Jahrhundert eine neue Venetianische Auflage veranlasste. Hat dieser Hass die zweite und deshalb unendlich wichtigere Hälfte derselben, weil sie ein viel gräßlicher entstelltes Zeitalter, das einer noch nicht ausgestorbenen Generation schilderte, wirklich vernichtet, oder ist sie noch irgendwo verborgen, oder ist das Gerücht ihrer Existenz ungegründet? — diese Fragen sind bis jetzt nicht befriedigend beantwortet. Wie dem aber auch sei, immer ist die bekannt gewordene Hälfte durch den schönsten Fluss der würdigsten Rede, durch manche wichtige Nachricht und den Geist des

Verfassers eben so unschätzbar, wie es kaum die von Tiberius verbrannten, im Tacitus doch wohl dem Sinne nach erhaltenen Annalen des Cremutius Chordus, oder die Carthagischen Hanno's gewesen sein würden. Wäre es auch nur, weil Macchiavell im Brutus einen seiner würdigen Gegner gefunden, so dass nun keine weichliche Verehrung sich auf seine Einsamkeit stützen kann; immer müssen wir das Urtheil des Cavalier Adami gerecht finden, der den Brutus neben Macchiavell als das Muster Florentinischer Geschichtschreibung aufstellt.

Alle bisher genannten Schriftsteller schildern die Geschichte von Florenz nur bis zu Ausgang ihrer fünften Periode. Die sechste begreifen ausser dem bestechlichen Paul Giovio aus Como, Bischof von Nocera, der die ganze Zeitgeschichte umfasst, Francesco Guicciardini, päpstlicher Statthalter von Romagna, Anführer des päpstlichen Heers, Florentinischer Senator, und der republikanisch gesinnte Jacopo Nardi, beide Florentiner, beide denkende Geschäftsmänner und Macchiavells Freunde. In der siebenten Periode der festgegründeten Mediceischen Herrschaft haben wir des geistreichen Varchi umständlichen Ueberfluss, die kaufmännische Kürze Bernardo Segni's und Giovan Batista Adriani's sorgfältigen Zusammenhang. Das Werk des Letztern schliesst sich an das des Guicciardini und die kurze von Varchi beschriebene Periode an. Noch einmal hatte der Senator Nerli, ein Günstling der Medici, versucht, die innere Geschichte seiner Vaterstadt vom Jahr 1215 bis auf seine Zeit nicht ganz ohne Freimüthigkeit zusammenzustellen. Die nun folgenden namenlosen Schriftsteller sind denen der Historia Augusta zu vergleichen. Wir dürfen ihre Erwähnung dem Bedürfniss des Augenblicks und dem sammelnden Fleiss historischer Directorien überlassen. Erst im 18ten Jahrhundert trat für die Florentinische Geschichte durch den unermüdlichen Eifer, mit dem achtungswürdige Gelehrte alte Handschriften zum Druck beförderten, durch die kritischen Bemühungen Adami's, Manni's, Lami's wieder eine erfreuliche Epoche ein. Damit indess auch das Bedürfniss der Vollständigkeit schicklich befriedigt würde, trugen der ältere Scipione Ammirato und sein adoptirter Sohn in drei Foliobänden gewissenhaft und ordentlich mit vielen urkundlichen Berichtigungen alles zusammen, was bis zu Ende des 16ten Jahrhunderts von Florentinischen Begebenheiten bekannt geworden. Ammirato verhält sich zu Macchiavelli wie etwa Freinshemius zum Livius und bildet mit Recht den Uebergang zu einer Periode, in der die Geschichtschreibung durch die Begeisterung der Vollständigkeit allein noch bettelhaft bestand, zu jener Sündfluth bändereicher allgemeiner Welthisto-

rien und compendiarischer Auszüge, die erst jetzt sich nach und nach zu verlaufen anfängt. Jene ächte Critik, die Achtung hat vor dem Lebendigen, ist, um dem Bilde treu zu bleiben, die Arche, worin sich die Geschichtschreibung aus dieser Sündfluth retten kann. Ein schönes Zutrauen sagt uns, dass Männer unseres Volks dazu bestimmt sind, den Boden der Geschichte von neuem anzubauen. Schon sieht man nach und nach die Ehre der Quellen gerechtfertigt. Man hört auf, sie bloss als leidliche Vorarbeiten zu betrachten. Statt moderner Uebertragungen, in denen aller Blüthenstaub des Alterthums abgestreift wird, verlangt man, wie Shakespeare sagt, das Alter selbst, den Leib der Zeit, ihren Stempel, ihr Gepräge:

The very age and body of the time
Its form and pressure,

und je bescheidener mittelbare Bearbeitung hinter unmittelbare Schilderung, verbindend, erläuternd, hervorhebend, zurückzutreten wagt, desto mehr wird ihr Verdienst von Verständigen anerkannt.

Wie also etwa Niebuhrs ebenso geniales als gelehrtes Werk über die Römische Geschichte sich zu den Ergänzungen jenes Freinshemius verhält, so müsste eine neue Geschichte von Florenz sich zum Ammirato verhalten. Wie Niebuhr von Griechischer Entstellung den Römischen Geist gereinigt hat, so müsste eine solche Geschichte den Florentinischen von Römischer Entstellung säubern. Wie er die Zeichnung des Livius berichtigt, seinen Hintergrund ausführt, seine Lücken ergänzt, nicht nach Art frevelhafter Restauratoren, sondern mit wahrhaft künstlerischer Scheu vor dessen unnachahmlicher Färbung, so könnte ein Geschichtschreiber von Florenz etwa den Macchiavelli seiner Arbeit zum Grunde legen und sich vielleicht förderlicherer Hülfsmittel erfreuen. Denn welcher Aufwand des gelehrtesten Scharfsinns wurde erfordert, den Livius in seine Quellen aufzulösen, das alte Epos von der Ankunft Lucumos bis auf die Schlacht am Regillus in den zerstreuten Spuren Saturnischer Verse, in der epischen Fülle der Erzählung beinahe ahndend wiederherzustellen, den Geist Römischer Chroniken, den der Politeiai des Aristoteles mit Justus Moesers nacherzeugendem Glück zu erfassen? Vernichtet waren die Etruscischen Annalen, die Varro gekannt, jene alten Lieder, deren Cicero gedenkt, die vielleicht der Chronik Malespini's zu vergleichenden Urgeschichten des censorischen Cato. Glücklicher fände der Bearbeiter der Florentinischen Geschichte vielfach berührende Nachrichten des übrigen Italiens; er fände die göttliche Comoedie des Dante, er fände Malespini, Compagni, Villani.

Doch die Ansprüche zu erfüllen, die man wegen dieser Erleichterungen mit um so grösserem Recht an einen neuen Geschichtschreiber von Florenz machen dürfte, kann nicht in dem Bereich dieser Vorträge liegen, die sich nur als gelegentliche Darstellungen anzukündigen wünschen.

Als zuerst das geschichtliche Bewusstsein in Italien wieder erwachte, fand es überall Spuren entwichener Herrlichkeit. Kaum war eine Stadt, deren Ursprung sich nicht in das tiefste Alterthum verloren, die nicht in ihren Mauern Trümmer von Basiliken, Tempeln oder Amphitheatern wiedergefunden hätte. Neben dem immer erneuerten Eindruck dieser Ueberreste konnte die Nordische Sage, die Gothen und Longobarden mit über die Alpen gebracht haben mögen, keinen Bestand behalten und während die alten Gesänge, während Nordischer Ursprung unter allen Deutschen Völkerschaften diesseit der Alpen wiederhallte, findet sich davon in Italien kaum ein leiser Nachklang. Zu mächtig waren hier die Erinnerungen an die alte Welt, als dass die Deutschen Völker sie hätten ganz bezwingen können, und wie in der Sprache der welsche Bestandtheil die Oberhand behielt, so auch in der Sage, die auf dämmernde Weise sich kaum erhaltenen Namen des Alterthums anschmiegt. Wie Walisische Barden den Merlin und Thaliessin, so ehrt das Volk den Virgil als einen wohlthätigen Zauberer; die Weissagung der 4ten Ecloge hatte ihn den Christen von jeher ehrwürdig gemacht; Dante erkennt ihn als Lombarden für seinen Landsmann und nicht erst neuere Reisende haben sein Grab besucht. Mit guelfischem Stolz sahn sich die Städter als Nachkommen jener alten dunkel geehrten Römer an und weben auf mannigfaltige Weise verkümmerte Nachrichten, entstellte Namen, unverstandene Trümmer in ein träumerisch ausgeschmücktes Gewebe zusammen. Die Sagen Nordischer Völker haben wie jene Träume vorbedeutender Art etwas, was nicht von gestern, sondern ausser der Zeit zu sein scheint. Anders in Italien, wo das kaum geschlossene Auge die gestrige Wirklichkeit nicht vergessen kann und zwischen Schlaf und Wachen der Geist das Vergangene mit willkührlicher Verwirrung sich in die Gegenwart verlieren lässt. Wenn nun auch von den dichterisch ausgebildeten Thaten Karls des Grossen, von Lanzelot und den Rittern der Tafelrunde manches Lied über die Alpen gedrungen, wenn auch die Gothische Zeit dem Italiener des erwachen-

den Mittelalters beinahe ebenso ehrwürdig erschien als die Römische, so tritt doch überall in den ältesten Stadtgeschichten die Sage als die Ausschmückung eines geschichtlichen Missverständnisses ohne tieferen Ursprung, ohne eigenthümliches Leben lose verbunden hervor.

So in Malespini, dessen älteste Geschichte von Florenz, wohl nicht sein Werk, von späteren Geschichtschreibern so lange wiederholt ward, bis Paolino di Piero anfing sie zu säubern, Ammirato sie überging, während Borghini, Adami und andre, was man denn wirklich weiss, zusammenzustellen versuchten. Dadurch bewährte sich denn immer mehr die Vermuthung, dass Florenz schon zur Zeit des alten Etruskischen Volks unmerklich gegründet worden. Wir wissen, wie dies grosse Volk, was sich selbst Rasena nannte, von dem Rhätischen Gebirg bis an die Tiber fruchtbare Gauen bewohnt. Die Namen der zwölf souverainen Städte, die die Eidgenossenschaft in der Nähe von Rom bildeten, sind zum Theil in Römischen Schriftstellern namhaft gemacht, zum Theil aus Vergleichung klassischer Stellen mit dem Umfang einiger Ueberreste errathen worden. Keine von diesen liegt in dem Thal des Arno, und Niebuhr vermuthet deshalb nicht mit Unrecht, dass die Gebirge südlich vom Arno die Grenze dieses Städtebundes gebildet, und dass der Apennin die Etruskischen Städte am Padus und am adriatischen Meer, wenigstens vor dem Andrang Gallischer Völkerschaften, nicht von Fiesole, Lucca, Pisa und Luna getrennt habe. Jene zwölf Städte, südlich vom Apennin, grossentheils in der Nähe des Meers, in den jetzt verödeten Maremmen von Siena, gehörten der herrschenden Kaste der Lucumonen, die am Tempel der Voltumna die Tagsatzung beschickten, und in kriegerischer Gefahr sich wohl manchmal einem gemeinschaftlichen Oberbefehl unterwerfen mochten. Sie waren indess nicht die einzigen Städte dieser Gegenden. Manches cyclopische Gemäuer bezeichnet die unterworfenen Städte der Urbevölkerung, jener alten Sikuler, die, von den Ankömmlingen vertrieben, unter dem Namen Tyrrhenischer Pelasger in Griechenland bekannt wurden, oder der Umbrer, die einst in 300 Ortschaften bis an den Anio gewohnt haben sollen. Vieler Etruskischen Städte wird gedacht, die von andern abhängig gewesen zu sein scheinen, wie Populonia als Colonie von Volaterra; vieler, die als Eroberungen unterthänig waren. Eine herrschende Stadt in dem nördlichen Bunde war ohne Zweifel Fiesole. Das erhellt deutlich aus ihrer Wichtigkeit in den Catilinarischen Unruhen. Des benachbarten Florenz geschieht erst gegen die Zeiten des Italischen Krieges Erwähnung. Wenn also Florenz auch vor der Römerzeit entstand, so war es höchstwahrscheinlich in irgend einem Verhältniss der Unter-

würfigkeit zu Fiesole. Erst als in den Sullanischen Zeiten das geweissagte Ende des Welttages für die Etrusker kam, als das alte Etruskische Volk mit seiner Priesterwissenschaft, seiner Kunst, seiner Literatur und Sprache unterging, da war für die neuen Römischen Ansiedler unter den Triumvirn jedes Verhältniss Etruskischer Städte unter einander verwischt, und durch Gewerbe konnte an dem reichen Ufer des Arno Florenz rascher gedeihen als die alte Felsenstadt Fiesole, an der die Unterstützung der Catilinarischen Verschwörung gerächt wurde. Dass Florenz aus Fiesole seinen Ursprung genommen, ist also eine Sage, der geschichtliche Vermuthung zu Hülfe kommt. So unwahrscheinlich es in mehrerer Hinsicht ist, dass beide Städte zusammengehangen haben, da die Entfernung ihrer ältesten Theile von einander wohl vier Italienische Miglien beträgt, da auch ihre Diöcesen sich von Alters her nach ganz verschiedenen Richtungen ausbreiteten, und Florenz, sobald Plinius, Tacitus, Frontin, Florus ihrer gedenken, mit Fiesole nie verwechselt wird, so höchst begreiflich wäre irgend ein abhängiges Verhältniss in uralter Zeit. Wie Volaterra die Colonie Populonia, so mag Faesulae Florenz gestiftet und es gewissermassen als seinen Markt betrachtet haben. So hätte also weder Malespini, noch Macchiavelli sich ganz geirrt; so hätte Dante doch Recht, von dem Florentinischen Volk zu sagen: Jenes undankbare, boshafte Volk, das vor Alters von Fiesole herabstieg und noch von Fels und Quader Spuren an sich trägt.

Quell ingrato Popolo maligno
Che discese di Fiesole ab antico
E tiene ancor del sasso e del macigno.

Wir wollen es den patriotischen Bemühungen Florentinischen Scharfsinns überlassen, aus der von Tacitus berührten Gesandtschaft, wodurch die Florentiner sich unter dem Tiberius der Ableitung einiger Tiberquellen in den Arno widersetzten, den Stellen des Frontin und Florus, einer Inschrift, woraus die Feier der Augustalien erhellt, aus Gesetzen und Grabsteinen den blühenden Zustand der Stadt unter den Römischen Kaisern wohlgefällig zu erweisen. Dergleichen Untersuchungen, die auf eine freundliche Weise klassische Belesenheit prüfen oder erweitern, können des schwankenden und abgerissenen wegen, dem sie nothwendig unterworfen sind, selten auf mehr als locales Interesse Anspruch machen, wenn auch der Eifer, mit der jede Italienische Stadt sich dem Alterthum anzuknüpfen sucht, als Gemüthsäusserung unsere Theilnahme verdient. Denn es hat allerdings das Sammeln und Ordnen der aus einer andern Welt gleichsam herüber geretteten Trümmer, der Aufwand von Witz und Gelehrsamkeit, mit dem sie erläutert, in Zu-

sammenhang gesetzt werden müssen, einen Reiz, der durch das Abgeschlossene und Begrenzte der Forschung nur noch erhöht wird. Ja, es wird dadurch vor allen der ausdauernde, haushälterische Sinn gefördert, ohne den man auch im Ueberfluss arm wäre. Aber der Drang des Gegenstandes reisst uns aus diesen Zeiten, wo die Geschichte eine dürftige Aehrenleserinn ist, zu einer reicheren Aerndte hin.

Deshalb dürfen wir uns auch nicht bei der dunkeln Einführung des Christenthums in Florenz aufhalten, bei jener Eitelkeit, die Reihe der Bischöfe bis an Frontin, den Nachfolger des Apostel Petrus hinaufzuführen, bei den Legenden von Heiligen, die hier den Märtyrertod starben. Merkwürdig bleibt indess, dass man behauptet, ein Tempel des Mars sei damals in die Johanniskirche verwandelt, und die Stadt, die ehedem unter dem Schutz des Mars gestanden, habe nach der Glaubensveränderung sich in den des heiligen Johannes begeben. Eine alte Statue des Mars auf der Arno-Brücke wurde von dem Volk lange mit jenem geheimnissreichen Schauer betrachtet, in den sich fromme Verehrung zu verlieren pflegt. Ja, als Buondelmonti's Mord im Jahr 1215 das Zeichen zu einem Ausbruch Guelfischen und Gibellinischen Partheigeistes gab, fand man es bedeutsam, dass er gerade an dem Fuss jener alten Statue verübt worden sei. Denn noch immer herrschten nach dem Volksglauben die alten Götter durch planetarischen Einfluss und den aufbrausenden kriegerischen Geist der Florentiner schrieb man eben dieser Wirkung des Planeten zu, der an Streit und Verwirrung Gefallen finde.

Schon war Radagais, ein Gothischer Heerführer, in den Bergen bei Fiesole auf wunderbare Weise, wie man erzählt, von Hunger aufgerieben, umzingelt und zum Theil von den Bewohnern der benachbarten Gegenden vernichtet worden, so dass zum Andenken dieser Begebenheit der Sankt-Reparaten Dom zu Florenz erbaut wurde. Da brach auch Alarich los mit Weibern, Kindern, der gesammten Westgothischen Nation, zog nach Italien, forderte Land und schlug den Römern vor, darum zu kämpfen. Der Kaiser überliess ihm Gallien und Spanien, die schon von Barbarischen Völkerschaften überzogen waren. Alarich entschloss sich, Italien zu verlassen, aber eine Treulosigkeit der Römer empörte ihn, so dass er umkehrte und seinen Weg nach Rom mit fürchterlicher Verwüstung bezeichnete. Damals wurde auch Toscana gänzlich verheert. Der Hunnenkönig Attila, oder Etzel, wie ihn die richtigere Tradition der Deutschen Lieder nennt, drang nach der in den Catalaunischen Gefilden verlorenen Schlacht von der Seite der Krainer Alpen, nach Rache begierig, in Italien ein; aber zu Ravenna rettete

der Römische Bischof Leo durch Beredsamkeit, wie erzählt wird von den Aposteln, die ihn in der Luft mit flammenden Schwertern begleiteten, unterstützt, mit Rom auch Toscana. Als nun auch die Wuth des Vandalenfürsten Genserich vorübergetobt, sehn wir nach der Absetzung des Schattenkaisers über den Trümmern rauchender Städte, auf der verwachsenen Brache verheerter Felder Italien unter Odoacher, dann unter Theodorich einiger Ruhe geniessen. Hier mag man in der Theilung der Ländereien, deren, um zu leben, die Deutschen Eroberer sich ein Dritttheil zueignen mussten, in einigen Gesetzen, darin, dass, wie Theodorich sagte, die vornehmen Gothen Römische, die gemeinen Römer Gothische Sitten nachahmten, dem Ursprung späterer Zustände andeutend nachspüren. Aber auch nur andeutend. Denn noch einmal sollten fürchterliche Kriege zwischen Griechen und Gothen, sollte die Nordische Rohheit der Longobarden Italien verwüsten. In der blutigen Unruhe solcher Zeiten konnte die Begebenheit, wenn ich ihr organisches Eingreifen in die Entwickelung unseres Geschlechts so nennen darf, nirgend geschichtliche Wurzel schlagen. Zwar könnte vielleicht das Gemälde jener sich übereinander herwälzenden Barbaren etwas Erhebendes haben, wenn es sich in der Mitte dieser Völkerschaften aufbewahrt hätte und die Erzählung jenes Gefühl bewusstloser Kraft und fröhlichen Uebermuths, wodurch eine Welt zerstört, eine neue gegründet wurde, wieder zu erzeugen verstünde. Nicht ohne Widerwillen verweilt man auch in späteren Zeiten bei den Erzählungen frommer Aebte schon gezähmter Völker von jenen räuberischen Seezügen der Normannen, die im 9ten Jahrhundert die ganze Christenheit beunruhigten. Aber wie ganz anders, wie viel erfreulicher tritt uns der trotzende Freiheitssinn jener Wikinge, die unter russigen Balken schliefen und am Feuer das Horn leerten, aus den Liedern der Skalden oder aus den Erzählungen des Isländischen Lagmanns Snorre entgegen, der in seiner Norwegischen Königsgeschichte die Blüthe jener Heldenzeit mit Nordischem Sinn beschreibt. In den Zeiten, von welchen hier die Rede ist, heftet die Geschichtschreibung den weinerlichen Blick vorzugsweise auf die feige Verschmitztheit der untergehenden Römer. Selbst der Gothe Jordanes, der Longobarde Paul Warnefrid gehören als Geistliche zu sehr der absterbenden Bildung an, als dass ihre Geschichte irgend eine freiherzige Ansicht erwecken könnte. Die anspruchsvolle Ueberbildung der Byzantiner ist eben so wenig dazu geschickt, als die panegyrische Zierlichkeit Claudians. Die zerstreuten Nachrichten ehrwürdiger Kirchenväter machen nur die Noth der Zeiten oder den frommen Eifer dieser Männer recht anschaulich. Dieselbe periphrastische

Maschinerie aber, wodurch es dem Cassiodor und Boëtius gelungen, die rohe Gothische Kraft so lange zu Zwecken der Civilisation abzuleiten, bis sie endlich doch das Räderwerk zerbrach, erkennt man auch in ihren Schriften wieder. Wenn solche Leute die Fürsten sprechen lassen, was ihnen gut dünkt, und dann wieder aufzeichnen, was sie gesprochen haben, wer muss nicht daran verzweifeln, hier Fleisch und Bein zu finden. Und vergebens würden wir in dem, was uns aus der Zeit der Völkerwanderung erzählt wird, nach Fleisch und Bein suchen, wenn nicht die erst jetzt wieder nach und nach bekannt werdenden Bruchstücke eines Deutschen National-Epos uns eine lang verschüttete Spur nachwiesen. Zu diesem epischen Kreise gehört das Lied der Nibelungen, der Waltharius von Aquitanien, das Heldenbuch, die in verschiedenartiger Ueberarbeitung aus dem Zeitalter Schwäbischer Dichtkunst oder gar in lateinischer Entstellung auf uns gekommen sind. Ein schätzbares Fragment der ältesten Gestalt dieser Lieder ist das zu Cassel aufgefundene von Hildebrand und Hadubrand. Es ist wahrscheinlich aus dem 8ten Jahrhundert, also vielleicht noch vor der Zeit, in der Karl der Grosse, wie Pisistratus die Ilias, diese Gesänge sammeln liess, von der Begebenheit kaum entfernter, als nach der gemeinen Meinung Homer von der Eroberung Ilions. Im Vorbeigehn bemerke ich, dass dieses Lied so eben durch den unermüdeten Fleiss der Brüder Grimm kritisch beleuchtet und mit Anmerkungen begleitet worden, die nicht nur über die Natur der ältesten Deutschen Dichtkunst, sondern auch über die historische Bedeutung des ganzen mythischen Kreises das hellste Licht verbreiten. Wer aber würde sich nicht freuen, hier in Otnit den Odoacher, in Dietrich von Bern, dem Vogt der Amelungen, jenen Amaler Theodorich von Verona, den grossen König der Ostgothen, in der Schlacht von Raben die Belagerung Odoachers in Ravenna, überall in vaterländischen Tönen das Heldenalter der Völkerwanderung wiederzufinden?

Odoacher und Theodorich, beide arianische Christen, hatten fast ganz die Römische Verfassung beibehalten, ja, unter Theodorich waren fast alle bürgerlichen Aemter Römern übergeben worden. Die Gothen, deren Bischof, Ulfilas, schon im 4ten Jahrhundert eine Uebersetzung der Evangelien in Gothischer Sprache geschrieben hatte, zeigen, vielleicht durch die Hunnischen Zeiten verwildert, in Italien kaum eine Spur dieser alten Fertigkeit, die Töne ihrer Muttersprache aufzuzeichnen. Nur den ausschliesslichen Gebrauch der Waffen behielten sie sich vor und liessen das vermuthlich den frühern Eroberern abgenommene Dritttheil der Ländereien durch leibeigene Sklaven bestellen. Die Städte von den

Ueberresten der alten Römischen Bevölkerung bewohnt, die freilich schon durch den Verkehr der Provinzen oder die Freilassung der Sklaven vielfach vermischt und beinahe erneuert war, behielten unter den Gothen die alte Curialverfassung. Noch immer gab es Curialen, Decurionen, deren Würde, wie zu Zeiten der Kaiser, an dem Besitz gewisser Grundstücke erblich haftete. Noch immer waren die Mitglieder der Curie für den Eingang der Abgaben, wie der Praefectus praetorio sie auf die einzelnen Städte repartirt hatte, solidarisch verantwortlich. Sie durften ihre Besitzungen nicht ohne höhere Genehmigung veräussern, und unter keinem Vorwande einer mit so überwiegenden Lasten verbundenen Ehrenauszeichnung sich entziehn. Neben dieser Städtischen Municipalverfassung, aber auf keine Weise störend in sie eingreifend, waren in den Städten Grafen, wohl grossentheils Gothischer Herkunft, eingesetzt. Schon dies liesse vermuthen, dass ihnen die bewaffnete Macht unterworfen gewesen sei. Dies findet sich nun wenigstens in den Grenzstädten bestätigt. Die Gewalt zum Beispiel des Grafen von Syrakus war durchaus militärischer Art. In andern Städten, wenn auch ihr Wirkungskreis sich, da hier die Urkunden versiegen, durch Cassiodor's Angaben schwer ausmachen lässt, scheinen sie über Handel und Hafen die Aufsicht geführt, auch wohl zu Gericht gesessen zu haben. Dass sie von den Grafen, denen in den Provinzen zu Handhabung öffentlicher Sicherheit das Schwerdt anvertraut worden, diese von den Grafen der Gothen, die, ebenfalls in die Provinzen vertheilt, Streitigkeiten unter Gothen anfangs nach Gothischem Herkommen schlichteten, wohl zu unterscheiden sind, scheint Sartorius in seiner bekannten Preisschrift als ausgemacht anzusehn. Immer aber würde erhellen, dass die durch die Gothischen Fürsten eingesetzten Grafen die Fortdauer der aus dem Alterthum überkommenen Municipalverfassung keineswegs beeinträchtigten. Das, wodurch sie sich erhielt, was ihr in den Augen der Eroberer selbst einigen Werth lieh, war die grössere Leichtigkeit, auf solche Weise die Abgaben zu erheben. Aber noch waren die Städte gedrückt, ohnmächtig, unkriegerisch, wie sie es eben durch die Römische Finanzverfassung geworden waren. Ueberhaupt scheinen die Zeiten von Augustulus bis Belisar keine eigentliche Revolution des gemeinen Wesens herbeigeführt zu haben. Und wie die Nachfolger Theodorichs aus Gewohnheit der Abhängigkeit ihren Münzen zuweilen neben ihrem Bildniss das des Byzantinischen Kaisers aufprägten, so scheint es im Ganzen, als habe Sitte und Verfassung der Römer sich bei den schönbehaarten Gothen unmerklich eingeschmeichelt.

Dass Florenz um diese Zeit schon eine der wichtigsten Städte war, erhellt aus der Nachricht Cassiodor's, der Praeses von Toscana habe dort gewohnt. Auch erzählt Procop in seiner Geschichte des Gothischen Krieges, Totila, der die ganze Gothische Macht gegen die Griechen anführte, habe sich aufs äusserste angestrengt, um das verlorne Florenz, dessen Besitz entscheidend war, wieder zu erobern. Urkunden, die bis in diese Zeit heraufgingen, scheinen sich keine gefunden zu haben, und da die Aufklärungen, die Muratori in seinen Dissertazionen über die Italienischen Alterthümer des Mittelalters gegeben, sich vorzüglich auf die Ausbeute solcher Urkunden stützen, so verlassen uns hier seine sonst so schätzbaren Forschungen. Immer scheint es, als ob Italien zwar durch die Kriege zwischen Griechen und Gothen verheert worden, nicht aber, als habe die Wiedereroberung durch die Griechen den Zustand des Landes bedeutend umwandeln können, wenn nicht vielleicht die Anstellung von Herzögen in den hauptsächlichsten Städten durch den Exarchen von Ravenna, Longin, hieher zu rechnen ist. Damals erst hörte die Consulwahl zu Rom auf und es entstand ein Herzogthum Rom.

Die eigentliche Erneuerung von Italien beginnt mit der Eroberung der durch Narses herbeigerufenen Longobarden. Ihr Fürst Albuin trank aus dem Schädel des im Kampf gefallenen Königs der Gepiden Cunimund. Viele Lieder von ihm haben sich lange noch unter den verwandten Stämmen der Sachsen und Baiern erhalten, die ihn auf seinen Zügen begleitet haben mögen. Die Longobarden pflegten das Haupthaar hinterwärts wegzuscheeren, indem sie es von der Stirn nach beiden Seiten lang herabscheitelten, und den Bart wachsen zu lassen. Sie trugen, wie die Angelsachsen, leinene, mit bunten Streifen besetzte Kleider. Die Römer waren, wie Paul Warnefrid, der Longobardische Geschichtschreiber, erzählt, dem Heldenmuth seiner Landsleute nicht gewachsen. Sie verbreiteten sich schnell durch ganz Italien. Nur Ravenna, Rom und einige Seestädte blieben den Griechen. Bis an die Meerenge, die Italien von Sicilien trennt, drang später König Authar und bezeichnete dort die Grenze seiner Herrschaft durch einen Spiess, den er in eine Säule am Ufer steckte. Man hat vielfach die Longobarden als ein zerstörendes Volk verschrieen. Selbst Muratori neigt sich zu dieser Meinung höchst wahrscheinlich, indess hat sie keine andere Stütze, als Nachrichten von den spätern Angriffen der Longobarden gegen die den Griechen verbliebenen Provinzen. Diese Nachrichten scheinen die Päpste, die von den Longobardischen Fürsten gedrängt wurden, verbittert zu haben. Im Innern des Reichs war gedeihliche

Ruhe. Schon Albuin hatte die Geistlichkeit beschützt. Klöster erhoben sich und der Fleiss der Mönche rodete die zu Wald gewordenen Gegenden von neuem aus. Die Heermannen und Schultheisse einzelner Gaue standen unter Grafen, die Grafen unter Herzögen, die Herzöge unter dem König. In den Städten schien das Ansehn der Bischöfe überwiegend zu werden. Die freien Longobarden trieben Viehzucht, bebauten mit Knechten und Freigelassenen das Land und wohnten auf Meierhöfen, später erst in Burgen. Lange nannten sich die Herrn der Felder: Söhne der Longobarden, ja, bei adligen Häusern findet sich noch viel später, dass sie unter Longobardischem Recht zu stehn verlangen. Damals waren die Städte immer tiefer gesunken, aber noch hatten sich manche Erinnerungen in dem, was das Schwerdt, Hunger und Pest von ihren alten Bewohnern übrig gelassen haben mögen, erhalten. Die Ursache, weshalb das Emporkommen der Städte und des dritten Standes in Italien später mit so blutigen Fehden bezeichnet wurde, liegt wohl gerade darin, dass der Städter eigentlich einem andern Volk angehörte als der Adlige. Dem Stolz der Longobardensöhne setzte der Städter den Stolz Römischen Ursprungs entgegen, der bei zunehmendem Gewerbe natürlich an innerm Gehalt gewann. In diesem Sinn nennt der Städter Dante Alighieri die Besitzer der Burgen beinahe verächtlich Villani. Bei dem allen scheint sich doch in den zwei Jahrhunderten von Albuin bis Desiderius, dem letzten Könige der Longobarden, durch Vermischung der Eroberer mit den Eingebornen, die eigentliche Italienische Nation gebildet zu haben. Die späteren Züge Karls des Grossen, so wie die der Sächsischen Kaiser, wenn sie auch nicht ohne bedeutenden Einfluss auf die Entwickelung von Italien blieben, waren doch keine eigentlichen Völkerwanderungen mehr und nicht mit Unrecht hiess durch das ganze Mittelalter hindurch Italien die Lombardei, jeder Italiener ein Lombarde.

Der Herzog von Toscana war unter allen Lombardischen Herzögen einer der mächtigsten. Ja, dem letzten König Desiderius hatte das Uebergewicht, was er als Herzog von Toscana besass, die eiserne Krone des Lombardischen Reichs verschafft. Mit seiner Gefangennehmung in Pavia kam die eiserne Krone an den König der Franken, Karl, den Sohn Pipins, und blieb 114 Jahr bei seinem Geschlecht. Nicht ohne Vortheil für Italien war die Regierung einiger seiner Nachfolger, besonders die Ludwigs II., unter dem sich in dem dritten Viertheil des 9ten Jahrhunderts die Bevölkerung zu heben anfing. Aber gegen die Zeit, in der der Carolingische Mannsstamm erlosch, war der ganze Reichskörper seiner Auflösung nahe. An die Stelle der Herzöge

waren Grafen getreten, die besonders auf den Marken, wo die Sicherheit des Landes grössere Concentration aller Kräfte erforderte, schwer zu zähmende Macht besassen. Der Markgraf von Toscana hatte den glänzendsten Hof.

In den Unruhen, die auf den Abgang des Carolingischen Stamms folgten, von dem Berengar von Friuli bis auf den von Ivrea machten sich die mächtigen Markgrafen einander die Krone streitig. Die Hungarn, ein wildes, den Türken verwandtes Volk, von dem der Volksglaube sagte, der Teufel habe sie mit einer Wölfinn erzeugt, zogen plündernd bis nach Capua, wo sie Sarazenischen Seeräubern begegneten, die eben so das wehrlose Land verheerten.

Indess die Grossen sich einander aufrieben, das Andenken des alten Heerbanns sich verloren hatte, und die streitige Königsmacht, wenn es ihr einmal gelang, sich, wie etwa unter Hugo von Arles, geltend zu machen, es nur auf Kosten der Reichskräfte vermochte, waren die Städte, waren die Besitzungen des Adels den Feinden preis gegeben. Da bewaffneten sich beide fast zur nemlichen Zeit. Mauer und Graben verschanzte die Städte; der Hof des Edelmanns wurde zur Burg. Eben die Städte und der Adel waren es auch, die der Macht des Sächsischen Königs, Otto des Grossen, im Jahr 961 möglich machten, sich zu behaupten.

Fünf Jahrhunderte waren verflossen von Augustulus bis Otto. So viel Zeit hatte Italien gebraucht, um den durch den Despotismus herabgewürdigten Boden wieder zur Erde der Freiheit einzuweihen. So viele Barbarenschwärme hatte das schöne Land als Herren erkennen und zähmen müssen, um an der Stelle jenes ermatteten und entarteten Geschlechts ein neues zu bilden, was die schönsten Güter der Menschen zu bewahren werth und im Stande sein möchte.

Unter dem Schutz der Sächsischen Kaiser fängt nun nach und nach die Macht der Städte an emporzublühen. Noch schweigt ihre Geschichte; und wenn es den Gelehrten gelungen ist, einiges Licht in das 10te und 11te Jahrhundert zu werfen, so ist es eher der Wurzel adliger Stammbäume, als den dunkeln Anfängen städtischer Gemeinwesen zu Gute gekommen. Ja, vielleicht konnten die Städte einer Zeit, wo sie grosse Kaiser zu bekämpfen wagten, nur deshalb entgegenreifen, weil man ihre Fortschritte nicht bemerkte. Wir wollen uns also nicht beklagen, wenn Witekind, wenn Liutprand und Ditmar uns Auskunft über die Anfänge der städtischen Grösse versagen; wir wollen mit der spärlichen Ausbeute der Stadtarchive zufrieden sein und schweigen, wo die Geschichte schweigt, die doch wider ihren Willen keine Folter zur

Sprache zu bringen vermag. Wo sie wieder beginnt, da sehn wir überall mannhafte Bürger, in wohlverschanzten Städten unter den Bannern der Stadtviertel geschaart um den von Rindern gezogenen Caroccio, zu Ross und zu Fuss benachbarte Burgen zerstören, das Weichbild der Stadt, ihre allmälig zerstückelte Grafschaft von neuem erobern; die Römer wieder wie in den ersten Büchern des Livius mit Tusculum im Kriege, überall erwachendes Selbstgefühl, Reibung, Entwickelung. Wenn wir also während der Kreuzzüge den ritterlichen Sinn in seiner schönsten Blüthe gern auf der einsamen Burg beobachten, wenn wir in Spanien gern dem Cid Campeador vor Zaragoza und Valencia, in Palästina dem Gottfried von Bouillon bis unter die Mauern der heiligen Stadt, an der Ostsee den Deutschen Rittern unter Letten und Preussen folgen, so verweilen wir in Italien mit nicht geringerer Theilnahme bei der aufblühenden Herrlichkeit so vieler weisen und unternehmenden Bürgerschaften. Denn Italien wurde nie, wie Spanien, Frankreich oder Deutschland ein eigentlich ritterliches Land. Sobald der niedere Adel in der Zerrüttung der Lehnsverfassung von der Geschichte bemerkt wird, sehn wir ihn mit den Städten in einem Streit, der besonders in der Lombardei mit grosser Heftigkeit geführt ward. Ja, ehe Wappen und Familiennamen ihm eigentlichen Bestand gegeben, hatte die überwiegende Macht benachbarter Städte den Adel schon gezwungen, ihr Bürgerrecht zu suchen. Während nun in dem übrigen Europa die Städte, wie jetzt etwa in Polen, von gewerbtreibenden Eigenbehörigen und jüdischen Krämern bewohnt, zum Theil von Vasallen abhängig, nur auf dem Domanialgut der Könige furchtsam Freiheiten kaum zu erbetteln wagten, ertrotzten die Italienischen Städte in furchtbaren Bündnissen vom Kaiser die Freiheit selbst und erfreuten sich bald gedeihlicher Unabhängigkeit. Die Lombarden hatten nie ganz Italien erobert. An dem Abhang unwegsamer Gebirge lagen in Gross-Griechenland Gaëta, Neapel, Sorrento, Amalfi in zweifelhafter Abhängigkeit von dem Exarchen zu Ravenna oder dem Kaiser zu Constantinopel, von den Lombarden zu Benevento niemals erobert. Diese Städte erwählten in jährlichen Zusammenkünften ihre Magistrate und bildeten eine Miliz, die bis zur Normännischen Zeit hinreichte, ihre Freiheit zu behaupten. Amalfi besonders bereicherte sich durch seinen Handel mit Constantinopel, durch die Ueberfahrt der Pilger ins gelobte Land. Auch Venedig war frei, durch Fischfang und Salinen erhalten, bald durch Bezwingung Arabischer, Normännischer, Dalmatischer Seeräuber kriegerisch, mächtig durch die Reichthümer des Levantischen Handels, endlich nach der Eroberung Constantinopels durch die Abendländer herrschend an

allen Küsten Griechenlands bis in den äussersten Winkel des Asowschen Meers. Neben Amalfi und Venedig blühten auch Genua und Pisa und bald im Innern der Länder längs den Flüssen die Städte, die durch jährliche Märkte Sitze des Verkehrs oder des Gewerbfleisses geworden waren. So hoben zuerst die Lombardischen Städte das Haupt; im 12ten Jahrhundert sehn wir sie verbündet gegen Friedrich I. aus dem Hohenstaufischen Hause, später siegreich gegen den hochstrebenden Geist Friedrichs II., ja, im Frieden von Roncaglia in ihrer Unabhängigkeit anerkannt.

Die Kreuzzüge, die alle Kräfte weckten, die den Italienischen Städten vielfache Gelegenheit darboten, sich zu bereichern, die den Handel, wenn sie ihn auch weder zuerst anknüpften, noch ihm eine andre Richtung gaben, durch erwachende Bedürfnisse bedeutender machten, bezeichnen also den Zeitraum, in dem die städtische Grösse Italiens sich ausbildete.

Macchiavell hat in dem ersten Buch seiner Geschichte die Entwickelung des Italienischen Staatensystems bis ins 15te Jahrhundert dargestellt. Das Aufkommen der Longobardischen, der päpstlichen, der kaiserlichen, der Normännischen Macht, den Streit der Päpste und Kaiser, das Haus von Anjou und das der Visconti, die Herrschaft des Venetianischen Freistaats schildert er in grossen und bedeutenden Umrissen mit sachenreicher Kürze. Erst im zweiten Buch spricht er von Florenz, doch so, dass er der Römischen Zeiten nur im Vorbeigehn gedenkt, die späteren Zeiten kaum berührt, und seine Geschichte eigentlich erst mit dem Jahr 1215 anfängt.

Was Malespini von den ersten Unternehmungen und Verfassungen der Florentiner erzählt, schien ihm für seine Zwecke nicht wichtig genug. Wir dürfen füglich uns begnügen, das, was für Macchiavell kein Interesse zu haben schien, vorübergehend anzudeuten.

Wie sich die Eroberung von Fiesole zu Anfang des 11ten Jahrhunderts mit der damaligen Abhängigkeit der Stadt von kaiserlichen Vicarien reimen lässt, ist unausgemacht. Ja, man hat nicht mit Unrecht die Vermuthung geäussert, Fiesole möge erst ein Jahrhundert später mit der Burg zugleich erobert worden sein. Jetzt zogen viele Fiesolanische Familien in die Stadt, und jene vorhin angeführten Verse des Dante können eben so wohl auf diese spätere Niederlassung, als darauf Bezug haben, dass Florenz überhaupt schon zu der Römer Zeiten aus Fiesole seinen Ursprung genommen habe. Die Nachrichten von kleinen Kriegen, wodurch die Stadt zuletzt mit dem sich eben so ausbreitenden Siena in Berührung kam, deuten schon auf grössere Unabhängigkeit,

nachdem der Abgang des Sächsischen Hauses gewissermassen die Italienischen Städte von der Pflicht der Dankbarkeit entbunden hatte. Wir finden die Stadt von Consuln regiert, zuerst vier, dann sechs an der Zahl, die von den Viertheilen oder Sechstheilen der Stadt gewählt wurden und denen ein Senat von hundert guten Männern zur Seite stand. Diese consularische Verfassung ist die älteste in den Städten des Mittelalters. Unter den Römern war sie in den Municipien niemals gewesen. Sie muss also durch alte Erinnerungen zuerst in Rom selbst, nachdem sie unter Belisar aufgehört hatte, wieder entweckt, dann von den übrigen Städten nachgeahmt worden sein. Diese pflegen überhaupt ihre ersten autonomischen Einrichtungen denen der Städte, die wie Rom, Ravenna, Amalfi den Longobarden nicht unterworfen waren, in mehrfacher Hinsicht nachgebildet haben.

Der benachbarte Adel hatte sich nach und nach Florentinischen Schutz empfohlen und schon in der Mitte des 12ten Jahrhunderts, sagt Malespini, waren seine Wohnungen befestigt, so dass es innerhalb der Stadtmauern hundert bis hundert und zwanzig Fuss hohe Thürme gab. Wenn sie sich tapfer herumgeschlagen hatten, so war es nicht ungewöhnlich, dass sie mit einander zechten und sich ihrer Waffenthaten gegen einander rühmten. Es scheint also eine beinah absichtslose, dem Menschen natürliche Kampflust gewesen zu sein, die damals Streit im Innern erregte. Aber bald sollte dieser harmlose Anfang der Partheiung, dadurch, dass er den grossen Interessen der Kirche und des Kaisers sich anknüpfte, zu hartnäckigem Hass erbittert werden. Vielleicht waren diese Raufereien und die allen Verbrüderungen eigenthümliche Neigung, die Gesetze zu übertreten, sobald ihre Ehre im Spiel ist, Schuld daran, dass man zu Anfang des 13ten Jahrhunderts sich bewogen fand, eine auswärtige Magistratsperson, der diese Partheiungen fremd wären, herbeizurufen. Unter dem Titel eines Podestà sollte diese Recht sprechen. Doch behielt neben dem Podestà die consularische Verfassung noch immer ihren Bestand, so lange bis die Macht der Zünfte aufkam. Der erste Podestà von Florenz war Gualfredotto aus Mailand.

Kurz vor dieser Zeit hatten nach dem Vorgang der Lombardischen Städte auch die Toscanischen einen Bund geschlossen, an dessen Spitze Florenz stand. Und so übte denn diese Stadt schon vor Ende des 12ten Jahrhunderts alle Rechte einer freien Stadt aus. Aber in ihrem Innern häufte sich immer mehr der Gährungsstoff. Rund umher, zuerst in den Städten der Lombardei seit den Zeiten Gregors und Heinrichs IV., heftiger seit Barbarossa loderte die Flamme Guelfischer und

Gibellinischer Entzweiung. Die Welfen, nach jenem grossen Hause, zu dem Heinrich der Löwe gehörte, so genannt, schlossen sich dem päpstlichen Interesse an, das mit dem der Städte darin übereinstimmte, dass beide Italien kaiserlicher Macht zu entziehen wünschten. Die Gibellinen, von Waiblingen, einem Stammort des Schwäbischen Hauses benannt, zu denen anfangs der den Städten ungünstige Adel sich zählte, bildeten die kaiserliche Parthei. Bald aber waren fast alle Städte durch diese Partheien zerrissen, die wechselsweise die Oberhand behielten und dann die Güter ihrer Gegner einzogen, ihre Häuser niederrissen, oder, wenn sie genöthigt wurden, die Stadt zu räumen, an Guelfen und Gibellinen in andern Gegenden Freunde fanden, die zu jeder Unterstützung gegen ihre Landsleute bereit waren.

Auch in Toscana fing dieser Zwist an Wurzel zu schlagen, und es bedurfte nur noch einer Gelegenheit, um lange genährtem Familienhass in Florenz durch diesen Rückhalt einen Vorwand zu dem leidenschaftlichsten Ausbruch zu geben.

Ein edler Bürger von Florenz, Herr Buondelmonte de' Buondelmonti, dessen Familie sich zur päpstlichen Seite hinneigte, hatte sich mit einem Fräulein aus dem Hause der Amidei verlobt. Und als er, der ein glänzender Ritter war, nun die Strassen von Florenz durchritt, rief ihm eine Frau aus dem Hause der Donati an, erhielt ihn wegen seines Eheversprechens und zeigte ihm eine Tochter von ausserordentlicher Schönheit, die sie ihm bestimmt hatte. Von einem bösen Geist ergriffen, sagt Malespini, entbrannte er in heftiger Liebe, versprach und vermählte sich mit ihr. Da traten die Amidei und ihre Verwandten zusammen; Florenz trennte sich und viele edle Häuser verschwören, die Schmach, die Buondelmonte den Amidei angethan, durch Schmach zu rächen. Als sie überlegten, ob sie ihn schlagen oder verwunden sollten, rieth der Mosca de' Lamberti durch ein Florentinisches Sprichwort, was nachher so oft das Zeichen zum Blutvergiessen ward, dass kein Florentiner es ohne Schauder aussprechen hörte (cosa fatta capo ha) zum Morde. Am einem Ostermorgen versammelten sie sich im Hause der Amidei, das am Arno gelegen war, und als Herr Buondelmonte gar adlig in weissen Kleidern auf einem weissen Ross über die Brücke bis an die Pilaster am Ende der Brücke gelangt war, wo die verstümmelte Marmorstatue des alten Florentinischen Schutzgottes Mars stand, wurde er von den Verschworenen ermordet.

Wenn auch schon vorher Feindschaften unter den edlen Häusern bestanden hatten, ja wenn sogar päpstliches und kaiserliches Interesse zur Lösung ihres Zwistes gewirkt war, so spaltete sich doch eigentlich erst durch Buondelmonte's Mord im Jahr 1215 die ganze Stadt in Guelfen und Ghibellinen. An der Spitze der päpstlichen oder guelfischen Parthei standen die Verwandten und Freunde des Ermordeten, an der Spitze der ghibellinischen vor allen die den Amidei eng verbundenen Uberti, die an dem Morde Theil genommen hatten. Viele Häuser theilten sich in zwei Theile, wovon der eine sich zu den Guelfen, der andere zu den Ghibellinen hielt. Noch hatte das aufblühende Gewerbe,

was besonders nach der kurz zuvor erfolgten Gründung der Lateinischen Macht in Griechenland grossen Zuwachs erhalten haben muss, nicht Kraft genug, um die Bürgerschaft von dem begüterten Adel unabhängig zu machen. Aber neben den Herrn, deren hohen Ursprung benachbarte Ortschaften durch jährliche Uebersendung von Falken und Jagdhunden anerkannten oder die das Recht besassen, sich mit ihrem Streitross begraben und auf ihrem Grabstein oder in Metall zu Pferd und in voller Rüstung vorstellen zu lassen, werden doch auch schon jetzt, besonders in der guelfischen Parthei, solche Familien namhaft gemacht, die ihr steigendes Ansehn dem Handel verdankten. Ja selbst unter denen, die etwa um diese Zeit an einem Kreuzzuge Theil nahmen, sich bei der Eroberung von Damiette auszeichneten und als Ritter zurückkehrten, finden sich viele aus vornehmen Bürgerhäusern. Der Reichthum in den Händen der Cavalcanti, der Bardi, der Frescobaldi, der Cerchi hatte sich so angehäuft, dass diese Häuser durch Ankauf auf dem Lande beinahe ihren bürgerlichen Ursprung vergessen machten, und dass Malespini, der seines eignen Hauses neben dem der alten Uberti gar gern erwähnt, für nöthig hält, mehrere mal darauf zurückzukommen. [illegible] Unter mannigfaltigen auswärtigen Kriegen, besonders mit Pisa, das den Florentinischen Handel grosse Beeinträchtigungen zu erdulden zwingen wird, und den durch Buondelmonte's Mord erregten innern Fehden hielten sich bis in die Mitte des 13ten Jahrhunderts beide Partheien die vereinigt unter dem Adel entstanden waren, mit wechselndem Glück in der Stadt. Fast in einem jeden Quartier hatte jede Parthei ihre bestimmten Anführer. Hohe, viereckige Thürme mit Steinwurfmaschinen sicherten die festungsartigen Häuser des Adels. Tag und Nacht wurde gestritten. Die Strassen waren durch Verhaue geschlossen. Endlich gab die Unterstützung Kaiser Friedrichs II. den Ghibellinen die Oberhand und von dreitägigem Gefecht ermüdet, wurden die Guelfen genöthigt, die Stadt zu verlassen. Vier und zwanzig Schlössen Guelfischer Grossen wurden zerstört, da vorher noch nie ein so entscheidender Sieg irgend einer Parthei zu Theil geworden war. Die Guelfen beunruhigten von ihren Burgen im obern Arno Thal das Gebiet der Stadt. [illegible]

Das dreizehnte Jahrhundert, die Zeit Friedrichs II., Manfreds, Carls von Anjou, Conradins, wo die hochstrebenden Pläne der Hohenstaufen mit päpstlicher Staatskunst, die Macht der Waffen mit den Bannstrahl in beständigem Kampf war, war zugleich das Jahrhundert, wo eine jede grosse Begebenheit auf die Verfassung der kleinsten Stadt den augenblicklichsten Einfluss äusserte. Friedrich siegte und die Guel-

fen wurden vertrieben. Er musste der Beharrlichkeit grosser Päpste weichen und die Gibellinen mussten sich zur Aufnahme ihrer Feinde bereit finden lassen.

Kaum hatte der päpstliche Legat bei einem Ausfall aus Bologna den Sohn Kaiser Friedrichs gefangen und nach Art der Zeit in einem eisernen Käfigt jämmerlich umkommen lassen, als die ausgewanderten Florentinischen Guelfen Muth fassten und in einem Gefecht über die Gibellinen den Sieg davon trugen. Das Volk, was den Papst weniger fürchtete als den Kaiser, der der Freiheit der Städte ungünstig schien, neigte sich in dem Zwist des Adels mehr auf die guelfische Seite. Dazu kam, dass die Gibellinen nach Vertreibung ihrer Gegner die ihnen jetzt ausschliesslich zuständige Macht missbrauchten; um den Krieg gegen die Ausgewanderten zu führen, das Volk mit Abgaben überhäuften; dass ihre Häupter, die Uberti vor allen, durch heftigen Ausbruch eines beleidigenden Uebermuthes den Zorn der Bürger, die täglich an Wohlhabenheit und Selbstgefühl zunahmen, auf sich zogen. Als nun die Gibellinen geschlagen zurückkehrten, rottete sich das Volk wider sie bewaffnet zusammen, löste die Macht des Podestà auf, ernannte 36 Hauptleute (Caporilli di Popolo) und erneuerte alle Aemter. Ein Capitano di Popolo ward aus Lucca herbeigerufen, dem sie 12 Aelteste, zwei aus jedem Sechsthile der Stadt zur Berathung beiordneten. Schon vorher waren die Consuln nach den Quartieren gewählt worden. So blieb noch jetzt die Nachbarsthaft, nicht das gleiche Gewerbe die Hauptbasis verfassungsmässiger Eintheilung. Zugleich wurden nach den Quartieren bewaffnete Compagnien organisirt, einer jeden ein Hauptmann und ein eignes Banner gegeben. Unter 20 Bannern bewaffnete man die Stadt, unter 36 das Land. Auch die Edlen nahmen als Ritter an dieser ersten Milizeinrichtung Theil. Das Banner war nach den Waffen verschieden, so dass die Schleuderer ein anderes Zeichen, ein anderes die Schildträger führten. Als nun kurz nach Befestigung dieser neuen Verfassung die Nachricht kam, der grosse Friedrich sei, vielleicht von seinem Sohn Manfred vergiftet, des Reichs verlustig, im Bann der Kirche, ohne den Trost der Sacramente gestorben, da rief das Volk die Guelfen, von denen die Stadt hart bedrängt wurde, herbei und zwang die Gibellinen, sich mit ihnen zu versöhnen. Da wurden alle Thürme bis auf die Höhe von funfzig Armslängen abgetragen und gleichsam als wolle man dadurch andeuten, die Kraft, die sich durch innere Zwist aufgerieben, solle jetzt zu Schutz und Nutzen der gemeinschaftlichen Vaterstadt verwandt werden, zog man mit den erübrigten Quadern auch um den Theil der Stadt, der jenseits des Arno lag, eine Mauer. Der

Weisheit seiner neuen bürgerlichen und kriegerischen Verfassung verdankte Florenz eine zehnjährige Ruhe der Partheiwuth und eine glänzende Ausbreitung seiner Macht, bis die Uberti und ihr Gibellinischer Anhang, durch Hoffnung auf Manfred verleitet, die Absicht, Neuerungen anzustiften, durch das Exil büssen mussten. Innerhalb dieser zehn Jahre zwangen die Florentiner Arezzo, Pisa, Pistoja, Siena zum Bündniss, eroberten Volterra und machten ihre Stadt nicht nur zum Haupt von Toscana, sondern zu einer der ersten Städte Italiens. Nach Vorgang der Lombardischen Städte gaben sie ihren Heereszügen durch den Caroccio eine Art von geheiligtem Vereinigungspunkt. Der Caroccio, ein grosser Wagen, geräumig genug, um die Musik und seine Vertheidiger zu tragen, roth bemalt, von grossen roth behangenen Ochsen gezogen, von denen herab an zwei rothen Stangen das Hauptbanner der Stadt flatterte, war eine für die damalige Kriegskunst unschätzbare Erfindung. Durch die Schande, die mit dem Verlust dieses zu schneller Flucht untauglichen Heiligthums verknüpft war, erhielt das Fussvolk, der Kern der Heere, erst Schluss und Festigkeit. Alle seine Bewegungen wurden durch die Rücksicht auf den Caroccio langsamer, ordentlicher, geschlossener. Wie überall das Aufkommen einer Bürgerschaft mit der Wichtigkeit des Fussvolks in Zusammenhang steht, so auch hier. Roms Grösse wurde anfänglich durch die Legion kaum so schnell ausgebreitet, als die Florentiner durch ihre Kriegsordnungen, in denen der Caroccio keins der unwichtigsten Bestandtheile war. Der Führer des Caroccio war von Abgaben frei. Bei bevorstehendem Kriege übergaben ihn die Ritter den Bürgern; die Bürger führten ihn in die Schlacht. Die tapfersten, stärksten und besten der Bürgerschaft waren zu seiner Hut bestellt. Um ihn ordneten sich die Scharen. Ausser dem Pomp des Caroccio leitete den Stolz der alten Bürgerschaft auf ihren Zügen auch eine grosse Glocke, Martinella genannt, durch die die Wachten bestellt wurden, und die man, um den Feind nach alter ehrlicher Art zu warnen vor Anfang der Fehden, einen Monat lang hutete. So gross, sagt Machiavell, war die Tugend dieser Männer und von so grossmüthiger Art waren ihre Einrichtungen.

Ueberhaupt war es diese Zeit des popolo vecchio, der alten Bürgerschaft, wie man später die damalige Verfassung nannte, von 1250 bis 1260, auf der die Florentiner immer mit vaterländischem Stolz verweilten. Vielleicht sind also einige Züge, die die Sitten damaliger Zeit schildern, wie ich sie aus Malespini zusammensuchen konnte, hier nicht an der unrechten Stelle. Damals, sagt er, lebten die Bürger von Florenz mässig, von groben Speisen, mit geringem Aufwand in lob-

lichen Sitten. Sie kleideten sich und ihre Weiber in selbstgewebtes, grobes Tuch. Viele trugen nicht einmal Tuch, eine Mütze, Kamaschen. Die Weiber ohne Schmuck, grossentheils ein enges Röckchen von grobem Scharlach mit ledernem Gürtel, den Mantel mit Grauwerk gefuttert, verheiratheten sich selten vor dem zwanzigsten Jahr. Hundert Lire waren gewöhnliche, zweihundert, dreihundert ungewöhnliche Mitgift; aber aus der Taxation der Gibellinischen Häuser, die uns in den delizie degli eruditi San Luigis aufbewahrt worden ist, erhellt, dass die grössten, die Paläste genannt wurden, nur zu 300 Lire angeschlagen sind. Zur Erläuterung damaliger Sitten dient die schöne Stelle, die Dante dem Cacciaguida in den Mund legt. Die von Malespini angedeutete Kleidung findet sich auf den ältesten Florentinischen Gemälden, die ungefähr in diese Zeit fallen, und seine Ausdrücke, die ich zum Theil nur allgemein wiedergeben konnte, würden daraus gewiss vielfältige Aufklärung entlehnen können. Die Bürgerschaft jener Zeit war stolz, unternehmend. So ehrlich war noch damals die Verwaltung des Gemeinwesens, dass, als einer der Aeltesten ein der Stadt gehöriges Gitter aus dem Koth hervorzog und auf sein Landhaus schickte, er wegen Veruntreuung an der Gemeine in eine Busse von 1000 Lire verdammt wurde.

Die im Jahr 1260 vertriebenen Gibellinen, die in Siena eine Zuflucht gefunden hatten, suchten indess bei Manfred Hülfe. Aber weniger durch die 1800 Deutschen Reuter, die ihnen endlich der Graf Giordano zuführte, als durch die störrige Zuversicht ihres Hauptes, des Ritters Farinata aus dem alten Gibellinischen Hause der Uberti, waren sie stark. Durch List lockten die Gibellinen die Florentiner ins Feld. Man spiegelte einigen der Aeltesten vor, die Gibellinen, um ihre Rückkehr zu erkaufen, würden bei Annäherung des Florentinischen Heers Siena verrathen. Umsonst widersetzten sich die grossen Guelfen, die grössere Kriegserfahrung hatten. Dem Tegghiajo Aldobrandi warf einer der Aeltesten Feigheit vor. Der Ritter antwortete, in der Schlacht stehe er, wohin ihm wenige folgten. Auch Cece Gherardini erhob sich, um von dem Feldzug mit verständigen Gründen abzurathen. Die Aeltesten geboten ihm Stillschweigen. Hundert Lire sollte der erlegen, der es wagte, dem Gebot der Aeltesten zu widerstreben. Er wollte doch den Rath, den er zu geben hatte, nicht für sich behalten. Man verdoppelte die Strafe; auch 300 Lire, den Werth eines Palastes, erbot sich Gherardini zu erlegen, wenn man ihm erlaubte, zu reden. Da zwang man ihn durch Androhung der Lebensstrafe zum Stillschweigen. Der Uebermuth des durch früheres Glück aufgeblasenen Volks behielt die

Oberhand. Die Bundesgenossen wurden aufgefordert. Achthundert Florentinische Ritter, sechshundert Reuter zogen ins Feld, das ganze Volk unter seinen Fahnen, so dass kein Haus war, das nicht wenigstens einen oder zwei seiner Genossen mitgeschickt hätte. Der Carroccio und die Glocke Martinella wurden feierlich hervorgezogen. Mehr als tausend Ritter, über 30,000 Mann zu Fuss kamen an der Arbia an.

Kaum war das viel geringere Ghibellinische Heer aus Siena entgegengerückt, als Verrath die Florentiner in Verwirrung setzte. Sie wurden zerstreut, wohl 2500 getödtet, 4500 gefangen. Die Glocke und der Carroccio fielen in die Hände der Feinde. Ganz Florenz trauerte, als die Flüchtlinge die Nachricht von der Niederlage bei Montesperti an der Arbia überbrachten. Weinend, mit Weibern und Kindern, ohne Abschied verliessen die Guelfen die Stadt und wandten sich nach dem befreundeten Lucca. Da zogen noch in der nämlichen Woche, von Beute bereichert, die Deutschen, unter dem Grafen Giordano, die Ghibellinen unter Farinata de' Uberti in Florenz ein. Der Graf Guido Novello wurde von Manfred zum Podesth eingesetzt und nahm die Bürger für diesen in Eid. Gross war die Trauer des Papstes und der Cardinäle über die Niederlage von Montesperti. Damals indess schon, erzählt Malespini, weissagte ein Cardinal, der in den Sternen las und dunkle Zauberkünste trieb, die besiegten Guelfen würden später in ungestörten Besitz von Florenz gelangen.

Die erste Sorge der Sieger war, in einer Ghibellinischen Versammlung zu Empoli über die Mittel Rath zu pflegen, wodurch ihre Parthei in Toscana gehoben werden könnte. Die Guelfische Gesinnung der Florentinischen Bürgerschaft war zu offenbar; die Schwierigkeit, sich in Florenz trotz der Bürgerschaft zu behaupten, war zu bewährt, die Partheizwecke waren zu gebieterisch, als dass der Vorschlag, Florenz zu zerstören, ihre Bewohner in die übrigen Toscanischen Städte zu verpflanzen, nicht mit beinahe allgemeinem Beifall ergriffen worden wäre. Farinata de' Uberti rettete die Stadt. Es lässt sich denken, dass die Rede, die er bei dieser Gelegenheit gehalten haben soll, von den Geschichtschreibern späterer Zeit nach alten Mustern ausgeführt worden sei. Malespini, den Villani ausgeschrieben, Bruni erweitert und veredelt hat, erzählt folgendermassen den Hergang der Sache:

Als die Toscanischen Ghibellinen beinahe einstimmig die Zerstörung von Florenz beschlossen hatten, erhub sich der weise Ritter, Herr Farinata de' Uberti, und stellte nach der damaligen, wahrscheinlich von der Kanzel entlehnten Sitte als Thema seiner Rede zwei für uns freilich schwer zu deutende Volkssprichwörter auf:

Come animo sape
così minuzza rape
e vassi capra zoppa
tanto che in lupo si rintoppa,

die er auf eine seltsame Weise, vielleicht, um das Verworrene ihres Vorhabens anzudeuten, verwickelte und durch einander warf, so dass das Ende des einen mit dem Anfang des andern zusammengefügt ward. Dann führte er mit verständigen Worten den Gegenstand auf die plumpen Sprichwörter wieder zurück, indem er sagte, es sei Thorheit, so zu reden, denn grosse Gefahr und bedenkliches Uebel könne daraus entspringen. Wenn auch Niemand wäre, wie ich, so schloss er, so lange ich das Leben behalte, will ich Florenz mit dem Schwerdt in der Hand vertheidigen. Man freuet sich zu sehr, etwas zu finden, was so den Stempel seiner Zeit an sich trägt, wie diese Erzählung Malespini's, als dass man neben ihr an dem Cothurn der talentvollen Umschreibung Leonardo Aretino's Freude haben könnte. Den Sprichwörtern wollte das Römische Gewand gar nicht passen, und zugleich war die Gelegenheit zu einladend, jenen hohen Gibellinen in einen Römer umzuwandeln. Auch ist es dem Leonardo und Sismondin, der es sich nicht versagen konnte, seine Livianische Declamation zu übersetzen, vollkommen gelungen, ihn als einen solchen erscheinen zu lassen. Es ist eine nicht unwahrscheinliche Vermuthung, dass Römische Geschichtschreiber selbst die Helden ihrer Geschichte auf eben solche Art in das, was man gewohnt geworden ist: Römer, zu nennen, übersetzt haben. Und vielleicht war der kernige Volkswitz des alten censorischen Cato von dem Florentinischen Kraftausdruck Farinata's in der That nur äusserst wenig verschieden. Da es vielleicht selbst Shakespearn, der überall Leben zu sehn wusste, nicht gelingen konnte, jene deklamatorische Sprache der Geschichtschreiber in lebendigere und eigenthümlichere Wahrheit zu übersetzen, so müssen wir mit desto grösserer Sorgfalt alles, was seine Zeit so getreu wiedergiebt, wie die Stelle Malespini's vor jeder rhetorischen Entstellung bewahren — um so mehr, da das Grosse durch die Eigenthümlichkeit seiner Aeusserung immer nur gewinnen kann. Diese Alten, die wenig Worte machten, aber in jedes den ganzen Nachdruck ihrer Seele legten und zuletzt das Schwerdt in die Wage warfen, haben in ihrer Unbehülflichkeit etwas, was die klassische Reinheit übersetzender Zeitalter doch nicht zu erreichen vermag. Es giebt ein Gefühl für die Kostbarkeit des Worts, was ein Volk, eine Zeit erhalten, was aber die Vortrefflichkeit keines Einzelnen wieder hervorzurufen vermag. Dieses Gefühl ist es, was uns die von unbefan-

genen Chronisten aufbewahrten Reden so unendlich schätzbarer macht, als die schönsten Umbildungen selbst denkender Geschichtschreiber. Das Andenken des grossen Farinata hat Dante, der mit seinem Schwiegersohn Guido Cavalcanti durch die innigste Freundschaft verbunden war, auf eine wahrhaft grosse Art gefeiert.

Hier sind seine Worte:

„O Tuske, der Du durch die Stadt des Feuers lebendig, freundlich redend gehst, möge es Dir gefallen, hier zu verweilen. Deine Sprache verräth in Dir einen Sohn des Vaterlandes, dem ich vielleicht nur allzu lästig war. Aus einem Bogen schallten plötzlich diese Töne hervor und furchtsam schloss ich mich näher meinem Führer an. Er aber sagte mir: Wende Dich. Was thust Du? Dort siehst Du Farinata, der sich aufgerichtet. Vom Gürtel an kannst Du ihn sehn. Schon hatte ich mein Antlitz auf das seine gerichtet. Und er erhob sich mit Brust und Stirn, als verachte er die Hölle. Des Führers kühne und schnelle Hände drängten mich zwischen die Gräber auf ihn zu. Er sprach: Gezählt seien Deine Worte. Als ich an den Fuss seines Grabmals gelangte, sah er mich eilig an, und dann, wie höhnend, fragte er, wer waren Deine Ahnen? Willfährig nannt' ich sie. Da zog er ein wenig die Augenbrauen in die Höhe und sagte: Gar heftig waren sie mir zuwider, mir, meinen Vorfahren, meiner Parthei, so dass ich zweimal sie zerstreut. Und wurden sie verjagt, erwidert' ich, so kehrten sie das ein' und andre Mal von allen Seiten wieder. Doch diese Kunst hat Euer Geschlecht nicht gelernt. Dass sie, so fuhr er fort, die Kunst der Rückkehr schlecht geübt, das grämt mich mehr als dieses Lager. Doch funfzig Mal wird nicht des Mondes Antlitz sich erleuchten, bis auch Du, wie schwer die Kunst sei, erfahren wirst. Doch, willst Du wiederkehren in die süsse Welt, so sag', warum ist jenes Volk so ergrimmt in jedwedem Gesetz wider die Meinen? Da erwidert' ich: Das Würgen jener grossen Niederlage, die die Fluth der Arbia roth gefärbt, hat solch Gebet in unsre Tempel eingeführt. Und als er seufzend nun das Haupt geschüttelt: Dort, sagt' er, war ich nicht allein, und ohne Ursach wär' ich mit den andern nicht gezogen. Doch da, wo der Zerstörung unsrer Stadt kein Einziger zu widerstreben wagte, war ich's allein, der sie mit freier Stirn gerettet."

Fünf Jahre nach der Niederlage von Monteaperti war Dante geboren. Die Zeitgenossen Farinata's sind es grossentheils, die er in der Hölle antrifft. Die Anhänglichkeit an das Schwäbische Haus, die Feindschaft der Päpste, die Verachtung ihrer Bannflüche hatten in dem Gedicht den Farinata zur Hölle herabgezogen. Hier fand ihn Dante in

einer feuerspeienden Ebne, worin sich hin und wieder immer glühende Gräber erhoben, deren steinerne Decke über ihnen schwebte.

Nach der Schlacht an der Arbia herrschten die Gibellinen unumschränkt, der Graf Guido Novello aus dem Casentinergebiet unter dem Namen eines Podestà als Manfreds Statthalter an ihrer Spitze. Die Guelfen aber wanderten, nachdem auch Lucca, um sich zu retten, ihnen das Obdach verweigern musste, heimathlos mit Weibern und Kindern über den Apennin nach Bologna. Hier bekriegten sie mit den Guelfen jener Gegenden die Gibellinen und nahmen täglich an Kriegsübung zu. Conradin wurde von seinem zarten Alter abgehalten, auf ihre Bitte Manfreden sein Erbreich zu entreissen, aber als Carl von Anjou, vom Papste herbeigerufen, in Neapel eindrang, gesellten sie sich zu ihm, und in der Schlacht, worin Manfred blieb und wodurch Neapel an das Haus Anjou fiel, waren sie unter den vordersten Streitern. Die Nachricht von dieser Niederlage der Gibellinischen Parthei vermochte die zu Florenz herrschenden Gibellinen, alles anzuwenden, um sich in der Neigung des unruhig werdenden Volks festzusetzen. Sie beschlossen also, der Bürgerschaft wenigstens zum Theil die durch sie aufgehobene Verfassung wiederzugeben. Mit 36 Bürgern sollten zwei von dem Grafen Guido Novello aus Bologna herbeigerufene Cavalieri gaudenti den Staat reformiren.

Wir haben gesehn, wie die Eintheilung der alten Bürgerschaft, ja, wie das ganze Gerüste der Verfassung vom Tode Friedrichs II. bis zu der Schlacht von Monteaperti vorzüglich auf die Quartiere gegründet war. Auch bei dieser neuen, durch die Gibellinen im Jahr 1266 eingeführten, behielten die Quartiere ihre alte Bedeutung. Zugleich aber wurde durch die Organisation der Zünfte einer spätern Umwälzung der Florentinischen Verfassung vorgearbeitet.

Die unter heuchlerischem Schein sich bereichernden Frati gaudenti (cf. Dante in inferno) nämlich setzten sich als Gewaltsboten 36 Bürger aus der wohlhabenderen Kaufmannschaft zum Theil Guelfischer, zum Theil Gibellinischer Gesinnung zur Seite, die sich täglich im Hofe der Tuchhändler-Zunftmeister versammeln sollten. Zugleich aber gaben sie den 7 vornehmeren Zünften das Recht, sich Consuln zu wählen und unter einem eignen Banner zu bewaffnen. Durch die vom Grafen Guido Novello eingeführte Verfassung erhielt das Volk, das nach der Schlacht von Monteaperti verlorne Gefühl seiner Kräfte wieder. Vergebens suchten die Gibellinischen Grossen, als sie merkten, dass der neueingesetzte Rath sich auf Guelfische Seite neigte, sich durch fremde Söldner zu behaupten. Diese zu erhalten, mussten neue Abgaben erhoben werden.

Die Unzufriedenheit stieg. Endlich mussten die Gibellinen noch einmal die Stadt räumen. Alsobald kehrten die Guelfen nach siebenjähriger Abwesenheit, während der sie die Fehden ihrer Parthei überall ausgefochten hatten, nach Florenz zurück und blieben, bald nachdem die noch einmal gerufenen Gibellinen ihnen das Feld geräumt hatten, alleinige Herren. Schon vorher hatten beide Partheien einen Staat im Staat gebildet. Guelfen und Gibellinen hatten ihre Hauptleute, ihre Verwalter. Jetzt aber bemächtigten sich die zurückgekehrten Guelfen aller der aus Furcht vor Carl von Anjou fliehenden Gibellinen. Ein Drittheil kam der Stadt, ein Drittheil den einzelnen Guelfen als Schadenersatz, endlich ein Drittheil der Guelfischen Parthei unter der Verwaltung dreier Rettori di parte als Gemeingut zu. Das letzte Drittheil sogar wurde auf Kosten der beiden andern bald bedeutend vergrössert. So hatte die Guelfische Parthei nicht bloss eigne Magistrate, sondern ihre Einigkeit und Macht wurde noch bedeutend durch ein grosses gemeinschaftliches Eigenthum erhöht. Ja, so bedeutend erschien die dadurch zu Wege gebrachte Veränderung, dass man an der Rückkehr der Gibellinen verzweifelte. Zwar auf kurze Zeit machte ein Zwist unter den Guelfen es dem päpstlichen Legaten möglich, die Gibellinen wieder mit ihnen scheinbar zu versöhnen. Aber bei Errichtung der Zunftverfassung im Jahr 1282 mussten sie von neuem und nun auf immer fliehen.

Es würde ermüdend sein, die während dieser Zeit, vom Jahr 1266 bis 1282, in der Verfassung vorgefallenen Veränderungen besonders anzuzeichnen. Die Errichtung eines Consiglo di credenza, eines grossen Raths, die Veränderung des Namens der Anziani in den der Buonomini veränderte im Grunde nur Zahl und Benennung der Räder, ohne in der Springfeder eine Veränderung zu veranlassen. Wir sehn in dieser ganzen Zeit zweien auf ein Jahr von aussen herbeigerufenen Magistraten, wovon man einen Capitano di popolo, zuweilen beide Podestà nannte, die richterliche, ja auch wohl die ausübende Gewalt anvertraut; neben ihnen auf verschiedene Weise gebildete Räthe, in denen wohlhabende Kaufleute anfangen, neben dem durch seine Zwistigkeit aufgeriebenen Adel das Haupt zu erheben. Die eigentliche Kraft des Staats liegt in der Einrichtung seiner Miliz. Durch eine Art zünftiger Verfassung und durch sein Gemeingut behauptet sich der Guelfische Adel besser, als der Gibellinische; bis auch er sich spaltet und dem immer mächtiger werdenden Verband der Gewerbsinnungen das Feld räumt. Wir werden sehn, wie später der Adel gezwungen wird, sich selbst diesen Innungen anzuschliessen. Fast das ganze dreizehnte Jahrhundert aber bezeichnet jener Geist wilder, oft heroischer Fehde unter den edlen

Bewohnern der Stadt, die die emporstrebende Bürgerschaft zu bändigen noch nicht vermag. Bald von dem Uebermuth der Guelfen, bald von dem der Gibellinen unterdrückt, scheint den Bürgern immer noch die beste Auskunft, die einen durch die andern im Zaum zu halten. Doch unter dem allen blüht das Gewerbe, der Handel erweitert sich. Bald wird das Handwerk mehr von dem sich anhäufenden städtischen Capital, als von dem Ertrag der liegenden Gründe abhängig sein, und während der Adel ganz in den Zwist der Faktionen versunken ist, erhebt sich zuerst unbemerkt, dann nicht mehr zu behindern, die Macht, der er sich mit Hintansetzung alles angeerbten Stolzes anschliessen muss, wenn er noch in seinem Vaterland bestehn will.

Hier ist der Ort, wo wir das Aufkommen der Zünfte erklären müssen. Denn wie das dreizehnte Jahrhundert in der Florentinischen Geschichte dem Adel, so gehört das vierzehnte den Gewerben. Es ist billig, dass einem jeden das Seine gegeben werde.

Die sieben Zünfte, denen im Jahr 1266 von den Frati gaudenti das Recht bestätigt wurde, Zunftconsuln zu wählen, ein eignes Banner zu führen, und die unter dem Namen der 7 grösseren Innungen bekannt sind, finden sich in Malespini's Geschichte näher bestimmt. Diese Zünfte sind folgende:

1) Die der Richter und Notare.
2) Die der Tuchhändler.
3) Die der Wechsler.
4) Die des Wollengewerbes.
5) Die der Aerzte und Materialhändler.
6) Die des Seidengewerbes.
7) Die der Pelzer.

Hiezu kamen später noch fünf:

1) Die der Tuchkrämer.
2) Die der Metzger.
3) Die der Schuster.
4) Die der Mauer- und Zimmer-Leute.
5) Die der Schmiede und Schlosser.

Endlich noch neun, so dass mit den niedrigen Gewerken in allem 21 Zunftinnungen waren.

Wir werden die wichtigsten darunter einer besondern Untersuchung unterwerfen müssen, um in den Ursprung und die Art des Florentinischen Gewerbes eine sichere und klare Einsicht zu erlangen.

Ueber der Innung der Rechtsgelehrten, bei der nur befremdend ist, dass der Advocaten nicht gedacht wird, nennt Malespini die der Tuch-

händler, die schon zu Anfang des 13ten Jahrhunderts politische Bedeutung gehabt zu haben scheint, und deren Ursprung sich wohl so wenig wie der der übrigen Zünfte genau bestimmen läst. Auf allen Fall hat Macchiavell, der Carl den Grossen zum Urheber der Zünfte macht, dieser ihrem Ansehn schmeichelnden Sage zu voreilig Glauben beigemessen. Die Calimala oder Tuchhändlerzunft, deren Gewerbe darin bestand, ultramontanische, das heisst Brabantische und Flandrische Tücher, nachdem sie in Florenz geschoren, gefärbt, appretirt worden waren, im übrigen Italien und in der Levante zu verkaufen, scheint früh zu den vornehmsten und reichsten gehört zu haben; ja, ihr Gildenhaus war einer der ersten Versammlungsörter des höchsten Raths. Villani erzählt uns, dass zu Anfang des 14ten Jahrhunderts 20 Magazine, die dieser Zunft angehörten, für mehr als 300,000 Goldgülden solcher Tücher kommen liessen. Die grobe Tuchmanufaktur ist in Brabant, Flandern, Friesland eine der ältesten, deren überhaupt im neuern Europa gedacht wird. Vielleicht verliert sie sich wie die Leinenweberei des nördlichen Deutschlands in ungeschichtliche Zeiten; wenigstens geht sie höchstwahrscheinlich höher hinauf, als der Anfang eigner Gewerbe in Italien. Die Bedeutung, die schon sehr früh der Handel mit solchen Tüchern für Florenz erhielt, ist also keineswegs befremdend.

Neben dieser Tuchhändlerzunft gelangte das seiner Verwandtschaft ungeachtet streng davon geschiedene Wollengewerbe zu grosser Wohlhabenheit. Man hat vielfältig und wohl nicht mit Unrecht diesem Gewerbe einen heilsamen Einfluss auf das Ganze des Nationalreichthums zugeschrieben. Wenn auch zu Heinrichs VII. Zeiten in England Baco von Verulam, und vor wenigen Jahren der Earl von Selkirk im Schottischen Hochlande die Begünstigung der Schaafzucht als ein Hinderniss des Ackerbaues betrachteten, (Baco sagte: die Menschen werden von Schaafen verzehrt), so lässt sich auch auf der andern Seite nicht läugnen, dass gerade die Wollengewerbe zur Grundlage der merkantilen Wichtigkeit Gross-Britanniens geworden sind. Baco's Vorwurf indess würde in jedem Fall auf Florenz keine Anwendung leiden, was von einem kleinen, an Wein und Korn ergiebigen Gebiet umgeben, seinen Bedarf an Wolle fast ganz aus dem Auslande beziehn musste. Auch die Consuln des Wollengewerbes unterschrieben wie die der Tuchhändlerzunft schon im Jahr 1204 einen Vertrag mit dem benachbarten Siena. Wenn auch sein Alterthum sich noch höchst wahrscheinlich viel höher hinaufsetzen liesse, so dürfen wir nicht vergessen, dass erst um die Mitte des 13ten Jahrhunderts, in jener blühenden und ruhigen Zeit des popolo vecchio, fromme und fleissige Mönche aus dem Orden

der Humiliaten durch Beispiel und Lehre diesem Gewerbe noch nie zuvor erreichte Vollkommenheit gaben. Damals gerade, als Friedrichs II. Tod die Guelfischen Gemüther beruhigt hatte, zogen diese Mönche aus der Nachbarschaft, wohin schon seit mehreren Jahren Meister und Gesellen, um sich zu belehren, gewallfahrtet waren, in die Ringmauern der Stadt. Man trat ihnen einen geräumigen Platz zum Bau einer Kirche, eines Klosters, zur Anlage von Walkmühlen und Spülteichen ab. Nach und nach zogen sich die Weber in ihre Nähe und den Verbesserungen des Gewerbes durch diese Humiliaten verdankt Florenz grossentheils, dass zu Ende des Jahrhunderts von den beiden bisher genannten Zünften 30,000 Menschen lebten.

Eine andre nicht unerhebliche Folge dieser beiden Innungen ist die frühe Verbindung zwischen Florenz und ultramontanischen Gegenden, vorzüglich den Niederlanden, woher man die rohen Tücher, und England, woher man die feinste Wolle erhielt. Wenn nun das Aufblühen der Manufakturen in England, der steigende Arbeitslohn in den Niederlanden nach und nach diese so einträglichen Wollengewerbe aus Florenz verdrängte, so sehn wir dagegen ein andres Gewerbe, dass der Seide, dessen Anfang weniger glänzend war, noch jetzt in Florenz einen Theil des alten Wohlstandes erhalten. Auch von diesem Gewerke, was die Florentiner das des Marienthors nannten, finden sich, wie von den beiden vorhergehenden bei derselben Gelegenheit schon zu Anfang des 13ten Jahrhunderts Spuren. Es muss andern Untersuchungen vorbehalten bleiben, zu erörtern, wie sich der Seidenbau aus dem östlichen Asien in das Chalifat, in das Griechische Reich, endlich nach Sicilien auf der einen, nach Spanien auf der andern Seite verbreitet habe. Man kann nicht läugnen, dass bei einer Eroberung von Lucca, was früher der eigentliche Sitz der Seidengewerbe gewesen war, im Jahr 1315 grosse Auswanderungen nach Florenz diese Gewerbe erst zu ihrer eigentlichen Blüthe förderten, aber schon ein Jahrhundert früher gehörten sie zu den nicht unbedeutenden Erwerbszweigen der Stadt. Es scheint indess, als wenn die Eifersucht von Pisa, Lucca und Venedig dem Seidengewerbe nicht gleiche Ausbreitung mit dem Wollengewerbe verstattet habe. Der Commissar, unter dessen Leitung Pisa erobert ward, Gino Capponi, war es auch, der seine Landsleute lehrte, seidne Gewänder mit Goldfäden zu durchwirken, und später behaupteten die Florentinischen Seidenzeuge ihren Ruf durch ganz Europa.

Weniger ausführliche Erwähnung verdient die Innung der Materialhändler, speziali, zu der auch die Aerzte und Apotheker gehörten. In ihren Händen befand sich indess der Handel mit orientalischen Spe-

zereien aller Art. Doch dieser Handel hatte für Florenz bis ins 15te Jahrhundert, wo es unter den Italienischen Seemächten glänzend auftrat, keine Bedeutung des ersten Ranges.

Auch die Pelzer gehörten zu den sieben ältesten, grossen Zünften von Florenz. Ihre Wichtigkeit erklärt sich aus dem damals durch ganz Europa verbreiteten, viel häufigeren Gebrauch der kostbarsten Pelzwerke, deren Hauptniederlage die Hauptstadt des Griechischen Reichs war.

Zuletzt nenne ich die wichtigste Innung, die der Wechsler. Denn wenn in den übrigen Gewerben, die der Wolle vielleicht ausgenommen, Florenz vom Meer entfernt, nicht nur Gefährten, sondern oft siegreiche Nebenbuhler hatte, so scheint dasjenige Gewerbe, was den Geldumlauf zum Gegenstande hat, den Florentinern vorzugsweise anzugehören. — Rom, als der Sitz päpstlicher Macht, wohin das für Ablass und Dispensation gelöste Geld, die frommen Beiträge, die Peterspfennige, der Ertrag so vieler geistlichen Güter und Pfründen, deren Inhaber in dem Hauptsitz der Christenheit ein glänzendes Leben führten, zusammenfloss, war im Mittelalter das eigentliche Herz Europäischen Geldumlaufs. Aber schon sehr früh finden sich bewährte Zeugnisse, dass die Bewohner Toscanischer Städte als Vermittler zwischen ultramontanischen Gegenden und der Hauptstadt auftraten. Siena scheint anfangs sich mit Florenz in diese Vermittlung getheilt zu haben. Aber die grossen Verbindungen, in die Florenz unter den in der Nachbarschaft von Rom liegenden Italienischen Städten durch seine Wollengewerbe mit den entferntesten Gegenden jenseits der Berge wohl am frühesten gerieth, mussten schon vor dem dreizehnten Jahrhundert diese Stadt zur Bank von Rom und somit von Europa machen. So häufte sich in Florenz nicht nur das Circulationsmittel, sondern das, was dadurch zum Theil dargestellt wird, das Capital. Man fand Mittel, die Wucherverbote der Kirche zu umgehn. Man verbürgte sich, man schloss Scheinkäufe, man schoss vor, man häufte Zinsen auf Zinsen in einer Zeit, wo geringere Sicherheit und geringere Masse der Capitalien den Fuss der Zinsen erhöhte. Fürsten, Städte, Könige gelangten so in die Abhängigkeit Florentinischer Wechsler. Ungeheure Summen waren Siena, der Orden des heiligen Johannes von Jerusalem, die Herzöge von Burgund, die Könige von Neapel und Sicilien, die von England, den Florentinern schuldig. Ein Krieg mit Frankreich, der den König von England veranlasste, ein Versprechen nicht zu erfüllen, und dadurch unermessliche Forderungen einiger Florentinischen Häuser, die mehr als ein Königreich werth waren, zu vernichten, brachte diese im Jahr 1339 zum Sturz und führte eine Calamität über Florenz herbei, die Villani mit

kaufmännischem Verstande beschrieb. Indess bald hob sich der Credit von neuem und die Geldgeschäfte der Florentiner nahmen besonders durch die Verlegung des päpstlichen Sitzes nach Avignon im 14ten Jahrhundert bedeutend zu. Des neuen Schwunges, den der Florentinische Handel im 15ten Jahrhundert durch die Erlangung eines Hafens nahm, werden wir später als der Grundlage des Medicäischen Reichthums gedenken. Der Reichthum der Bardi und Frescobaldi in der Zeit, von der jetzt die Rede ist, fusste auf der bisher dargestellten Grundlage. Es lässt sich nach dem bisher Entwickelten denken, dass die Florentiner früh in Geldgeschäften eine überaus grosse Ueberlegenheit erlangen mussten. Auch sehn wir in vielen Europäischen Ländern ihnen die Münze anvertraut. Ja in Frankreich beschuldigte man sie zu Anfang des 14ten Jahrhunderts, die grosse Münzverfälschung vorgeschlagen zu haben. Auch die Entstehung der Wechsel glaubt man in Florenz suchen zu müssen. Wenn es auch thöricht ist, zu einem so einfachen Geschäft, als die Anweisung eines entfernten Gläubigers auf einen entfernten Schuldner, Gelegenheiten, wie etwa die Auswanderung der Guelfen aus Florenz, von der wir gesprochen, oder eine frühere Judenverfolgung oder die Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon aufzusuchen, so ist doch nichts natürlicher, als dass gerade in Florenz dies Geschäft durch die häufige Uebung eine Art von legalem Bestand erreicht habe. Der Wechsel entsteht eigentlich erst durch eine privilegirte Strenge des Wechselrechts. Ob diese sich am frühesten in Florenz gefunden, darüber fehlt es mir noch an entscheidenden Thatsachen.

Diese ältesten Gewerbsinnungen der Florentiner, erscheinen in der Verfassungsumwälzung des Jahres 1282 als die wichtigsten, vielleicht weil, wenn wir die Zunft der Rechtsgelehrten ausnehmen, in ihnen grade der auswärtige Handel repräsentirt wird, dem Florenz seinen Wohlstand verdankt. Um zu diesem wichtigen Resultat zu gelangen, musste ich den vorhergehenden Untersuchungen grössere Ausdehnung geben, als sie in irgend einem Florentinischen Geschichtschreiber erhalten haben. Dadurch sind wir zugleich in den Stand gesetzt, über Natur, Ausdehnung und Ursprung des Florentinischen Verkehrs ein erkleckliches Urtheil zu fällen.

Die Zeit, in der, wie Dante sagt, die Reisen nach Frankreich noch die Florentinerinnen nicht als Wittwen zurückliessen, fällt in die Vorgeschichte der Stadt, die wir nur im Umriss darstellen konnten. Sobald mit dem Streit der Guelfen und Gibellinen die Geschichte anfängt, hebt auch das Emporblühn dieser Hauptgewerbe an. Der Aufnahme der Humiliaten, der Eroberung von Lucca, der Verlegung des päpstlichen Sitzes

nach Avignon scheinen die vorzüglichsten unter ihnen, wenn auch nicht, wie die meisten fälschlich behaupten, ihren Ursprung, doch ihre Erweiterung zu verdanken. Bald hatten diese Gewerbe die Florentiner so sehr durch ganz Europa verbreitet, dass man, weil sie überall zu finden waren, sie sprichwörtlich das fünfte Element nannte, ein Ausdruck, der das Gegenstück zu dem der Benennung des sechsten Welttheils ist, die ein mit den Angelegenheiten der Stadt Genf bestürmter Französischer Staatsminister dieser Stadt gegeben.

Es möchte ermüdend sein, das Innere der Innungseinrichtungen und Zunftgebräuche hier mit eben der Ausführlichkeit darzustellen. Es scheint hinreichend, zu bemerken, dass sie, während sie den Inhabern des Gewerbes einen anständigen Wohlstand sicherten, den Vortheil der Stadt im Ganzen, dem der Geist des Monopols entgegenstrebt, nicht aus den Augen verloren. Aus dem spätern Eintritt der edlen Geschlechter erhellt, dass die Gewerbsinnungen sich nie auf eine engbrüstige Weise als gänzlich geschlossen ansahn; ja es scheint beinahe, als ob grade durch ihren Verkehr mit dem Auslande, durch ihr Eingreifen in die politische Verfassung den Florentinischen Zünften ein Geist umsichtiger Weisheit mitgetheilt worden sei, der sie vor spiessbürgerlicher Versaurung aufs glücklichste bewahrte. Zwar ist es hier keineswegs der Ort, über Vortheil und Nachtheil der Zünfte abzusprechen, aber wenn wir uns vertrauter gemacht haben mit ihrer Ehrbarkeit, ihrer Strebsamkeit und ihrem Wohlstand in blühenden Städten, worin sie zu einem Element der Verfassung geworden sind, so können wir uns wenigstens entwöhnen, den Geist der Corporation mit dem des Stillstandes zu verwechseln. Ja es erscheint das kleinste gemeine Wesen, was die sonst durch Brodneid getrennten Menschen zu einem Ganzen verbindet, allzu schätzbar, als dass man nicht lieber, statt es aufzulösen, versuchen sollte, es zu höhern Zwecken zu benutzen. Hier kann ich mich nicht enthalten, einen schönen Gedanken des grossen Burke zu wiederholen, der die Willkühr derjenigen Staaten, die auflösen, statt auszubilden, dem Handwerker vergleicht, der sein Handwerkszeug versetzt, statt es zu gebrauchen.

Aus den vorangeschickten Untersuchungen hat es sich ergeben, dass unter den sieben grösseren Aemtern in Florenz sechs sich in den auswärtigen Verkehr der Stadt theilten und dass schon aus dieser Ursache die reichsten Bürger sich in ihnen befinden mussten. Wie konnten sich Tuchkrämer, Mezger, Schuster, Zimmerleute und Schmiede, die die fünf folgenden Gewerbsinnungen ausmachten den Popolani grassi in der Zunft Calimala, in der Wollenweber- oder Wechslerzunft ganz an die Seite stellen? Unter allen scheint indess die Calimala-Zunft früh den bedeutendsten politischen Einfluss erworben zu haben, ja, es ist überhaupt mehr als wahrscheinlich, dass in ihr eigentlich der Wohlstand der Stadt seine älteste Grundlage fand. Dass das Baptisterium zu San Giovanni, das älteste Christliche Heiligthum der Florentiner, der Oberaufsicht dieser Zunft anvertraut war, die es so schön durch die in Erz gegossenen Thüren Andrea Pisano's und Lorenzo Ghibertis verzieren liess, könnte allenfalls zur Bestätigung dieser Behauptung angeführt werden. Guelfischer und gibellinischer Adel theilte sich ungleich in die Aemter, so dass 6 Gibellinen, 8 Guelfen im höchsten, jährlich erneuerten Rath sassen. Als nun die durch die sicilianische Vesper geschwächte Macht Carls von Anjou die Hofnungen der Gibellinen, die Besorgnisse der mächtigeren Guelfen aufregte, war es diesen mit Hülfe des Volks leicht, ihre Feinde zu unterdrücken. Die bedeutendste Rolle bei dieser Revolution spielten die Gildenmeister der Tuchhändlerzunft, in deren Hofe sich auch bisher die vierzehn versammelt hatten. Sie waren Urheber jener zünftigen Verfassungseinrichtung, wovon Spuren sich bis auf unsre Tage in Florenz erhalten haben. Nächst ihrer Zunft liessen sie auch noch die beiden bedeutendsten nach ihr, die der Wollenweber und Wechsler, zu der Ehre zu, dem Staat die ersten zweimonatlichen Prioren zu geben. Zuerst waren 3, nachher einer für jedes Sechstheil der Stadt und für jede Zunft, die der Rechtsgelehrten ausgenommen, später zuweilen 12, zwei für jedes Sechstheil und jede Zunft, endlich gemeiniglich 8, denen man unter dem Namen Priori dell'arti e della libertà die höchste Gewalt anvertraute.

So stand denn das später freilich auf mannigfaltige Weise ausgebildete, endlich untergrabene Gerüst der Florentinischen Verfassung da. Es lässt sich denken, in welcher beständigen Wachsamkeit die Faktionen durch den schnellen Wechsel der Gewalthaber, erhalten wurden, wie schwer es in dem ewigen Hin- und Herfluten der Einzelnen diesem Rath der Prioren, dem man bald den tönenden Namen der Signoria beilegte, werden musste, irgend einen Plan mit beharrlichem Nachdruck zu verfolgen. So geschah, dass, wie Dante sagt, was im Oktober gesponnen worden, kaum bis in die Mitte Novembers reichte. Später suchte man diesem Uebel dadurch abzuhelfen, dass man diejenigen, die bestimmt sein sollten, die Signoria auszumachen, durch eine ausserordentliche Commission, die aus den dermaligen Prioren und übrigen Häuptern der Gilden bestand, auf längere Zeit, gewöhnlich für 40 Monate, zuweilen für 5 Jahre wählen liess. Wenn auf diese Art die Borsa gebildet worden war, zog man aus ihr die Namen derjenigen, denen für die nächsten zwei Monate die Herrschaft bestimmt war. Man nannte diese Imborsazion der Namen auf längere Zeit Squittinio (Scrutinium). Aber, wenn auch dadurch, weil nun doch wenigstens, so lange man durch ausserordentliche Ernennung der Borsa nicht gewaltsam in die Verfassung eingriff, die in einem längeren Zeitraum auf einander folgenden Prioren zu derselben Parthei zu gehören pflegten, den Rathschlägen einige Folge verliehn wurde, so muss man doch diese Verfassungsform als Ursache oder Wirkung auf allen Fall als ein Zeichen des Florentinischen Wankelmuths ansehn. Wie sollten sich in dieser sechs mal jährlich wechselnden Signoria von Florenz feste Maximen, unausgesetzt verfolgte Pläne bilden, wie in dem Senat von Venedig, unter den gnädigen Herrn von Bern, oder in dem päpstlichen Consistorium, worin bejahrte Männer lebenslänglichen Sitz hatten? Aber auf der andern Seite, wie sehr musste diese so allgemein verbreitete Theilnahme an einer Verfassung, in der jährlich 48 Bürger zur Signoria gelangten, den Geist der Florentiner zu öffentlichen Geschäften, zu dem Muth freier Geistesentwicklung, ja zu fürstlichem Selbstgefühl hinauf bilden. Wenn dem Menschen doch nicht vergönnt ist, seinen Einrichtungen unwandelbaren Bestand zu geben, so werden wir vielleicht diesen belebenden Einfluss einer Verfassung, durch die der Staat in der Brust eines jeden Bürgers athmet, mit dritthalbhundertjährigen kaum je gänzlich beschwichtigten Unruhen nicht für zu theuer erkauft halten.

Denn bedurfte auch eben die Unstetigkeit, ja die Ohnmacht einer solchen Verfassung gar bald der geheimen Leitung eines Einzigen, so wird doch später aus der Geschichte der Medici erhellen, wie wenig

diese, so lange republikanische Formen bestanden, eigentlich für unumschränkte Herrn zu halten waren; es wird sich zeigen, welch leises Auftreten, welch ein unablässiger Aufwand, welche staatskluge Wahl der mannigfaltigsten Mittel erfordert würde, um ihr Ansehn nach und nach Wurzel schlagen zu lassen, und wie demungeachtet bis zu der Eroberung Carl's V. die politische Lebendigkeit der Stadt sich in einer stetigen Verschwörung eifersüchtiger Ungeduld äusserte. Wenn in erblichen Fürstenthümern, oder in beherrlichen Aristocratien der Blutumlauf selten gesunde Ruhe, oft erschlaffte Trägheit verräth, so deutet in Florenz der fieberhafte Puls zwar auf ein schneller und wilder verathmetes, aber eben deshalb vielleicht auf ein tiefer genossenes politisches Leben. Und doch dauerte dieses von Errichtung des Priorats bis zu seiner Auflösung drittehalbhundert Jahre, während welcher der Florentinische Name in Künsten und Wissenschaften sich unvergänglichen Ruhm erwarb, wahrlich, eine bewunderungswürdig lange Zeit. Die Einführung der guelfischen Zunftverfassung des Priorats bezeichnet eben dieses raschere Leben der Stadt, während der Krankheitsstoff in häufigeren fieberhaften Ausbrüchen immer wechselnde Formen annahm. Der Streit der Guelfen und Gibellinen war von dem Streit zwischen päpstlicher und kaiserlicher Macht abhängig. Man könnte ihn einer ansteckenden Seuche vergleichen, die äussern Einwirkungen, etwa dem Wechsel der Jahreszeiten, unterworfen ist, in deren Ausbrüchen langsame und periodische Wiederkehr statt findet. Von Jahr 1282 an aber ist das Gesetz der Krankheit in der Stadt selbst. Seine allmälige Entwicklung und wie, während sich das Gesetz der Krankheit entwickelt, die Seele gewissermassen von Tage zu Tage freier wird, von Tage zu Tage inniger in die gesammte Bildung unsers Geschlechts sich versenkt, das ist der eigentliche Inhalt der Florentinischen Geschichte. Wenn die politische Geschichte überhaupt kaum etwas anderes zu schildern findet als Krankheit, die sich nach verschiedenen Gesetzen fortbildet, mit welcher Vorliebe muss sie bei derjenigen verweilen, in deren Gährung der Geist sich entwickelt, bei der Krankheit von Athen, bei der von Florenz, das, nach Dantes Ausdruck, unruhig sich auf seinem Siechenbett von einer Seite zur andern wälzt, um seinen Schmerz zu mildern?

Bis hieher führte uns die Geschichte Ricardaccio Malespini's. Die Art seiner Erzählung zeigt, dass der Streit der Guelfen und Gibellinen, wenn auch die Behaglichkeit störend, doch nicht die Lebenskraft der Stadt verzehrend, die farblose Heiterkeit des geschichtlichen Bewusstseins keineswegs getrübt habe. Von nun an wird neben Malespini's

Neffen, der nur sechs Jahre beschrieben und dem hier in die grösseren Händel allzusehr versenkten Villani, Dino Compagni für mehr als 30 Jahre unser Geleitsmann. Seine, aus tiefer Brust gesprochene, zürnende Geschichte, die, wie es die Geschichte immer sollte, das Bewusstsein seiner Zeit darstellt, zeigt, dass andere Zeiten wie die der Guelfen und Gibellinen, an die man sich wie an ein nothwendiges Uebel gewöhnt hatte, dies Bewusstsein zwar gefärbt, aber zu gleicher Zeit auch vertieft haben. Neben ihm erscheint kurz nach dem Anfang dieser neuen Verfassung Guido Cavalcanti, dem ungewöhnliche Speculation den unverdienten Ruf des Atheismus zugezogen, und mit der Malerei zugleich blüht die Dichtkunst durch den grossen Dante herrlich auf. Alles deutet darauf hin, dass mit dieser Verfassung, mit dem Jahr 1282, die Stadt Florenz eigentlich ihre Mündigkeit erreicht habe. Wie aber gar oft der Zeitpunkt der Mündigkeit mit der gefährlichen Reife aller Leidenschaften zusammenfällt, so auch in Florenz; ja, wenn wir einige Neigung hätten, wie Platon in der Republik, das Bild der Staatsverfassung auf den sittlichen Menschen zu übertragen und von diesem auf jene anzuwenden, so würde sich uns in der stufenmässigen Auflehnung der untern Stände gegen die obern zu weiterer Ausführung dieses Bildes noch mancher ergiebige Vergleichungspunkt auffinden lassen.

Kaum war die Zunftverfassung eingeführt, an der im Anfang der guelfische Adel Theil genommen hatte, so bemerkte er, dass der schwellende Uebermuth wohlhabender Zunftgenossen ihn nach und nach davon ausschliessen würde. Wäre er einig gewesen, so musste es ihm, der durch ritterliche Uebung und angeerbte Zuversicht der kaufmännischen Wehrlosigkeit überlegen war, ein leichtes sein, den alten Vorrang zu behaupten. Seine Uneinigkeit gab der Bürgerschaft ein leichtes Spiel. Als endlich die Gefahr immer drohender ward und der Adel der wachsenden Macht der Bürger nur durch Hohn und Beleidigung begegnete, reizte er, statt zu dämpfen. Immer heftiger wurde der Adel empört, je mehr er seine Macht schwinden sah. Das Blut der Bürger wurde vergossen und ihren schnell wechselnden neuen Häuptern fehlte es an Würde, die, wenn sie nicht angeboren ist, sich nur selten erwerben lässt, an der Regimentserfahrung, die kein Geschäftsverstand ersetzt. Da stellte sich an die Spitze des Volks: Giano della Bella, ein wackerer Mann, aus gutem Geschlecht, von reinen Absichten, wie ihn Dino Compagni, der ihm wohl wollte, schildert, und dessen durchgreifende Gerechtigkeitsliebe, deren Opfer er ward, ihn wirklich vor dem sonst so natürlichen Verdacht eines unerlaubten Ehrgeizes sicher stellt. Er war es, der es unternahm, das beleidigte Volk

gegen die Grossen zu schützen. Er errichtete gegen sie die Ordinamenti della giustizia, worin die Strafe für eine jede Art von Frevel der Vornehmen bestimmt war. Er liess, um sie auszuüben, einen Gonfalonier di giustizia, wie die Prioren auf zwei Monate, ernennen, dem, wenn er das Banner aushing, 1000 Mann zur Handhabung der Gesetze gehorchen sollten. Bald war diese Zahl unzureichend. Man sah sich genöthigt, sie zu vervierfachen, und als dennoch aus Furcht keiner wagte, die Frevel der Grossen anzugeben, ward bestimmt, dass öffentliches Gerücht zu ihrer Bestrafung hinreichen und dass der Gonfalonier unter den Prioren sitzen sollte. So wurde nach und nach dieser Gonfalonier die erste Magistratsperson der Stadt, während die alten Rettori, der Podestà und Capitano di popolo immer mehr auf bloss richterliche Geschäfte eingeschränkt wurden. Dino Compagni war einer der ersten Gonfaloniere, der es wagte, die Häuser einiger Grossen, deren Verwandter in Frankreich einen Florentinischen Bürger erschlagen hatte, nach den Gesetzen zu zerstören. Drei und dreissig Familien, alle solche, in denen Ritter gewesen waren, wurden unter dem Namen der Grossen gewissermassen geächtet. Schwerlich konnte der Stolz der Abkunft, der durch diesen Namen anerkannt wurde, den Verlust des Vaterlandes ersetzen. Wenn die früher geflüchteten Gibellinen lange, vor allen ihre Häupter, die Uberti, an den Höfen der Fürsten in ritterlichen Spielen, in den Kriegen der Könige ihren Adel in ungekränkter Reinheit erhielten, so suchten diese ihren höchsten Ehrgeiz darin, nach und nach in die Innungen, unter das Volk aufgenommen zu werden. So schien es denn endlich, als könne unter dem bewaffneten Schutz des Bannerträgers der Gerechtigkeit, unter dem Ansehn der Vorsteher der Aemter und der Freiheit, von den Versammlungen guter Männer berathen, Florenz sich seinem Gewerbe und seinem Handel in Ruhe überlassen. Dieser Augenblick wird als einer der blühendsten für die Stadt angesehn. Nach dem über den Bischof von Arezzo bei Campaldino erfochtenen Siege, an dem auch Dante und, von seinem Sohn begleitet, der Ritter Gorso Donati Theil nahm, waren die Florentinischen Waffen auswärts gefürchtet. Sie waren es, die dem Grafen Ugolino, dessen politisches Leben durch den beständigen Wechsel der Parthei eben so schwankend und unrein, als sein von Dante geschilderter Hungertod (mit Kindern und Enkeln in einem Thurm zu Pisa, dessen Schlüssel man in den Arno geworfen hatte,) schauderhaft ist, und mit ihm den Guelfen in Pisa zur Herrschaft verhalfen. Die Bevölkerung war in beständigem Zunehmen. 30,000 Mann konnte man in den Ringmauern der Stadt, 70,000 in ihrem Gebiet bewaffnen. Arnold, der Sohn Lapos,

unter dessen Leitung die Stadt gepflastert, das älteste Gemeinhaus angelegt war, führte die schöne Hauptkirche von Santa Maria del Fiore, in die die alte Reparatenkirche mit vielen Nebengebäuden hineingezogen wurde, auf so sichern Grunde auf, dass sie später in dem Zeitalter der Medici die schöne Kuppel Brunelleschi's, den man für einen Abkömmling dieses alten Baumeisters hält, zu trägen vermochte. Auch die Errichtung der neuen Mauern, deren Umkreis die immer volkreicher werdende Stadt erweitern musste, leitete Arnold, und neben dem winklichen Platz, wo der Palast jener alten Gibellinenhäupter, der Uberti, gestanden, musste er nach dem Eigensinn der Bürger, denen die Symmetrie der Erinnerungen wichtiger war, als die des Gebäudes, den durch seine Festigkeit merkwürdigen Palast der Signoria errichten. Dieser Palast war das Castel der jemaligen Prioren, die sich jetzt, so lange ihr Amt dauerte wedet zum Essen noch zum Schlafen von einander trennten. Früher waren sie in den Kirchen zusammengekommen. Alles zeigt, dass die Stadt in gedeihlicher Blüthe war. Aber, da stürzte den Giano della Bella sein Gerechtigkeitseifer. Wie er den Adel in die Schranken der Gesetze zurückgedrängt hatte, so wollte er auch den Pöbel darin erhalten. Wie er die Innung der Richter zur Pflicht zurückgeführt, so verbitterten ihn falsche Freunde, auch die Statute der, durch blutige Frechheit mächtigen Metzgerzunft zu verbessern. Vergeblich warnte ihn Dino Compagni, der ihm die listigen Ränke der Grossen, wodurch sie seine gefährliche Popularität zu zerstören suchten, schilderte. Eh vergehe die Stadt, antwortete Giano, als ich Ungerechtigkeiten ohne Rüge bestehen lasse. Eine Gelegenheit, wo Giano das gegen einen Podestà, der einen Grossen nicht verurtheilt hatte, leidenschaftlich und verblendet erbitterte Volk, besänftigen wollte, vertrieb, wie sehr er das Vertrauen verloren hatte. Er wurde genöthigt, die Stadt zu verlassen.

Kurz darauf spaltete sich um so giftiger die Guelfische Parthei in Florenz, je mehr die Zwistigkeit des Adels und der Bürgerschaft, das Exil Giano della Bellas, der Uebermuth des Wohlstandes im Innern den Krankheitsstoff angehäuft hatte. Herr Corso Donati, ein Mann aus uraltem Geschlecht, von unbezwinglichem Stolz, wie Dino sagt, eben so unruhig, aber grausamer als Catilina, dem das Volk, wenn er in den Stadt umherritt, zujauchzte, als sei er des Landes Herr: Es lebe der Baron! war auf den steigenden Wohlstand, die fürstliche Herrlichkeit Vieri de Cerchi's, dessen Familie eine der ersten in Florenz geworden war, unter dem Schein der Verachtung eifersüchtig. Corso, von würdigem Anstand, war ein gewandter Redner, Vieri hingegen, wenn auch ein schöner und glänzender Mann, sprach in den Versammlungen mit

geringerer Gewandheit. Wenn er es that, so pflegte Corso zu sagen: Heute hat einmal wieder der Esel geschrieen. Corso aber war wegen seines höhnenden Betragens bei den besseren Bürgern so verhasst, dass einst, als Guido Cavalcanti ihm zu Pferd auf der Brücke begegnete, er sich nicht halten konnte, sondern allein auf ihn, der von Vielen umgeben war, ansprengte, um den Speer gegen ihn zu werfen. Die in dem benachbarten Pistoia entstandene Partheiung der Schwarzen und Weissen, die sich nach Florenz verbreitete, warf endlich den Funken in den so bereiteten Zunder und schnell loderte der fürchterlichste Factionsgeist auf. An der Spitze der schwarzen Guelfen stand Messer Corso Donati, an der Spitze der Weissen Messer Vieri dé Cerchi. Der Papst Bonifaz VIII. erklärte sich für jene und der von ihm gesandte Carl von Valois, dem es eigentlich um Geld zu thun war, gab ihrer Parthei die Oberhand. Die weisse wurde aus der Stadt verwiesen. Unter den Verbannten war auch Dante Alighieri, der gerade auf einer Gesandtschaft in Rom war und dem Papst seine Treulosigkeit niemals vergessen konnte. Dante wurde mit einigen andern, wenn er es wagen sollte, zurückzukehren, zum Scheiterhaufen verdammt. Das in makaronischem Latein geschriebene Urtheil ist uns erhalten worden. Nie kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Er lebte grossentheils am Hofe des Can grande della Scala zu Verona, bei dem Marchese Malaspina, immer unstet umherwandernd. Während er lernte, wie drückend es sei, die Treppen der Fremden zu betreten, schrieb er zur Verherrlichung des scholastisch erkannten Christkatholischen Glaubens, in geisselndem Zorn gegen sein Zeitalter und seine Vaterstadt, als einen Balmen für seine Liebe und seinen Hass die unter dem Namen divina commedia bekannt gewordene satyrisch-apocalyptische Vision. Was bisher von der Florentinischen Geschichte erzählt worden, lässt sich gewissermassen als eine Einleitung zu diesem merkwürdigen Gedicht betrachten, was jetzt schon seit einem halben Jahrtausend der Stolz Toscana's und die Bewunderung des Auslandes ist.

Dante verliess die bisher von den Dichtern gebrauchte provenzalische Mundart, die dem, der sich im Auslande ihrer bediente, kaum mehr als ein süsses Geklingel verstattete; er verliess die immer markloser ausgehöhlte gelehrte Schriftsprache, um seinem Ruhm der Veredlung seiner Muttersprache anzuknüpfen. Noch entschuldigt er scheu diese Freiheit, noch merkt man seiner Sprache ihre volksmässige Derbheit, ja die Wurzelerde an, die er ihr gewissermassen bewahren zu müssen glaubte. Die Dichtungsarten theilte Dante nach der mehr oder weniger vornehmen Sprache in Tragoedie und Comoedie. Die Aeneis nannte er eine

Tragoedie. Wer aber hätte damals gewagt, in der lingua vulgare eine Tragoedie zu schreiben, in der Sprache, die noch kaum von der Kanzel, noch niemals von der Bühne gehört worden, die des Pomps der Oeffentlichkeit noch entbehrte und sich in den Rathsversammlungen mit eben der unerkünstelten Freiheit wie auf dem Markt ausdrückte, wer hätte gewagt in einer solchen Sprache den Cothurn zu gebrauchen? Schon hatte Dante sein Gedicht in Lateinischen Hexametern angefangen und der Anfang, den uns Boccaccio aufbewahrt hat, lässt auf eine dadurch vermuthlich ganz veränderte Farbe des Gedichts schliessen. In Lateinischen Hexametern wäre es eine längst verschollene Tragoedie geworden, in Italienischen terzerime ward es die göttliche Comoedie, und wirklich drückt, wenn man einige Rüksicht auf den Sprachgebrauch der Zeit nimmt, kein Titel besser die Eigenthümlichkeit des Gedichts aus, als grade dieser. Welche Mühe sich auch Dante giebt, aus einer Art von Erbitterung gegen sein undankbares Vaterland zu erweisen, die Sprache, deren er sich bedient, sei nicht die Florentinische, sie sei eigentlich nirgend zu Hause, so ist doch in der unbefangenen Hingebung, der derben Zuversicht ewig junger Redensarten etwas, was keine abgestreifte Allgemeinheit zu geben vermag, was überall vaterländischen Hintergrund verräth. Aber nicht allein in der Sprache erkennt man Florenz. Das ganze Gedicht ist von Florentinischer Geschichte, ist von der unmittelbaren Anschauung des Florentinischen Dichters durchwebt. Ja, ich möchte behaupten, dass, wie wir die Florentinische Geschichte bis zu Dantes Zeit fortgeführt haben, sie auf umgekehrte Weise aus ihm hervorgezogen werden könne. Denn die divina Commedia ist als die Blüte der Florentinischen Geschichte bis zu Anfang des 14ten Jahrhunderts anzusehn, und eine Erläuterung dieses Gedichts müsste sich fast auf den ganzen Verlauf dieser Geschichte einlassen. Farinata de' Uberti ist nicht der einzige Florentiner, den Dante auf seiner Wanderung durch Hölle und Fegefeuer, durch das irdische und himmlische Paradies antrifft. Die Schlacht von Monteaperti, die gibellinische Versammlung zu Empoli sind nicht die einzigen Begebenheiten, die man in dem Gedicht dargestellt findet. Die Schilderung von dem goldnen Zeitalter der Stadt aus dem Munde des Urahns der Alighieri, Cacciaguida, der vor der Mitte des 12ten Jahrhunderts lebte, versetzt uns in eine Zeit, von der die Geschichtschreiber nur höchst dürftige und äusserliche Nachrichten aufbewahrt haben. Wir finden den Mosca Lamberti, der zu Buondelmontis Mord die Losung gab, wir finden neben dem Gibellinen Farinata den Cavalcante Cavalcanti, Guidos Vater, den Grafen Ugolino, dem die Hölle ihren Vorgeschmack durch den Hungertod nicht zum

Verdienst anrechnet. Auch die beiden aus Bologna zur Einrichtung einer neuen Verfassung herbeigerufenen heuchlerischen Frati gaudenti zeigen sich hier. Ja, vielen seiner Zeitgenossen, die der Zeitpunkt seiner Vision ihm nicht erlaubte schon unter den Verdammten anzutreffen, lässt er ihr Ende und ihre Strafe weissagen. Bonifaz dem achten selbst, den er als denjenigen, der zu Vertreibung seiner Parthei am meisten beigetragen hatte, mit dem Stachel des giftigsten Hasses unablässig verfolgt, zeigt er hier die für ihn schon in der Hölle zubereitete Stelle an, wo Nicolaus III., Orsini, der für Geld die Kirchenämter vergeben hatte, den Kopf nach unten gekehrt, nur die Füsse, die von heftiger Bewegung glühn, aus einem feurigen Trichter hervorsteckt, in den er tiefer versinken wird, wenn Bonifaz in der Hölle ankommt, der wiederum von Clemens V. herabgedrängt werden soll. Durch den Dante lernen wir das ganze Geschlecht jener gibellinischen Tyrannen des 13ten Jahrhunderts kennen, den Eccelino, den Obizo von Este. Ja, wenn auch gibellinische Gesinnung vorherrschend ist, so fehlt doch in Dantes Hölle weder der grosse Feind der Kirche Friedrich II., noch der Cardinal Ubaldini, der sagte: wenn es eine Seele giebt, so habe ich sie für die Gibellinen aufgeopfert, die mir jetzt mit Undank lohnen. Unter den Selbstmördern ist Petrus de vineis, der Geheimschreiber Friedrichs, dessen Briefe uns über jenes Zeitalter unschätzbare Nachrichten aufbewahren und den Friedrich aus ungerechtem Verdacht eines Verraths blenden liess. Am deutlichsten zeigt Dante seine politische Gesinnung da, wo er, im tiefsten eisigen Abgrund angelangt, das gräßlichste dreiköpfige Höllenungeheuer in fürchterlichen Kinnbacken ewig drei Sünder zermalmend darstellt: den Judas Ischariot, der den Heiland verkaufte, als den Repräsentanten derjenigen, die mit dem Heiligsten handeln, den Brutus und Cassius, als diejenigen, die in dem ersten der Caesare die weltliche Majestät verrathen. Denn Dante gehörte zu einer guelfischen Parthei, die die Päpste den Gibellinen in die Arme gejagt hatten. Die gesalbte Majestät des Kaisers vermochte allein dem Uebermuth der päpstlichen Schwarzen einen Damm zu setzen und ihn in sein Vaterland zurückzuführen. Ihr Ansehn, das zwar von Gregor VII. dem geringeren Licht der Erde verglichen worden, doch aber der ganzen Christenheit heilig sein sollte, musste dem Dante eben so ehrwürdig scheinen, als der durch Simonie entweihte Stuhl des Apostels, dessen Inhaber ihn treulos hintergangen hatte. Ja, die Christus für 30 Silberlinge verkauften, das waren gerade in seinen Augen die Päpste, jener Bonifacius, den die Geschichte durch seine Streitigkeiten mit Philipp dem Schönen hinreichend kennt, und der Franzose Clemens V., der eben

diesem Philipp die Tiare, den Lohn einer schändlichen Nachsicht zu danken hatte. Dazu kam, dass grade in den 60 Jahren von Friedrichs II. Tode bis auf den Römerzug Heinrichs VII., in denen die wirkliche Macht der Kaiser beinahe gänzlich erlosch, nähere Bekanntschaft mit dem kaiserlichen Alterthum Roms, vor allem aber das Studium des Römischen Rechts den Begriff kaiserlicher Macht, je weniger er geschichtlich bekannt blieb, mit desto grösserer Willkühr ins Bodenlose und Unumschränkte vergeistigt hatte. Die Krone Carls des Grossen, den Namen der alten Caesare, deren ersten Brutus und Cassius ermordet hatten, trug damals Heinrich VII. aus dem Luxemburgischen Hause, ein ritterlicher und milder Herr, den der den Franzosen zu Avignon unwillig gehorchende Papst selbst gerufen hatte. Das zerrissene Italien sah ihn als seinen Erretter über die Alpen ziehn und bis unter die Mauern von Florenz folgten ihm Gibellinen und weisse Guelfen. Deshalb hasste ihn natürlich die napolitanisch-französische Parthei, die Dante mit der päpstlichen zusammenwarf, und sie ist es auch eigentlich, auf die das gedoppelte Symbol des Heilandskrämers und der Kaisermörder zusammentrifft und deren tiefe Verdammniss Dante in so grässlichen Zügen schildert.

Diese Züge aber, die schaudervolle Sonderbarkeit der glühenden Einbildungskraft, mit der Dante eine unendliche Abstufung von Höllenmartern schildert, dürfen uns in seinem Zeitalter nicht in Verwunderung setzen. Noch war das Andenken fürchterlicher Grausamkeiten, die das 13te Jahrhundert in Italien herbeigeführt hatte, unverwischt. Man hatte Heinrich den Sechsten, den Sohn Barbarossa's, die Normännischen Herrn, die sich gegen ihn empört hatten, auf glühenden Stühlen mit glühenden Kronen zu Tode martern sehn. Man erzählte sich, wie Ezelino da Romano, das Haupt der Gibellinen in der Lombardei, zu Padua 12,000 Menschen zusammengetrieben und verbrannt hatte. Die fürchterlichsten Grausamkeiten gegen die Albigensischen Ketzer wurden von keinem Rechtgläubigen getadelt und Ugolino's Hungertod war in dem Geist der Zeit. Ueberhaupt hatte besonders kurz vor dem Ende des 13ten Jahrhunderts, wo der Glaube an den Untergang der Welt sich erneute, das Gemüth der Christen sich der finstersten Trostlosigkeit ergeben. Wie schön auch Dantes so oft wiederholte Worte sind: „Die Menschen sind Raupen, geboren den Engels-Schmetterling zu bilden, der ohne Schirm der Gerechtigkeit entgegenfliegt", so war es doch mehr die unausweichliche Strenge ewiger Strafen, deren immer steigende Wildheit den immer wüthenderen Leidenschaften begegnete, als die von dem Bande des Körpers erlöste Freiheit der Seele, die dem künftigen Leben

für das gegenwärtige Bedeutung gab. Besonders die Orden der Bettelmönche, der Prediger und Barfüsser, die Dominicus von Osma und Franz von Assisi zu Ende des 12ten Jahrhunderts errichtet hatten, suchten durch die Drohungen dieses künftigen Lebens den rohen Kräften ein rohes Gegengewicht zu verschaffen. In trostloser Verzweiflung durchzogen, sich selber geisselnd und kasteiend, Schaaren von Büssenden alle Gegenden Europens. Wo der Mensch die Knechtschaft des Gesetzes durchbrach, da zeigten die wilden Ausbrüche seiner Freiheit, dass er für sie noch nicht reif sei; und wenn wir auch nicht ohne Rührung die Versuche betrachten, durch die in damaliger Zeit die geängstigte Seele das verlorene Gefühl der Ueberschwänglichkeit göttlicher Gnade wieder zu erlangen suchte und von keiner irdischen Macht gezwungen werden konnte, es zu verläugnen: so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, dass diese Versuche, wären sie schon damals gelungen, den kurzen Missbrauch jener Freiheit, die den Kindern Gottes verheissen ist, bald durch noch festere Bande gebüsst haben würden. Wenn wir die heillose Verkehrtheit der Anhänger Dulcin's neben dem evangelischen Lehren der Albigenser, die blinde Wuth der Böhmen, die sich nach dem verbrannten Huss nannten, ja, wenn wir die Missverständnisse betrachten, denen endlich noch das durch Luther siegreiche Evangelium unterworfen war, so dürfen wir nicht zürnen, so lange den menschlichen Geist von der sengenden Gluth einer erfinderischen Einbildungskraft in beinahe verzweifelnder Knechtschaft gehalten zu sehn. Wie früher in Griechenland die alte Lehre des Lichts, die Religion des delischen Gottes von den Zerstörungsbildern des Bacchusdienstes getrübt worden war, so hatte ein finstrer und trostloser Glaube damals die Lehre des Evangeliums verdrängt. Welche Last das Menschengeschlecht gedrückt haben muss, davon kann nichts einen anschaulicheren Begriff geben, als die Geschichte der Reformation, durch die 200 Jahre später nicht diejenige Parthei allein, die sich von der Kirche lossagte, freieren Athem erhielt. Welche Angst, welche Schwüle in den Gemüthern derjenigen, die um das Heil ihrer Seele ernstlich besorgt, weder im brünstigsten Gebet, noch in der vollkommensten Entsagung, noch in der schmerzlichsten Selbstkreuzigung irgend eine Beruhigung fanden. Wie aber wird nun auf einmal, als die evangelische Lehre sich in denjenigen, die eben die Tiefe ihres Bedürfnisses der Verzweiflung am nächsten brachte, Luft verschaffen konnte, der religiöse Dunstkreis unseres Geschlechtes nicht nur in Wittenberg, sondern auch in Rom erheitert. Aus dem Frohlocken der Befreiten können wir am Besten auf den Druck der nun gesprengten Fesseln schliessen. Diesen Druck müs-

sen wir als die eigentliche Ursache des finstern Geistes betrachten, der uns aus allen Erzeugnissen des Jahrhunderts anspricht, was in Dante's göttlicher Comoedie am vollkommensten ausgedrückt ist. Sollte die Anwesenheit eines päpstlichen Legaten zu Florenz durch den Pomp eines öffentlichen Aufzuges verherrlicht werden, so lud man die Bürger auf die Arno-Brücke, um, wie es hiess, Nachricht aus der andern Welt zu erhalten. Dann wurden von verkleideten Personen Bilder der Hölle oder des Fegefeuers versinnlicht. Als die Gerüste brachen und ein ungeheures Volksgedränge in den Fluss fiel meint der Geschichtschreiber, die Vorsehung habe aus dem Scherz Ernst machen wollen. Ueberliess der Künstler sich seiner eigenen Neigung, so war es das jüngste Gericht, was er am liebsten schilderte. Ja, wenn auch hin und wieder sanftere Gegenstände den Pinsel oder den Meissel beschäftigen, so scheint doch beinahe bis auf Raphaël, der im Jahre der Reformation starb, und dem man den Beinamen des evangelischen geben möchte, die Kunst, wo sie nicht die Johannestaufe seiner Zukunft erhielt, dem Zorn des Gesetzes unterworfen. Welche religiöse Entwicklung von Johann von Eick bis auf Albrecht Dürer? Unter dem Zorn des Gesetzes steht noch der Geist Michelangelo's, der den Dante, seinen Landsmann, über alles liebte, und seinem Exemplar der göttlichen Comoedie die Umrisse aller der phantastischen Bilder, die darin geschildert werden, an den Rand zeichnete. Keiner ist dem Dante so verwandt als Michelangelo, keine Bilder sind so geschickt, den Dichtergeist Dante's begreiflich zu machen, als die seinigen.

Wie seinen Hass, so wollte Dante indess in der divina comedia auch seine Liebe verewigen. Oft gedenkt er der fürstlichen Wohlthäter die ihn beherberget, einigemal räthselhaft des Can della scala, an dessen Hofe zu Verona er sich nach Heinrich des VII. Tode aufhielt, Zu dem Zartesten und Innigsten aller Sprachen gehört die Erzählung von der Liebe der Francesca di Rimini, der Tochter Guido da Polenta's, des Herrn von Ravenna, eines derjenigen, bei denen er in der Verbannung lebte. Aber das schönste Denkmal stiftet er der Beatrice, die ihm früh entrissen worden und deren geliebtes Bild sich ihm nach und nach aus aller irdischen Hülle verklärt zu haben scheint. „Von ihr", sagt er in einem früheren Werk, der vita nuova, „von ihr werde ich Dinge sagen, die nie von einem Weibe gesagt worden sind". Ihre Züge sind es nämlich, die er der himmlischen Theologie geliehen, an deren Hand er in die lichtesten Gegenden des Himmels geführt wird und die ihm die Räthsel des Glaubens löst, als Virgil, der ihn bisher begleitet hatte, sich nicht mehr dazu getraute. Dies Verschmelzen des überschwäng-

lichen Symbols in das lebendige Antlitz dessen, was er auf Erden gesehn hat, ist noch eine dichterische Eigenthümlichkeit Dante's, die wir im Petrarca, dem sich das Bild seiner Laura eben so zu symbolischer Bedeutung verklärte, wiederfinden. Damit die göttliche Comoedie Dante's uns indess nicht bloss grosse Namen, die der Ernst der Geschichte sich zugeeignet, oder derjenigen, an die man schon erinnert wird, wenn man nur an den Dichter denkt, sondern alles, was zu ihm in einer Beziehung stand, das ganze Zeitalter aufbewahre, so finden wir in diesem grossen Gemälde die Züge vieler weniger bekannten Männer, die eher der Novelle als der Geschichte angehören. Die Helden jenes alten Novellino oder des libro del bel parlar gentile, der 300 Novellen Franco Sacochetti's, des geistreichen Zeitgenossen Boccaccios, die Helden des Decamerone und Pecorone sind auch in der Vision Dante's nicht vergessen. Wie nemlich nach der Behauptung des platonischen Sokrates an dem bedeutenden Schluss des Symposions die Tragoedie und Comoedie Erzeugnisse desselben Geistes sind, so pflegt ein bewegtes Zeitalter fast immer neben den grossen und ernsten Erscheinungen durch sonderbare und ergötzliche unsern Blick auf sich zu ziehn. So war auch die Zeit Dante's, die des wüthenden Kampfes der schwarzen und weissen Parthei, reich an solchen Gestalten, die nicht durch grosse Tugenden und Verbrechen, sondern durch lächerliche Leidenschaften oder gesellige Laune verdienten, dass ihr Andenken sich in den reizenden Erzählungen späterer Landsleute erhielte. Die gleichsam mythische Zeit der ächt Florentinischen Novelle, die bei allen Novellisten freilich aus dem verschiedenartigsten Zusatz geschieden werden muss, fällt mit dem Zeitalter Dante's grossentheils zusammen. Seine Zeitgenossen sind es, bei denen sie mit ganz besonderer Vorliebe verweilt, ja, er selbst und seine Freunde spielten in diesem Cyclus eine der vornehmsten Rollen. Wenn man das Stammregister eines Theils der Novellen Sacchettis, des Decamerone oder des Novellino antico durch die Französischen Fabliaux oder den Roman der sieben Weisen bis in den fernen Orient verfolgen kann, so ist der Ursprung eines andern bloss auf Florentinischer Erde zu suchen. Was die Väter von ihrer Zeit zu erzählen wussten, ein witziger Spott, eine launige Antwort, eine kleine Mystification, dessen bemächtigten sich die Söhne. Unter ihren Händen erhielt das Unbedeutendste durch die gewandte Lebendigkeit malerischer Erzählung eine unübertreffliche Anmuth. Wer wollte es wagen, überall den geschichtlichen Grund dieser Novellen mit Sicherheit nachzuweisen, wer wollte, wo er sich nicht auffinden lässt, ihn gänzlich läugnen, besonders da Manni, der eine Ge-

schichte des Decamerone schrieb, je tiefer seine Untersuchungen drangen, um desto mehr sich von dem historischen Werth dieser Erzählungen durchdrungen zeigte? Hier sehn wir den Dante durch die launige Beschuldigung eines vornehmen Florentiners, dass er die Stadt bestehle, indem er durch das hochmüthige Sperren der Beine beim Reiten andern Leuten die Strasse beenge, sein Exil veranlassen. Das Wort, was er einem Eseltreiber sagte, der seine Verse deklamirte, und dazwischen den Esel antrieb: Cotesto Arri! non ve lo mis'io, ist zum Sprichwort geworden. Gar artig wird erzählt, wie er einem Schmidt, der seine Verse verstümmelte, Zange und Hammer vor die Füsse warf, und als dieser sich darüber beklagte, ihm antwortete: Er gehe ja eben so mit seinem Handwerkszeuge um. Auch der weise Dichter: Guido Cavalcanti, Dante's Freund, der leidenschaftliche Gegner Caro Donati's, behauptet in der Novelle jene einsame und räthselhafte Sinnesart, die ihm von der Geschichte beigelegt wird. Viele der anmuthigsten Erzählungen von den frühesten Malern gehören in den Cyclus dieser Novellen. Giotto's liebenswürdige Bescheidenheit, der, obschon der erste Maler seiner Zeit, den Namen: Meister ablehnte, die Art, wie er den Stolz eines ungeschliffenen Edelmanns verhöhnte, die treffende Antwort, die er dem Rechtsgelehrten Forese gab, ja, vielleicht manches von dem, was Vasari von ihm oder von seinem Lehrer Cimabue so anziehend zu erzählen weiss, gehört hieher. Alle die lustigen Streiche der Maler aus der Schule Andrea Tafis, eines Zeitgenossen Cimabues, die lächerlichen Mystificationen des treuherzigen Calandrino durch die verschmitzten Buffalmacco und Bruno sind eine der schönsten Zierden des Decamerone. Neben den Namen Corso Donati's, Vieri de' Cerchis, jener grossen Partheihäupter zu Anfang des 14ten Jahrhunderts finden wir im Boccaccio die ihrer Schmarotzer, des geistreichen Ciacco, des stutzerhaften Biondello, die Art wie sie sich durch falsche Einladungen foppten und wie endlich Ciacco dem Biondello von dem Philippo Argenti dé Cavicciuli eine Tracht Schläge verschafft. Sowohl der gefrässige Ciacco, als der jähzornige Argenti haben in Dante's Hölle ihren Platz. Dem ersten, den Dante nicht ohne wohlwollendes Mitleiden die Strafe seines Lasters erdulden sieht, legt er sogar eine Weissagung über das Schicksal der Partheien in Florenz und seine eigne Verbannung in den Mund. Rührend ist das Wiedersehn Brunetto Latini's, der sein Lehrer war und dessen Tesoretto dem Dante vermuthlich den Gedanken der Einkleidung seines Gedichts gab, des Mantuaners Sordello, den Virgil als einen seiner würdigen Dichter umarmt, des Virtuosen Casella, der mit dem Dante durch lange Freundschaft verbunden

gewesen war. Die Namen aller derjenigen, die damals in den Künsten vortrefflich waren, finden sich in dem unermesslich reichen Gedicht verewigt. Mit gerechtem Stolz auf eine Generation, die ihre Väter weit hinter sich gelassen hat, gedenkt Dante seines Zeitgenossen, des Malers Giotto, und eines andern, des Oderigi d'Agubbio, der in Miniaturen bewunderungswürdig arbeitete. Den Giotto, der ausser den Gesichtszügen des Corso Donati, des Farinata de' Uberti, auch die seines Freundes Dante für uns aufbewahrt hat, wollte der Dichter auf seine Weise verherrlichen. Wir müssen es uns versagen, alle die Wahrsager, die Astrologen, die Strassenräuber, die Wucherer, die Selbstmörder zu nennen, die Dante auf eine treffende und beissende Weise in oft räthselhafter Kürze und freilich nicht ungezwungenem Ausdruck geschildert hat, jenen Schatz von Anspielungen auszuzeichnen, der den gelehrten Scharfsinn so vieler Commentatoren beschäftigte. Denn kaum war mit Dante's Generation der Partheigeist gestorben, der ihn in der Verbannung gehalten hatte, als Florenz den Geist des Dichters, der seine undankbare Vaterstadt eben so sehr liebte als schalt, durch die Bewunderung für sein Gedicht auf gewisse Weise zu versöhnen suchte. Dante's Söhne hatten zuerst das Gedicht commentirt. In Mailand hatte man grosse Gelehrte zu eben dem Zweck versammelt. Ein Lehrstuhl wurde endlich zur Erklärung der divina comedia auch in Florenz errichtet. Boccaccio bestieg ihn 50 Jahre nach des Dichters Tode und seinem Vorgang in dem überspannten Forschen nach allegorischem Sinn, in der fleissigen Aufhellung geschichtlicher Umstände, in dem scharfsinnigen Verständniss räthselhafter Dunkelheiten folgte nicht in Florenz allein, sondern auch in den übrigen grossen Städten Italiens eine lange Reihe von Commentatoren, die indess bis jetzt weder der kritischen, noch historischen und philosophischen Erklärung des merkwürdigen Gedichts auszuruhn erlaubt. Mir scheint es für den Zweck hinreichend, auf diese Weise die Gesichtspunkte angegeben zu haben, aus denen Dante in seiner Zeit aufgefasst, zu ihrem Verständniss wiederum den reichhaltigsten Beitrag giebt. Vorzüglich habe ich es mir angelegen sein lassen, nicht nur den Florentiner, sondern den Florentinischen Geschichtschreiber in ihm zu zeigen, wozu ihn in Florenz selbst die kälteste Critik gestempelt hat. Was in seinem merkwürdigen Gedicht auf Anschauung des Zeitalters, auf Erinnerungen aus seinem öffentlichen Leben, auf politischer Gesinnung beruht, habe ich in den Hauptzügen zusammenzustellen gesucht. Da hierauf meine Hauptabsicht gerichtet sein musste, so darf ich mich um so eher enthalten, hier Lob und Tadel, wie das in aesthetischen Schulübungen, die weder kalt noch warm machen,

zu geschehn pflegt, symmetrisch einander gegenüber zu stellen. Alfieri hatte es unternommen, diejenigen Stellen des Dante hervorzuheben, die ihm das Rechte mit rechten Worten zu sagen schienen. Es entstand ein dicker Quartband. Aber darüber schrieb er: Wenn ich den Muth hätte, mich der Mühe noch einmal zu unterziehn, so würde ich den Dante ganz, ohne ein Jota auszulassen, abschreiben, da ich überzeugt bin, dass man aus den Fehlern dieses Mannes mehr lernt, als aus den Schönheiten der andern.

Die Geschichte von Florenz ist bis auf den Zeitpunkt hinabgeführt, wo im Jahr 1302 der Dichter Dante Alighieri durch den Einfluss Carls von Valois zugleich mit der weissen Parthei aus Florenz vertrieben wurde. Für diese Parthei, die sich den gedemüthigten Gibellinen aus populärem Eifer gegen den Uebermuth der Guelfischen Grossen anschloss, scheint sich der Geschichtschreiber Dino Compagni zu entscheiden. Zu ihr gehörten die meisten derjenigen, die sich damals durch Bildung auszeichneten. Guido Cavalcanti, Dante's Freund, dessen schon bei mehreren Gelegenheiten gedacht worden, war eins ihrer eifrigsten Häupter. Dieser Mann, den uns Dino als kühn und ritterlich, zugleich aber als stolz und einsam schildert, galt für einen der besten Logiker und der vortrefflichsten Naturphilosophen seiner Zeit, ein damals ausser dem geistlichen Stand gewiss sehr seltner Ruhm.

Guido gehörte zu den vornehmsten, durch Handel bereicherten Bürgern seiner Stadt. Von adligen Sitten, zu allem, was einem Edelmann zukommt, sobald er es wollte, mehr als andre geschickt, beredt und von dem höflichsten Ausdruck, sobald er jemanden der Anrede würdigte, versenkte er sich manchmal so sehr in seinen Betrachtungen, dass er von menschlichen Dingen ganz abgezogen schien. Deshalb sagte der grosse Haufe, der dergleichen nur bei einem mönchischen Leben als heilige Versenkung zu dulden wusste, Guido suche zu erweisen, dass Gott nicht sei. Ja, schon seinem Vater musste der Volksglaube ähnliche Vorwürfe gemacht haben. Denn in jenen glühenden Gräbern, worin diejenigen bestraft wurden, die mit dem Leibe die Seele für sterblich hielten, findet Dante neben dem Farinata de' Uberti, dessen Tochter sich Guido vermählte, auch den Vater Cavalcante Cavalcanti, der, obschon von Guelfischem Geschlecht, doch dieser gottlosen Gesinnung wegen die Strafe des Gibellinen Farinata, Friedrichs II. und des Cardinal Ubaldini theilen muss.

Als Dante vorübergeht, erhebt sich Cavalcante's Schatten aus dem Grabe, sieht sich umher, als suchte er noch jemand an des Dichters Seite und sagt weinend: Wenn hoher Sinn dich durch diesen düstern

Kerker führt, wo ist mein Sohn? Warum ist er nicht mit dir? Dante erwidert: Nicht aus eigner Kraft bin ich hieher gekommen. Virgil, der dort meiner harrt, und den dein Guido wohl verschmäht hätte, geleitete mich hieher. Und plötzlich aufrecht sprach der Schatten: Du sagtest: hätte, so lebt er denn nicht mehr und seine Augen trifft nicht mehr das süsse Licht? Als er den Dante bei der Antwort zaudern sah, fiel er zurück und war verschwunden. Die stolze Verwunderung des Vaters, seinen Sohn nicht an Dante's Seite auf jener kühnen Wanderung durch eine Welt, die sich der Betrachtung allein öffnen konnte, anzutreffen, ihn, der es an Stärke des Gedankens keinem nachgab, Dante's Bescheidenheit, die das Unternehmen nicht seiner eignen Kraft, sondern der Führung des von seinem ernsten Freunde verschmähten Dichtersinnes zuschreibt, sind überaus geschickt, uns, zusammengehalten mit dem, was Compagni, Villani und Boccaccio uns von Guido erzählen, ein deutliches Bild von diesem merkwürdigen Mann zu geben. Es hat sich uns von ihm eine mystische Canzone über die Liebe erhalten, worin der nachdrücklichen Kürze des Gedankens die Klarheit des dichterischen Ausdrucks grossentheils so sehr aufgeopfert ist, dass der gelehrten Mühe späterer Commentatoren ein sehr weites Feld für ihre Deutung blieb.

Wenn wir in den Chronisten des 14ten Jahrhunderts die würdigen Vorgänger Macchiavells, in Dante das später kaum erreichte Muster Italienischer Dichtkunst bewundern, dessen Beachtung selbst in unsern Tagen ihr den verklingenden Nachdruck beinahe wiedergab, so sehen wir gern in Guido Cavalcanti die erste Spur der philosophischen Bildung, die anderthalb Jahrhunderte später von Florenz aus die lange nachgebetete Weisheit der Universitäten erschüttern und zur Besinnung bringen sollte. Die Geschichte der platonischen Akademie wird uns unter ihren Genossen den vertrautesten Freund Ficin's, den Giovanni Cavalcanti, Guido's Nachkommen kennen lehren, auf den die Erzählungen von seinem Urahn nicht ohne Einfluss geblieben zu sein scheinen; mit Guido's philosophischer Canzone unterstützt Ficin die Erläuterung seines platonischen Gastmahls. Auf diese Art sehn wir zu Florenz schon gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts in einzelnen hervorragenden Stellvertretern die Geistesentwicklung mehr als angedeutet, die später nach allen Seiten so schöne und reichliche Blüthen treiben sollte. Das Jahr 1300, worin Bonifaz VIII. das Jubilaeum feierte, in dem Giovanni Villani zu Rom seine Chronik zu schreiben anfing, in das Dante seine Vision versetzt, ist zugleich das Jahr, in dem der Bildhauer Arnold und der Maler Cimabue starben.

Wir haben früher gesehn, wie Arnold die grossen Bauten der Stadt geleitet, wie der Palast, die Hauptkirche, die Stadtmauern damals gegründet, zum Theil vollendet wurden. Wenn den Privatgebäuden der Florentiner der Geist der Familienfehden noch immer jenes burgartige Ansehn gab, was ihnen bis auf unsere Zeiten etwas charakteristisches gelassen hat, so war in den Gebäuden, die Florenz zur Ehre Gottes oder der Stadt errichtete, noch immer der deutsche, fälschlich gothisch genannte, Geschmack der herrschende.

Die Malerei hatte sich kümmerlich und handwerksmässig, nach Byzantinischem Vorbild, zum Theil durch Griechische Maler erhalten, denen wohl manchmal, wie es neuere Untersuchungen wahrscheinlich machen, auch Italiener sich zugesellt haben mögen. Vasari fängt die Geschichte der Italienischen Kunst von Cimabue an, der im Jahr 1240 geboren ward. Wenn auch vor ihm künstlerischer Geist sich hin und wieder gezeigt hat, wenn Siena und Pisa Namen nennen, so fängt doch der fortlaufende Faden der Florentinischen Schule mit Cimabue an, oder wenigstens fehlt es seinen Vorgängern wie den Helden vor dem Agamemnon an dem, der uns ihr Andenken umständlich erhalten hätte. Cimabue lebte in dem letzten Drittheil des 13ten Jahrhunderts. Der Vater schickte ihn in eine Kirchenschule, aber statt den Lehrern zuzuhören, zeichnete er beständig. Es traf sich, so erzählt Vasari, nicht ganz ohne spätere Anfechtung, dass Griechische Maler in einer benachbarten Capelle eine Malerei besorgen sollten. Cimabue war bald nur in ihrer Nähe zu finden und endlich sah sich der Vater genöthigt, ihn den Griechen in die Lehre zu geben. Da war es, als fange die Kunst an, nach langem Schlaf, in der ihr die Gestalt, die Geberden und Züge der Menschen nur in ungestalten, steifen und leblosen Formen erinnerlich gewesen, jetzt sich auf das Leben zu besinnen, was der Gestalt, den Geberden und den Zügen zum Grunde liegt. Wie die Griechische Kunst sich aus den Fesseln der aegyptischen stufenweise befreite, weil sie den Muth hatte, statt altheiliger Formen das Leben zu schildern, so die Florentinische aus den Fesseln der dieser aegyptischen, wenigstens in ihrer unbeweglichen Tradition, zu vergleichenden Byzantinischen Kunst. Aber wo alles Freiheit athmete, wie zu Florenz seit dem Tode Friedrichs II., bei dem Cimabue sein zehntes Jahr erreichte, wie sollte da die Kunst nicht auch sich ihrer Knechtschaft durch Bewusstwerden entreissen. Aber erst nach und nach fand die Besinnung eine Sprache. Man sieht es den Gewändern Cimabue's schon an, dass sie menschliche Gestalt verbergen, man sieht es seinen Gestalten an, dass sie eine Handlung ausdrücken. Der Drang zur Sprache ist in ihnen sichtbar

geworden, das Wort schwebt auf ihren Lippen; aber noch vermochte Cimabue nicht, es durch den Pinsel so zu versinnlichen, dass er nicht mehr nöthig gehabt hätte, nach jener alten unbehülflichen Art, seinen Figuren Zettel in den Mund zu legen.

Giotto, der Schüler Cimabue's, war es, der die Florentinische Kunst sprechen lehrte, wie Daedalos die Griechische schreiten gelehrt hatte. Giotto war ein Bauerbube zu Vespignano in geringer Entfernung von Florenz. Wenn er die Heerden seines Vaters auf die Weide trieb, pflegte er mit spitzigen Kieseln auf eine Steinplatte in leichten Umrissen die Gegenstände zu zeichnen, die ihn umgaben. So fand ihn Cimabue, der über Feld nach Vespignano gekommen war. Er erstaunte über die Wahrheit dessen, was der Knabe ohne alle Anleitung entworfen hatte. Der Vater musste ihn zu ihm in die Stadt schicken, und wenn vorher in Cimabue jedermann die Kunst auf ihrem Gipfel zu sehen geglaubt, wenn man den König Karl von Anjou auf seiner Durchreise zu dessen Arbeiten geführt und die ganze Stadt eines seiner Gemälde in feierlicher Procession zur Kirche gebracht hatte, so war jetzt des Staunens über den noch lebendigeren Ausdruck Giotto's kein Maass. Bald mussten seine Gemälde die Wände der von Arnold erbauten Kirche Santa Maria del Fiore zieren. Ganz Italien, ja, wie Vasari behauptet, selbst der päpstliche Hof zu Avignon suchte ihn eine Zeit lang zu fesseln, aber doch finden sich seine schönsten Arbeiten in Florenz.

Um die Gemälde Giotto's, die Kirche Arnold's, zu sehn war auch Giovanni Pisano, der Erbauer des Campo santo zu Pisa nach Florenz gekommen. Man übertrug ihm die Verfertigung einiger Statuen im Dom von Santa Maria del Fiore. Noch lange nachher bewunderte man die von Andrea, einem Landsmann Giovanni's nach Giotto's Zeichnungen in Erz gegossene Thür des Baptisteriums von San Giovanni neben der kunstreicheren Arbeit Ghiberti's aus dem Zeitalter der Medici. Wie glücklich überhaupt damals in der freien Verfassung die unermüdete Baulust der Bürger, ihr unersättlicher Durst nach Kunstwerken jener kühnen Darstellungsfreude der ersten grossen Künstler entgegenkam, das beweisen die vielen und vortrefflichen Werke von ihrer Hand, auf die grade jetzt die Vorliebe unseres Zeitalters gelenkt zu sein scheint.

Das grosse Werk der Brüder Riepenhausen über die Anfänge vorzüglich der Florentinischen Kunst, die Kupfer nach den Wandgemälden des Campo santo oder des gemeinschaftlichen Kirchhofs zu Pisa, worunter sich auch einige von Giotto und Buffalmacco befinden, die späteren Lieferungen der merkwürdigen Kunstgeschichte von Séroux d'Agincourt, histoire de l'art par les monumens depuis la décadence au 4me siècle

jusqu' à son renouvellement au 16me siècle pour servir de suite à l'histoire de l'art chés les anciens par Mr. Séroux d'Agincourt, die Umrisse der Reliefs auf den Thüren des Baptisteriums von dem Kalmucken Feodor Ivanowitsch können von der eigentlichen Bedeutung der damals erwachenden Kunst einen anschaulicheren Begriff geben, als es die Beschreibung vermöchte.

So drängten sich damals alle Künste, alle Blüthen des Geistes aus tausendjähriger Beschränktheit hervor. Wenn wir später der Anregung durch hervorgegrabene Trümmer, durch wiederentdeckte Schriften des Alterthums einen bedeutenden Einfluss auf die Entwicklung der künstlerischen und wissenschaftlichen Bildung zuschreiben müssen, so sehn wir hier nichts als eine Folge der durch bürgerliche Freiheit in einer wohlhabenden Stadt nach allen Seiten hin geweckten Regsamkeit.

Das Selbstgefühl, das dazu gehört, die Sprache des öffentlichen Gefühls im Wetteifer mit der gelehrten Schriftsprache zu natürlicher Würde und Anmuth auszubilden, die schaal gewordenen Künste wieder mit der Natur zu versöhnen, dürfen wir auch als die Quelle jener von Florentinischen Schriftstellern so oft bedauerten, unbefriedigten Ungeduld des Volkes betrachten. Wirklich sehn wir die Bürgerschaft in beständigen Kämpfen gegen den Adel, die Gesetze gegen ihn bald erneuert, bald geschärft, bis er gegen das Ende dieses Zeitraums fast ganz unterdrückt wird. Dieser innere Zwist, die grossen Anstrengungen, die erforderlich waren, um den damals zuerst in Florenz gefassten Gedanken einer ausgebreiteteren Verbindung der Staaten aufrecht zu erhalten, der jenem Selbstgefühl verwandte Uebermuth brachte Florenz mehreremal in bedrängte Lagen, ja in die Gefahr, seine Unabhängigkeit herbeigerufenen Herrn anzuvertrauen oder aufzuopfern.

Kaum war mit Dante Alighieri die weisse Parthei aus Florenz vertrieben, kaum war die Macht Carls von Valois, den zu diesem Zweck der Partheigeist angelockt hatte, erloschen, als der Ehrgeiz Corso Donati's neue Besorgnisse erregte. Das mächtige Haupt der siegreichen, vorzugsweise Guelfischen Parthei unter den Guelfen glaubte, an den Früchten des Siegs auch einen vorzüglichen Antheil erhalten zu müssen. Nun aber suchte die Eifersucht der Bürgerschaft die in der Hitze der Partheiwuth ausser Wirksamkeit gekommenen Gesetze gegen die Grossen zu erneuern. Sie wachte darüber, dass dem Corso an der Leitung öffentlicher Angelegenheiten keine allzu grosse Theilnahme verstattet werde. Diese Eifersucht schien um so gegründeter, als Corso sich mit dem Uguccione della Faggiuola, dem mächtigen Gibellinischen Tyrannen von Pisa verschwägerte und verbündete. Eine solche durchaus un-

natürliche Coalition, meinte man, könne bei einem so stolzen und mächtigen Mann, wie Corso war, nur die Unterjochung seiner Vaterstadt zur Absicht haben. Plötzlich brach der langgenährte Unwille aus. Die Prioren liessen mit dem Hammer an die grosse Gloche schlagen. Die ganze Stadt versammelte sich unter ihren Bannern zu Pferde und zu Fuss. Corso wurde vor dem Podestà angeklagt, dass er das Volk verrathen und mit Hülfe Ugucciones so wie der gibellinischen Feinde des gemeinen Wesens sich die Stadt unterwerfen wolle. In weniger als einer Stunde war er als Staatsverräther verurtheilt. Nun erhob sich aus dem Palast der Prioren das Banner der Gerechtigkeit, der Gewaltsbote, der Volkshauptmann und der Urtheilsvollstrecker mit ihren Untergebnen, dann die Bürger-Compagnien unter 20 Fahnen, die gedungenen Catalanischen Truppen. Alles stürmte unter beständigem Geschrei dem Hause Corso Donati's zu. Dieser hatte sich in seiner Gasse ringsum mit Verhacken umgeben. Die wenigen Ausgänge vertheidigte er mit seinen Freunden, Verwandten und Angehörigen gegen die ganze Stadt in Erwartung der Hülfe seines Schwiegervaters. Endlich drang das Volk durch einen Garten herein. Die Paläste der Donati wurden geplündert. Corso flüchtete, Catalanische Reuter holten ihn ein. Indess um nicht in die Hände seiner Feinde zu fallen, warf er sich vom Pferde herab und zerschmetterte den Kopf gegen einen Stein. Aus Furcht vor der Bürgerschaft wohnten seinem Leichenbegängnisse nur wenige Menschen bei. Villani sagt von ihm, er sei seiner Zeit in Italien der weiseste und tapferste Ritter, der beste Redner, der gewandteste Staatsmann, an Ruhm, Kühnheit und Unternehmungsgeist unübertroffen gewesen. Er war von schöner Gestalt und angenehmem Aussehn, doch, wie der Geschichtschreiber erzählt, den weltlichen Dingen zu sehr ergeben und durch seinen Wunsch, Macht und Herrschaft zu erlangen, die Veranlassung grosser und ärgerlicher Bewegungen. Nur kurze Zeit genoss nach dem Tode Corso Donati's Florenz der innern Eintracht und des Friedens von aussen, als der Römerzug Kaiser Heinrich's VII. aus dem Luxemburgischen Hause ganz Italien von neuem in Bewegung setzte.

Friedrich II., obschon Herr in Neapel und Sicilien und von grossen Heeren begleitet, hatte sein thatenvolles Leben doch an dem unermüdeten Wiederstand der Städte zersplittert. Jetzt war die apulische Krone von der des Reichs getrennt. Der König Robert war der Erbe des fast über ganz Italien ausgedehnten, von Französischen, fast immer auch von päpstlichem Einfluss unterstützten Guelfischen Principats seines Vorfahren Carl's von Anjou. Was hatte man von dem Kaiser zu fürchten? Sechzig Jahr lang war die kaiserliche Macht in Italien

in der That erloschen gewesen. Die Erinnerung der alten Unabhängigkeitskriege hatte sich nach und nach verloren; den meisten Staaten war ein Gleichgewicht der grossen Gewalten erwünscht. Und gerade als man aufhörte, die Beeinträchtigungen der Kaiser zu fürchten, verbreiteteten von Bologna ausgegangene Rechtsgrundsätze Scheu vor der wohlthätigen Heiligkeit kaiserlicher Majestät. In dem zerrissenen Zustand Italiens, das durch die Abwesenheit des päpstlichen Hofes seinen vaterländischen Mittelpunkt verloren hatte, mussten bei der blossen Erscheinung eines ritterlichen Fürsten, wie uns Heinrich VII. geschildert wird, die Thore der meisten Städte sich öffnen. Ein banges Vorgefühl künftigen aus der Zersplitterung entspringenden Unglücks mochte sogar eine Wiedervereinigung Italiens unter kaiserlichem Schirm wünschenswerth erscheinen lassen, als Heinrich zu Mailand die eiserne Krone aufgesetzt und verkündigt hatte, er sei erschienen, um alle Partheien zu versöhnen. Den Einfluss damaliger Verhältnisse, Grundsätze und Hoffnungen auf die Ansichten Dante's haben wir früher anzudeuten Gelegenheit gefunden. Wenn auch der Kaiser, der nicht wider Willen des Papstes beinahe ohne Begleitung über die Alpen kam, die alten Trennungen der Guelfen und Gibellinen, sofern sie die Partheien der Kirche und des Reichs bezeichneten, geflissentlich zu verwirren trachtete, wenn er ohne Unterschied bald vertriebne Guelfen, bald Gibellinen in ihre Vaterstadt zurückführte; so beruhte indess doch seine Macht hauptsächlich auf den sich ihm anschliessenden Hoffnungen derjenigen, die durch die Französisch-Neapolitanischen Guelfen und die in ihrer Abhängigkeit stehenden Päpste unterdrückt worden waren. Wer begriffe nicht die durch so viele Gründe geheiligte Freude, mit der die Florentinischen Verwiesenen, hätte die Hoffnung der Rückkehr sie auch nicht getrieben, bei der ersten Nachricht von des Kaisers Zuge ihm schon nach Lausanne entgegenströmten. Florenz hatte zwar, um in diesem bedenklichen Augenblick die Zahl seiner Feinde zu vermindern, vielen der Verbannten die Rückkehr erlaubt. Nur die Söhne Giano della Bella's, Vieri dé Cerchi's und nebst mehreren andern auch Dante blieben indess von jeder Amnestie auf immer ausgeschlossen, und zu tief gewurzelt war der Partheihass, als dass man die Rückkehr der meisten Verwiesenen durch kaiserlichen Einfluss nicht für eine Vernichtung der Unabhängigkeit gehalten haben würde. Als nun der Gegensatz gegen die Neapolitanische Schirmherrschaft der Macht Heinrich's von Tage zu Tage einen mehr Gibellinischen Charakter gab, stieg die Besorgniss der Florentiner, die in Toscana an der Spitze des Guelfischen Bundes standen, in eben dem Maasse, wie die Hoffnung der von Alters her Gibelli-

nisch gesinnten Pisaner. Damals entwickelte sich in dem demokratischen Florenz der erste Gedanke eines ausgedehnteren politischen Systems. Wir sehn die Florentiner das von dem Kaiser belagerte Brescia unterstützen, Padua gegen ihn empören, sich seiner Krönung in Rom widersetzen, ihr Bündniss mit dem König Robert befestigen, selbst mit dem päpstlichen und Französischen Hof in Verhältnisse treten. So früh schon ward Florenz zu einem Mittelpunkt jener Italienischen Politik, die es den Fremden von jeher so schwer gemacht hat, sich in Italien zu behaupten. Kurz darauf schloss Florenz auch mit Venedig, dessen Politik sich bisher niemals in Italienische Händel gemischt hatte, ein Bündniss, was bei zunehmender Macht Venedigs auf dem festen Lande beinahe zu einer natürlichen Allianz und zu einem Schlussstein des Italienischen Staatensystems ward. Der Kaiser Heinrich zog gegen Florenz, aber bei der damaligen Kriegskunst war es beinahe unmöglich ohne Einverständnisse eine befestigte Stadt zu erobern. Diese würde er sich ohne Zweifel verschafft haben, wenn nicht ein frühzeitiger Tod ihn hinweggerafft hätte. Durch seinen Tod war die Besorgniss der Florentiner zugleich mit der Aussicht einer Vereinigung für Italien verschwunden. Weder Ludwig der Baier, noch Heinrich's Enkel Carl IV. fanden dazu eine so günstige Stimmung vor. Die patriotischen Hoffnungen Petrarca's, die sich bald an die Rückkehr der Päpste nach Rom, bald an die deutsche Macht, bald an das Ansehn der Colonna, bald an die phantastische Herrlichkeit des Römischen Volkstribuns Cola Rienzi knüpften, waren weder so einfach noch so sicher als diejenigen, die Dante aus dem Römerzuge Heinrichs von Luxemburg schöpfen durfte. Wer die Geschichte von Florenz erzählt, darf es kaum bedauern, dass der frühe Tod Heinrich's diese Hoffnungen vernichtete. Aber es kann in manchen Augenblicken die Möglichkeit einer befreienden und versöhnenden Wiederbelebung der kaiserlichen Majestät nach so langer Unterbrechung sehnsüchtige Rührung erwecken. Diese Möglichkeit schien unter Heinrich von Luxemburg für Italien vorhanden zu sein. Sein Nachfolger im Reich, Ludwig von Wittelsbach, den die Italiener mit orthodoxem Hohn den Baiern nennen, konnte, um sich eine Parthei in Italien zu verschaffen, nur mit den Päpsten in Bestätigung fürstlicher und städtischer Vorrechte wetteifern. Ohne die Visconti war er nichts in der Lombardey, ohne Castruccio Castracani nichts in Toscana.

Der Lucchesische Held Castruccio Castracani war eine der Hauptstützen Ludwigs. Er hatte sich nach Uguccione's Tode auch Pisa's und Pistoia's bemächtigt, die er der Ghibellinischen Parthei treu erhielt. Ludwig der Baier erhob ihn in Rom zum Pfalzgrafen, zum Herzog von

Lucca, und ertheilte ihm zugleich die königliche Würde des Römischen Senators. Bei der, deshalb auf dem Capitol gehaltenen Feierlichkeit waren in dem Mantel Castruccio's auf der Brust die Worte zu lesen: Er ist, was Gott will; auf dem Rücken: Er wird sein, was Gott wollen wird. Dieser merkwürdige Mann, der grosse Pläne mit so seltenem Verstand und Glück ausführte, dass nicht bloss Tegrimo, sondern auch Macchiavell 200 Jahre später seine Geschichte besonders bearbeiteten, war der beständige und siegreiche Feind der Florentiner. Beide Lebensbeschreibungen Castruccio's scheinen von absichtlicher Entstellung nicht frei zu sein. In beiden ist geflissentliche Nachahmung der Alten, in der ersten Rücksicht auf den Hof der Mailändischen Herzöge, in der Macchiavell's jener Grundgedanke der Errichtung einer Italienischen Macht, durch welche Mittel es auch sei, unverkennbar. Macchiavell scheint mit dem Castruccio, der seine Macht vorzüglich dem zu danken hatte, dass er als Truppenanführer und Regent seiner militärischen Herrschaft eine Basis, seiner bürgerlichen eine Garantie verschaffte, als ein Muster für die Fürsten seiner Zeit aufzustellen. Wenn man in den Lebensbeschreibungen Tegrimo's und Macchiavell's über der Darstellung die Wahrheit zuweilen vergessen muss, so ist doch etwas Grossartiges und Hochstrebendes in jedem urkundlichen Zuge, den uns die Geschichte von diesem Manne aufbewahrt hat. Sein Einzug nach dem über die Florentiner zu Altopascio erfochtenen Siege erinnert an die Herrlichkeit Römischer Triumphatoren. Der Beute, den Gefangenen, den Autoritäten der Stadt, dem Heere folgte der Caroccio von Lucca mit der grossen Feldglocke von Rindern gezogen, er selbst mit Lorbeeren bekränzt auf einem offenen mit vier weissen Rossen bespannten Wagen.

Die kriegerische Ohnmacht der Florentiner zeigte sich in der Niederlage von Altopascio allzu deutlich, als dass sie sich nicht überall nach Hülfe hätten umhersehn sollen. Schon als die Ankunft Heinrichs VII. sie ängstigte, hatten sie sich Beistand von dem Haupt der Guelfischen Parthei, dem König Robert von Neapel, nur durch bedingungsweise Uebergabe der Stadt auf fünf Jahre verschaffen können. Castruccio zwang sie, sich dem Könige Robert von Neuem in die Arme zu werfen und sich seinen Sohn, den Herzog von Calabrien, zum Herrn zu erbitten. Glücklicherweise befreite die Florentiner kurz darauf der Tod von ihrem Feinde und bald auch von ihrem Beschützer.

Die immer zunehmende Eifersucht zwischen den Grossen und der Bürgerschaft machte es ihnen indess beinahe unmöglich, ohne fremde Einmischung zu bestehn. Der alte Grundsatz, die richterliche und urtheilvollstreckende Gewalt jährlich wechselnden aus der Fremde herbeige-

rufenen Rektoren anzuvertrauen, wodurch man den Einfluss des Familienhasses in den Gerichten aufheben wollte, wurde gerade zu einem Mittel, Partheizwecke zu erreichen. Gewöhnlich waren diese Rektoren: (der Podestà und der Volkshauptmann, denen man zuweilen in unruhigen Zeiten unter dem Namen Bargello, Esecutore, Capitano di Guardia, oder Conservador del popolo für die Stadt und ihr Gebiet eine Art revolutionären Magistrats beifügte) aus der benachbarten Ankonitanischen Mark, die damals den Königen von Neapel gehörte. Die durchgreifendsten waren fast immer aus Gubbio, einem armen Ort in den Apenninen. Von mehreren ihrer Landsleute, die sie als Richter zu versorgen suchten, begleitet, zogen diese nach Florenz, um dort ein Jahr lang die ersten richterlichen Würden für ein grosses Gehalt zu verwalten. Aus den Florentinischen Novellen erhellt, dass die ausgehungerte Jämmerlichkeit ihrer Begleiter beständiger, oft possenhafter Verhöhnung der Florentinischen Bürger ausgesetzt war. Ueberhaupt scheinen Richter und Notare, die, wenn auch in einer eigenen Zunft begriffen, doch grossentheils Fremde waren, sehr geringer Achtung bei den Florentinern genossen zu haben. Dino Compagni nennt sie gemeiniglich die vermaledeiten Richter und beschuldigt sie, das Unglück der Stadt mehreremal herbeigeführt zu haben. Man begreift eben so sehr, wie die bolognesische Spitzfindigkeit dieser Römischen Rechtsgelehrten mit dem derben Geschäftsverstande einer kaufmännischen Bevölkerung in schneidendem Gegensatz stehn musste, als man es erklärlich findet, dass die hungrige Unbehülflichkeit kleinstädtischer Fremden dem übermüthigen Spott geistreicher Florentiner fortwährend ausgesetzt blieb. Selbst von den Besseren dieser marchesanischen Richter mochte auch der bessere Florentiner sagen, was Junius von dem Lord Masfield behauptet, der in den ersten Regierungsjahren Georg III. Chief justice von England war: er möge wohl ein guter Praetor unter Justinian gewesen sein, aber er sei ein schlechter Oberrichter in einem freien Staat. Denn unverkennbar ist zwischen den Grundsätzen des Römischen Rechts, besonders wenn sie eher scholastisch ausgesponnen, als historisch erklärt werden, und den aus deutschen Sitten durch städtische Freiheit entwickelten Gebräuchen ein Widerspruch, der zwar bei dem freiesten Volk in Europa, bei den Engländern am tiefsten gefühlt wird, den aber unser Vaterland eben so erkannt hat und der sich auch in Florenz ohne Zweifel nachweisen lässt. Wenn man es diesem Widerspruch zuschreiben muss, dass die Grundsätze der Richter nicht beliebt waren, wenn man die Ursache der Verachtung, in der sie standen, dem zuschreiben muss, dass sie sich von dem Podestà gemeiniglich mit nach Florenz führen liessen, um dort ihr Glück zu

machen: so müssen wir da, wo diese Verachtung bei redlichen Florentinern in Hass übergeht, die Quelle darin suchen, dass diese fremden Rektoren das willfährige Werkzeug derjenigen Parthei wurden, die sie herbeigerufen hatte. Ohne wirkliche Theilnahme an dem Wohl der Stadt sieht man mehrere von ihnen fürchterlich über Eigenthum und Leben der Bürger schalten, und wenn sie auch bei ihrem Abgange vor einem sogenannten Syndikatsgericht von ihrer Verwaltung Rechenschaft ablegen mussten, so war doch auch hier die herrschende Parthei, die sie herbeigerufen hatte, stark genug, sie zu beschützen. Man begreift, wie wichtig es für die mächtigen Bürger von Florenz war, auf die Wahl dieser Rektoren Einfluss zu erhalten, da es in der Natur einer gewöhnlich armen und verbindungslosen Fremden anvertrauten jährlichen Gewalt lag, dass sie von den Wählenden abhängig blieb. Auch war es ausser dem Einfluss auf das Squittinio, wodurch die Liste derjenigen, die das Loos alle zwei Monate zu Prioren wählen sollte, auf längere Zeit voraus bestimmt wurde, vorzüglich der Einfluss auf die Wahl der Rektoren, den mächtige Florentinische Bürger sich zu verschaffen suchten. Durch den ersten nahmen sie Theil an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, durch den andern waren sie der Begünstigung vor Gericht gewiss. Das Land, dessen Verfassung die reichste und durchgeführteste Ausbildung erhalten hat: England, zeigt uns etwas Aehnliches. Auch dort ist die Macht nichts anderes, als durch Geburt, durch Vermögen, durch Verhältnisse bedingter Einfluss bei den Wahlen. Wir werden sehn, wie im 15ten Jahrhundert eine Familie sich das Squittinio unterwarf und dadurch zu Florenz herrschend wurde. Gelänge es in England einer Familie, allen Wahleinfluss, alles parliamentary interest, in den sich jetzt eine freilich nicht sehr grosse Zahl von Familien theilt, auf ähnliche Weise an sich zu reissen und die Krone davon auszuschliessen, so würde sich der König zu ihr verhalten, wie ein armer reich besoldeter Podestà aus der Mark Ancona zu dem fürstlichen Hause der Medici. Was indess die königliche Macht in England von der der Rektoren zu Florenz wesentlich unterscheidet, das ist die Erblichkeit und Dauer, wodurch es ihr nach und nach möglich geworden ist, das Recht der Krone in ihren Einfluss, die Prerogative in influence umzumünzen. Sonst würde sich aus den grossen Familien, die das Haus Hannover auf den Englischen Thron gesetzt haben, damit ihre Verfassungsgrundsätze sich erhalten möchten, ebenso wie zu Florenz aus den Familien der Popoloni grassi zuerst eine Whig-Aristocratie und dann durch populäre Künste ein Mediceischer Einfluss entwickelt haben, der vielleicht mit Mediceischer Tyrannei geendigt hätte.

Die Wahlen der Rektoren waren in der Zeit, von der hier die Rede ist, grossentheils in der Gewalt vornehmer Bürgerhäuser, die dann unter dem Schein der Gerechtigkeit grossentheils ihren Privathass befriedigen konnten. Dieser Hass lastete vorzüglich auf den edlen Geschlechtern. Als endlich Giacomo Gabrielli aus Gubbio unter dem Titel eines Wachthauptmanns der Stadt die willkührlichste Gewalt ausübte, verschworen sich wider ihn die Bardi und Frescobaldi. Ich habe bisher den Macchiavell wenig anführen können, weil man es dem Anfang seiner Geschichte anmerkt, dass es ihm eigentlich um das Ende zu thun war. Doch wo es eine Verschwörung zu schildern und zu würdigen giebt, da ist er in der Darstellung eben so hinreissend, als einsichtsvoll in seinem Urtheil. Der Stolz dieser beiden edlen Häuser war durch die tyrannische Herrschaft eines verachteten Fremden unter gehässigem Bürgereinfluss vielfältig gekränkt worden. An sie schloss sich der Adel und ein Theil des missvergnügten Volks. Aber die Verschwörung ward entdeckt, und wenn nicht gleich Blut floss, so mussten doch die Bardi ihre Burgen im Gebiet der Stadt den Prioren verkaufen, und kurz darauf wurden von den Frescobaldi einige hingerichtet, andere verbannt. Ja, man ergriff diese Gelegenheit, die revolutionäre Gewalt des fremden Magistrats zu schärfen und einen ähnlichen auch ausserhalb der Mauern für das Stadtgebiet zu ernennen. Ich nenne diesen Magistrat revolutionär, weil der Hass gegen einen Theil der Einwohner, den Adel, nicht aber ein Bedürfniss, das Recht unter allen gleichmässig zu handhaben, ihm das Dasein gab. Der Adel innerhalb und ausserhalb der Stadt beobachtet, geplagt, beschuldigt, verurtheilt, vernichtet, suchte seine Rettung in der Uebergabe der Stadt an einen fremden Herrn. Die Gelegenheit dazu fand sich sehr bald.

Herzog Walther von Athen, aus dem Französischen Hause von Brienne, der, wie der Herr von Achaja und mehrere andere Griechische Barone, von dem Französischen Hofe abhängig, in Kriegsdiensten des Napolitanischen stand, hatte schon einmal zu Florenz in Abwesenheit des Herzogs von Calabrien bedingte Herrschaft ausgeübt. Jetzt riefen ihn die zwanzig Männer, die zur Führung eines Krieges gegen die Pisaner ausserordentliche Gewalt erhalten hatten, herbei, um sich in der Unzufriedenheit über ein misslungenes Unternehmen zu schützen. Sobald dem Herzog die bewaffnete Macht anvertraut war, opferte er die zwanzig Männer der Erbitterung des Volks auf. Die missvergnügten Grossen, der neuerungssüchtige Pöbel, die verschuldeten Kaufleute schlossen sich ihm an und forderten ihn auf, sich der Herrschaft zu bemeistern. Die Grossen glaubten sich dadurch

der Tyrannei mächtiger Bürger, die Kaufleute dem Drängen ihrer Gläubiger, der grosse Haufe einer zünftigen Beschränkung des Werklohns zu entziehn. Der Herzog forderte von den Prioren, sie sollten ihm lebenslängliche Herrengewalt ertheilen. Veregbens stellte man ihm vor: Florenz habe selbst in der bedrängtesten Lage sich einem auswärtigen Fürsten immer nur bedingungsweise und auf einen beschränkten Zeitraum unterworfen; bürgerliche Freiheit sei ein Bedürfniss des Florentiners; wenn augenblickliche Verblendung ihn berede, dies Bedürfniss seinem Hass oder seinem Vortheil aufzuopfern, so wache es nur stärker wieder auf; Florenz vermöge zwar seine Freiheit nicht zu behaupten, aber die Knechtschaft wisse es nicht zu erdulden. Der Herzog, ein kleiner, schwarzer, hässlicher Mann, wie ihn Villani beschreibt, obschon von Französischer Geburt, doch durch Erziehung voll Griechischer Verschmitztheit, antwortete mit einem jener den Despoten so geläufigen Sophismen, die lächerlich sein würden, wenn sie nicht Schauder erregten: Ruhe allein sei Freiheit, das ewige Gezänke aber anarchische Knechtschaft. Man liess durch die ganze Stadt verkünden; die Bürgerschaft werde aufgefordert, sich am folgenden Tage auf dem Platz vor des Herzogs Wohnung zu versammeln. Der Pöbel lief unter beständigem Geschrei: es lebe der Herr! zusammen. Vor vielen Häusern war das Wappen des Herzogs ausgehangen. Als er auftrat und einer von den Prioren darauf antragen wollte, ihm auf ein Jahr die Herrschaft der Stadt zu verleihn, unter den Bedingungen, wie sie in dem Kriege wider Castruccio Castracani Herzog Carl von Calabrien besessen habe, liess ihn das Volk nicht zu Worte kommen. A vita, a vita, lebenslänglich sei die Herrschaft, Herzog Walther unser Herr, erscholl es von allen Seiten. Doch bemerkte man, dass Wollkratzer und Mezger am lautesten schrieen. Man erbrach den Palast der Signoria, den die Prioren während der zweimonatlichen Dauer ihres Amtes nicht bloss zu festgesetzten Stunden betraten, sondern gemeinschaftlich bei Tag und Nacht bewohnten, damit der rasche Wechsel der Personen durch die Stetigkeit der Amtsausübung einigermassen ersetzt werde. Man hob die Gesetze gegen den Adel auf; man zerriss das Banner der Rechtspflege, um dadurch die Auflösung jener von Giano della Bella gestifteten tribunicischen Gewalt des Gonfaloniers der Justiz anzudeuten. Der Herzog bezog den Palast der Signoria, der er ein Privathaus zur Wohnung anwies und die er bald mit ihm ergebenen Pöbel von der niedrigsten Classe anfüllte. Le Pélegrin, sagte der König von Frankreich, Walthers Oberherr, le pélegrin est albergé — mas y a mauvais hotel. Der König Robert von Neapel schrieb ihm einen Brief voll der einsichtig-

sten Rathschläge, wie er sich bescheiden zu geberden habe, um die ungeduldigen Florentiner nicht wider sich aufzubringen. Die Bedenklichkeit des Königs von Frankreich, der gute Rath des Königs von Neapel schienen auf Walther nur wenig Eindruck zu machen. Statt sich um das Wohlwollen der mächtigen Florentinischen Bürgerhäuser zu bemühn, verbündete er sich mit auswärtigen Fürsten, statt durch glänzende Unternehmungen die Eitelkeit oder durch verminderte Abgaben die Sparsamkeit der Florentiner zu bestechen, schloss er schimpfliche Friedensschlüsse und vervielfältigte die immer drückender werdenden Lasten. Von den so gesteigerten Einkünften der Stadt, die damals eben so viel betrugen, als die des Königreichs Neapel und die er durch Confiscationen noch zu erhöhn suchte, so dass sie in zehn Monaten 400,000 Goldgulden ausmachten, schickte er die Hälfte nach Frankreich und Apulien. Immer deutlicher verrieth sich seine lange versteckte tyrannische Natur. Dem Bettone Cini, der vorher einer der Führer des Carroccio der Stadt, dann von ihm selbst zu einem Mitglied der Signoria gemacht war, liess er wegen einer Aeusserung über die Abgaben die Zunge ausreissen und sie auf einem Speer vor ihm hertragen. Hinrichtungen wurden immer häufiger und selbst die Angeber von Verschwörungen schreckte er, um Sicherheit zu erheucheln, durch Grausamkeit ab. Dabei strömten auf den Ruf von dem Glück, was er gemacht, eine Menge Französischer Abentheurer nach Florenz, die, wie Villani mit Ingrimm berichtet, die alten ehrbaren Sitten zerstörten. Französische Moden wurden eingeführt, die Schmuckgesetze, aus Gefälligkeit für die Weiber, aufgehoben. Die Männer trugen so eng anschliessende Kleider, dass es fremder Hülfe bedurfte, um sie anzulegen, Gürtel wie Pferdegurten, Hüte wie Narrenkappen. Besonders klagt der Geschichtschreiber über die Galanterie des Herzogs und seiner Landsleute. Dies alles trieb schon nach zehn Monaten das Missvergnügen der Florentiner auf den höchsten Grad. Umsonst suchte der Herzog durch Festlichkeiten und Turniere das Volk zu zerstreuen. Ohne von einander zu wissen, entstanden drei verschiedene Verschwörungen, in deren einer auch der Erzbischof Acciauoli sich befand. Die tiefgekränkten Bürgerhäuser der Medici und Rucellai waren in einer andern; die zurückgerufenen Bardi und Frescobaldi in einer dritten. Mehrere der Verschwornen wurden angegeben. Der Herzog lud sie zu sich, um sich ihrer zu versichern. Die Furcht, schon verrathen zu sein, brachte die verschiedenen Verschwörungen dazu, sich eine der andern zu entdecken und den Ausbruch zu beschleunigen. Kaum ertönte die grosse Glocke, als das Volk, wohl zehntausend im Harnisch, an tausend zu Pferde, auf den grossen Plätzen zusammen-

strömte. Wenige, die jedoch bald beschwichtigt wurden, wagten für den Herzog zu reden. Alles schrie: Es sterbe der Herzog, es lebe die Bürgerschaft und die Freiheit! Der Herzog mit wenigen Getreuen wurde in seinem Palast belagert; nur hartes Brod und Essig hatte man zur Nahrung. Der Herzog liess sein Wappen abnehmen und das der Bürgerschaft an die Stelle setzen. Das wüthende Volk forderte die Auslieferung der Werkzeuge seiner Tyrannei. Endlich musste Wilhelm von Ascesi und sein achtzehnjähriger Sohn preisgegeben werden. Der schöne Jüngling wurde vor den Augen des Vaters ermordet, zerhackt, zerrissen. Man zerrte sich um die Stücke, ja mit dem Besitz nicht zufrieden, sog man das Blut auf. Nun ergab sich auch der Herzog auf Bedingungen. Er versprach das Gebiet der Stadt zu räumen, die Urphede zu schwören, allen Ansprüchen zu entsagen. Bis an die Grenze wurde er von bewaffneter Macht begleitet, und hier musste er noch einmal den Vertrag bestätigen, damit er den Bruch desselben nicht mit Concussion entschuldigen könne. Dieses Ende nahm nach zehnmonatlicher Dauer die usurpirte Herrschaft Herzog Walthers von Athen.

Nach der Vertreibung des Herzogs theilten sich die Grossen mit der Bürgerschaft in die Regierung. Doch kurze Zeit darauf brach die durch gemeinschaftlichen Hass eine Zeit lang beruhigte Eifersucht von Neuem und um desto heftiger aus. Endlich behielten die Bürger die Oberhand, und als nach beständigen Gefechten in der Stadt endlich auch die Bardi zur Flucht genöthigt waren, da gerieth die Verwaltung der Stadt ausschliesslich in bürgerliche Hände. Die Mächtigsten unter dem Adel wurden verwiesen, die Unbedeutendsten in die Bürgerschaft aufgenommen. Der Kampf, der länger als ein halbes Jahrhundert gedauert hatte, war beendigt, und um die Mitte des 14ten Jahrhunderts verlor der Adel jeden Einfluss in die Verfassung der Stadt.

Es scheint überhaupt, als wenn um diese Zeit Florenz gewissermassen erneuert werden sollte. Die plötzlich herabstürzenden Gewässer der Apenninen hatten kurz zuvor den Arno so angeschwellt, dass er alle Brücken zu Florenz mit sich fortriss und lange die Baumeister beschäftigt wurden, den Schaden wieder und zwar auf glänzende Weise zu ersetzen. Eine grosse Handelskrise riss bald darauf mit einem Schlage den schwindelnden Credit der Kaufmannschaft zu Boden; endlich raffte die grosse Pest vom Jahr 1348 drei Fünftheile der Bevölkerung hin. Villani, den das Handelsunglück ins Gefängniss warf und der bald darauf auch an jener Pest sterben sollte, sieht in diesen wiederholten Schlägen bessernde Strafen der Vorsehung.

Bei Gelegenheit der ersten dieser Katastrophen werde ich das damalige merkantilische Verhältniss von Florenz zu erörtern versuchen.

Durch eine nähere Beleuchtung der sechs vornehmeren Zünfte, die im Jahre 1282 die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten den Händen adliger Faktionen entrissen, sind wir zu dem Resultat gelangt, dass durch sie der auswärtige Handel von Florenz eigentlich repräsentirt wurde. Wir haben gesehn, wie der Tuchhandel, die erste Grundlage des Florentinischen Wohlstandes, wahrscheinlich sobald Rom der Mittelpunkt der Europäischen Circulation wurde, Florenz gewissermassen zur Bank von Europa erhob. Wenn auf diese Art die vorläufige Darstellung der ältesten und wichtigsten Florentinischen Gewerbszweige sich an die Untersuchungen über die Zunft der Tuchhändler, der Tuchbereiter und der Wechsler anknüpfte; so glaubten wir in der der Drogisten oder Speziali die erste Spur einer Theilnahme an dem Levantischen Handel zu entdecken. Eine merkwürdige und ausführliche Urkunde, die vor dem Jahr 1345 verfasst sein muss und die in der:

historia della decima e della mercatura de' Fiorentini fino al secolo XVI.

abgedruckt ist, macht es uns möglich, diese Spur weiter zu verfolgen. Es ist dies die von Francesco Balducci Pegoletti aufgesetzte Handelspraktik, die den dritten Quartband des für die Handelsgeschichte der mittlern Zeiten so überaus wichtigen, oben angeführten Werkes ausmacht. Francesco Balducci scheint sich in Handelsgeschäften des edlen Hauses der Bardi, die der Florentinischen Bürgerschaft den längsten Widerstand leisteten, zu Anfang des 14ten Jahrhunderts nicht nur in Antwerpen und England, sondern auch in Cypern und Armenien, ja in den Häfen des schwarzen und asowschen Meers lange aufgehalten zu haben. Die Verhältnisse der Maasse, Gewichte und Münzen auf den vornehmsten Handelsplätzen, die Verschiedenheit und Güte der Waaren, die Freiheiten und Vorrechte verzeichnete Balducci nebst manchen nützlichen Bemerkungen, vermuthlich zu eignem Gebrauch oder zu allgemeiner Belehrung der Florentinischen Kaufmannschaft. Durch dieses Werk wird die Theilnahme der Florentiner an dem levantischen Handel, schon ehe sie einen Hafen besassen, ausser Zweifel gesetzt. Ja, man kann sich daraus einen Begriff von dem Wege machen, den damals der Strom des Austausches zwischen den Erzeugnissen und Fabrikaten des entferntesten Orients und den Metallen der Europäer genommen hatte. Balducci giebt sogar nach Tagereisen die Entfernung von La Tana (Asow) bis ins südliche China an, zu welcher Reise, die nicht sehr unsicher war, man etwa acht Monate gebrauchte. Hier wird er-

zählt, wie man für alles mitgebrachte Metall von der Regierung eine Art Papiergeld einwechseln musste, was man denn zum Ankauf kostbarer Waaren verwandte. Die Gewürze gelangten aus Indien durch den persischen Meerbusen über Persien, das Caspische Meer bis Astrachan, damals Gintrachan, und von dort nach der Tana. Durch diesen Handel, durch grosse Verbindungen in Italien und im Norden, waren zu Anfang des 14ten Jahrhunderts die Bardi und Peruzzi zu Säulen des Credits, ja, wie Villani sich ausdrückt, zur Nahrung des Handels für einen grossen Theil der Christenheit geworden. Für ihre Vorschüsse, deren er in einem Kriege mit Frankreich überaus bedürftig war, hatte der König von England ihnen die Wolle, den Bergwerks- und Zollertrag seines Königreichs verpfändet; aber das Pfand wurde unzureichend und nach Beendigung des Kriegs war der König nicht im Stande, die Forderung dieser beiden Handlungshäuser von etwa 1,500,000 Goldgulden, (so viel als die Hälfte in Lsterl.) zu befriedigen. Ein grosser Theil des Vermögens ihrer Mitbürger war in den Händen der Bardi und Peruzzi gewesen. Die Unfähigkeit des Königs, zu bezahlen, vernichtete für sie den Werth eines Königreichs. Es ist die Natur des Credits, der, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Zukunft zu Capital schlägt, dass er durch seine Verzweigung die Anstrengungen der Gegenwart erhöht. Der Sturz dieser Häuser, der viele andere mit hinabzog, lähmte plötzlich die durch die schwindelnde Höhe ihres Credits in jedem Gewerbe verbreitete Thätigkeit. Denn die Forderung war für damalige Zeiten zu ungeheuer, als dass nicht nach und nach der ganze Florentinische Geldumlauf von ihr abhängig geworden sein sollte, wie es etwa der Englische von der Nationalschuld geworden ist. Denn darin, dass die Nation in England sich selber schuldig ist, beiläufig sei es gesagt, liegt durchaus kein Grund des Unterschiedes. Der Nationalcredit von England schlägt wie jeder andere Credit, wie der der Peruzzi und Bardi, die Zukunft zu Capital. Vertrauen ist Reichthum, Vernichtung des Vertrauens Verarmung; der Engländer, der sein Geld in den Stocks angelegt hat, mag dem Engländer vertrauen, der durch Bezahlung der Taxen ihm die Zinsen versichert, oder der Florentinische Wechsler dem Könige von England.

Drei Jahre nach dem Sturz der Bardi gelangte die Pest aus dem Orient nach Florenz. Der gleichzeitige Geschichtschreiber, dessen redlicher und einsichtsvoller Führung wir uns bisher anvertrauen durften: Giovanni Villani, wurde davon in hohem Alter, denn schon seit 48 Jahren schrieb er an seiner Chronik, hinweggerafft. Auch die vortreffliche Geschichte Toscanischer Händel des von Muratori bekannt gemachten

Ungenannten von Pistoja begreift nur eben diese 48 Jahre und lässt dadurch vermuthen, dass er, wie Villani, das Jubilaeum zum Anfangspunkt gewählt habe und an der Fortsetzung seiner Geschichte durch die Pest behindert sei. Die Chronik Villani's ist von allen Stadt-Chroniken aus so frühen Zeiten unstreitig die reichhaltigste. Wenn auch das allmälige Entstehen ihr vielleicht einen Mangel an geschichtlicher Einheit und an verknüpfenden Uebergängen gegeben hat, so hebt sie doch mit bewunderungswürdiger Richtigkeit überall das Bedeutende hervor. Ja neben der unverrückten Absichtlichkeit des niemals auseinander gehenden Macchiavell, der höchst wahrscheinlich für diese Zeit keine andere Quelle als Villani benutzte, freut man sich im Villani selbst, jene Fälle unbefangener Erzählung zu finden, die zwar durch keinen Begriff zusammengehalten wird, aber dafür, wie alles Ursprüngliche, auch immer neue Beziehungen entdecken lässt. Ueberaus belehrend ist dieser Vergleich epischer Unerschöpflichkeit mit politischer Strenge, ja in seiner Verfolgung müssten die tiefsten Elemente historischer Critik zur Sprache gebracht werden können.

Die Pest vom Jahre 1348 ist von Boccaccio im Eingange zu seinem Decamerone beschrieben worden. Seine Beschreibung ist, wie die Thucydideische, als ein Muster der Darstellung gerühmt worden, und wirklich ist darin eine homerische Parrhesie, die es mich bedauern lässt, dass ich mich auf das Hervorheben der Hauptzüge beschränken muss.

Die Beschreibung dieser Pest bildet zugleich die Einleitung der Geschichte des Matteo Villani. Er erwähnt der allmäligen Verbreitung der Pest aus den entferntesten Gegenden Asiens bis an die Küsten des schwarzen und mittelländischen Meers, von wo sie durch Kauffartheschiffe zuerst nach Sicilien, dann nach Italien gebracht wurde. Ob der Zorn Gottes oder der Einfluss der Gestirne diese Plage über die Menschheit verhängt habe, eine Frage, die auch Boccaccio leise berührt, sucht er zu erörtern. Dann erzählt er, wie die Bande, wodurch die Menschen zusammengehalten werden, zuerst unter den Ungläubigen, dann auch unter den Christen beinahe gänzlich zerrissen, bis man bemerkte, dass diejenigen, die den Kranken in selbstsüchtiger Abgeschiedenheit alle Pflege verweigerten, oft eher von der Krankheit ergriffen wurden, als solche, die der Stimme wohlwollender Gefühle gefolgt waren. Die Ausgelassenheit der Uebriggebliebenen, als endlich nach fünf Monaten die Seuche nachliess, schildert er mit Befremden. Dem politischen Geschichtschreiber kommt es zu, die Anhäufung der Erbschaften, die Steigerung des Arbeitslohns, den trügen Uebermuth der niedern Stände, die daraus entstandene Theurung und Hungersnoth, endlich die schäd-

liche Bereicherung wohlthätiger Anstalten, wie es Matteo Villani thut, als Folgen der Krankheit vorzugsweise darzustellen.

Verschieden von der Aufgabe des Geschichtschreibers war die Absicht Boccaccio's. Er wollte die allzugrosse Sittenfreiheit einer Reihe unterhaltender Erzählungen durch das Bild des unbekümmerten Genusses eines doch so unsichern Lebens erklären und entschuldigen. Er wollte auf dem dunkeln Hintergrunde jener ekelhaften Auflösung menschlicher Verhältnisse die lebensvolle Schilderung jugendlicher Lust, ausschweifender Laune, rührender Liebe desto glänzender hervortreten lassen. Deshalb ist es vorzüglich die Schilderung der sittlichen Folgen des Ereignisses, wodurch Boccaccio wie der grosse Geschichtschreiber des peloponesischen Kriegs, den Leser anzieht. Denn wenn wir uns das Bild jener während der drückendsten Hitze in den engen Gassen von Athen zusammengedrängten Bevölkerung, der auf die Leichenhaufen hingeworfenen Sterbenden, der Fieberdurstigen, die an den Brunnen verschmachteten, nicht ohne schaudernde Bewunderung vorgeführt sehn, so ist es doch vorzüglich die Schilderung jener Verwirrung aller heiligen Todtengebräuche, jenes Leichtsinns, der Leben und Besitz mit gottloser Eile geniessen wollte, wodurch die Erzählung des Thucydides einen so tiefen Eindruck zurücklässt. Dass Boccaccio die Beschreibung des Thucydides gekannt, ist nicht unmöglich; dass die Nachahmung des Lucretius ihm hin und wieder vorgeschwebt habe, ist nicht unwahrscheinlich, aber die Oertlichkeit und Treue des Gemäldes hat dadurch eben so wenig, als die Ursprünglichkeit des Urtheils gelitten.

Im Frühling des Jahres 1348, so erzählt Boccaccio, erreichte die tödtliche Seuche, die sich aus dem Orient allmälig verbreitete, auch das vor allen Städten Italiens herrliche Florenz. Sie äusserte sich nicht wie dort durch ein plötzliches und heftiges Nasenbluten, sondern durch Geschwulste, die zu der Grösse eines Eies anzuschwellen pflegten. Später erhielt die Krankheit andere Symptome, und es zeigten sich statt der Beulen schwarze oder bräunliche, bald grosse und seltne, bald kleine und dichte Flecken als sichere Zeichen des nahen Todes. Denn die meisten starben ohne Fieber oder andere Zufälle innerhalb dreier Tage nach dem Ausbruch dieser Zeichen, ohne dass der Rath der Aerzte, deren Zahl sich ungewöhnlich vermehrt hatte, oder die Kraft irgend einer Arzenei etwas dawider auszurichten vermochte. Nicht allein durch körperliche Nähe, durch Gespräch, durch Umgang theilte sich die Krankheit den Gesunden mit, wie das Feuer trocknen oder geölten Gegenständen, sondern auch durch Berührung der Kleider, oder irgend eines andern von den Kranken angefassten Dinges. Ja, so wirksam war die

ansteckende Kraft der Seuche, dass sie sich auf Thiere ausdehnte, die, als sie an den Lumpen eines kurz zuvor Gestorbenen zerrten, bald wie vergiftet niederfielen. Deshalb bemächtigte sich so grosse Furcht aller Gemüther, dass ein Jeder nur in unbarmherzigem Vermeiden der Kranken sein Heil suchte. Einige meinten durch mässigen und ausgesuchten Genuss in vollkommener Abgeschiedenheit, Andre durch die sorglose Ausgelassenheit eines taumelnden Wechsels dem Uebel zu begegnen. Viele verliessen Verwandte und Eigenthum, um auf dem Lande Schutz zu suchen, als ob die letzte Stunde der Stadt gekommen sei. Dennoch konnte dies Alles sie nicht vor der Ansteckung bewahren. Wurden sie krank, so ahmten die Andern das Beispiel nach, was sie in gesundem Zustande gegeben hatten, und so verschmachteten sie grossen Theils ganz verlassen. Nicht nur flohen sich Mitbürger, Nachbarn, Verwandte unter einander; sondern der Bruder entzog sich dem Bruder, die Gattin dem Gatten, Vater und Mutter ihrem Kinde. Dem Kranken blieb keine Hülfe, als die pflegende Liebe immer seltner werdender Freunde, oder die Habsucht unbehülflicher Diener, die sich durch grosse Bezahlung oft zu eignem Verderben anreizen liessen und kaum zu andern Dienstleistungen brauchbar waren, als zuzusehen, wenn der Kranke starb. Dass damals hülfebedürftige Frauen aller Scham entsagten, mochte vielleicht auf die Sitten auch später nachtheiligen Einfluss haben. So gross war die Zahl der Sterbenden, dass die Noth unter denen, die am Leben blieben, ganz neue Bestattungsgebräuche einführte. Vorher, wie es auch jetzt geschieht, pflegten Verwandte oder benachbarte Frauen sich in dem Hause des Gestorbenen zu versammeln, um dort mit den nächsten Angehörigen zu weinen. Vor dem Hause versammelten sich die nächsten Blutsfreunde, und mit den Nachbarn viele andre Bürger; auch die Geistlichkeit fand sich dort zahlreich, nach Maassgabe der Würde des Verstorbenen ein. Er wurde auf den Schultern von seines Gleichen, von Kerzen feierlich beleuchtet, unter Gesängen in die von ihm selber erwählte Kirche getragen. Diese Gebräuche wurden bei der steigenden Wuth der Seuche zum Theil oder durchaus von andern verdrängt. Selten umstanden Frauen das Sterbebett, Viele entschliefen, von Allen verlassen, sehr Wenige wurden von den Thränen ihrer Angehörigen begleitet, statt deren man nur Gelächter, Scherz und gesellige Fröhlichkeit vernahm, woran auch das weibliche Gefühl sich gewöhnt hatte. Selten wurden die Leichen von mehr als zehn oder zwölf Nachbarn zur Kirche begleitet. Statt ehrbarer und wohlwollender Bürger trugen die Bahre jetzt eine Art bezahlter Todtengräber aus dem geringen Volk mit eilenden Schritten nicht in die Kirche, die der Verstorbene bestimmt,

sondern in die am nächsten gelegene. Vier oder fünf Geistliche mit spärlichen, oft ohne alle Kerzen gingen vorauf, um mit Hülfe der Todtengräber, ohne sich durch ein allzulanges und feierliches Todtenamt zu ermüden, den Todten in einem noch ungefüllten Grabe zu bestatten. Das Schicksal des ganz geringen Volks, ja selbst grossentheils des Mittelstandes war noch jämmerlicher. Von Hoffnung oder Armuth in ihren Häusern zurückgehalten, dicht auf einander gedrängt, wurden diese täglich zu Tausenden krank, und ohne Hülfe, ohne Pflege starben sie fast unabänderlich. Viele gaben auf offner Strasse bei Tag und bei Nacht den Geist auf, viele, die in ihren Häusern blieben, verriethen den Nachbarn erst durch den Geruch der Verwesung, dass sie gestorben seien. Mehr aus Besorgniss, als aus Barmherzigkeit zogen die Nachbarn mit Hülfe einiger Träger die Leichen aus den Häusern hervor und stellten sie an den Ausgang, so dass, wer am Morgen umherging, deren unzählige antreffen konnte. Dann legte man sie auf Bahren oder in deren Ermangelung auf Tische. Oft trug eine Bahre zwei oder drei, nicht selten Mann und Frau, mehrere Geschwister, Vater und Sohn. Häufig trug es sich zu, dass, wenn zwei Priester mit einem Kreuze einer Bahre vorausgingen, drei oder vier andre sich ihnen anschlossen; so dass sie, statt eines Todten, deren sechs, acht oder mehr bestatteten. Keine Thräne, keine Kerze, kein Gefolge ehrte diese. Ja, dahin war es gekommen, dass man um sterbende Menschen sich damals kaum mehr bekümmerte, als jetzt um verreckende Ziegen. Der grossen Menge von Todten, die täglich, ja stündlich auf diese Art in jede Kirche getragen wurden, reichte die heilige Erde zum Begräbniss nicht hin, besonders, wenn man nach alter Weise jedem seine eigne Stätte anweisen wollte. Man schüttete sie zu Hunderten, wie Ballen in einen Schiffsraum, in grosse, bis zu ihrer Anfüllung mit wenig Erde bedeckte Gruben über einander. Die Krankheit beschränkte sich nicht auf die Stadt allein. Auch in ihrem Gebiet starben auf zerstreuten Höfen bald im Hause, bald an der Landstrasse oder auf den Aeckern die bedauernswürdigen Landbewohner ohne ärztliche Hülfe oder dienende Pflege. Deshalb wurden sie, wie die Städter, in ihren Sitten fahrlässig und kümmerten sich weder um ihren Besitz, noch um das, was sie zu schaffen hatten; Alle, als ob sie heute schon den Tod erwarteten, suchten den Ertrag ihres Viehes, ihrer Aecker, den Lohn früherer Arbeit auf alle Weise zu verzehren. Rinder, Esel, Schafe, Ziegen, Füllen, Schweine, ja selbst die dem Menschen so treuen Hunde, aus ihrem Obdach verjagt, irrten nach Gefallen auf den Feldern umher, wo das Getraide noch nicht in Garben gebunden, ja ungeschnitten, von dem Eigenthümer preis-

gegeben stand, und kehrten oft, halbvernünftig, ohne Hirten, am Abend gesättigt zurück. In der Stadt starben vom März bis zum Juli mehr als hundert tausend menschliche Wesen; kaum hätte man vorher geglaubt, dass sie eine so grosse Volksmenge enthalten habe. Wie viel grosse Paläste, ruft Boccaz aus, wie viel von edlen Familien angefüllte Wohnungen starben bis auf den niedrigsten Knecht gänzlich aus. Wie viel berühmte Geschlechter, wie viel grosse Erbschaften blieben ohne gesetzliche Erben, wie viel starke Männer, schöne Frauen und muntere Jünglinge, denen man die festeste Gesundheit zugetraut hätte, raffte die Krankheit hin!

Dies ist in den Hauptzügen die Schilderung, die uns Boccaccio, zwar mit grösserer Breite und reichlicherem Ausdruck, von der Pest des Jahrs 1348 entwarf.

Der politische Einfluss dieser Seuche erinnert durch seine grässliche Aehnlichkeit an den der Schreckenszeit, die in unsern Tagen Frankreich pestartig entvölkerte. Auch hier erwies es sich, dass es weniger die Furcht des Todes, als die Hoffnung der Dauer ist, wodurch bei denjenigen, die von dem Gefühl ihres unvergänglichen Wesens nicht thätig durchdrungen sind, das sittliche Maass sich erhält. Auch in Frankreich sah man nach dem 9. Thermidor den ungebundensten Lebensgenuss, die frechste Sittenverachtung an die Stelle jener beständigen Todesangst treten, während auflösende Selbstsucht sich auch der Bessern bemächtigt hatte. Aber, wenn auch die Wirkung der Pest von der einer terroristischen Regierung wenig verschieden ist, wenn das Zusammendrängen von Menschen, die kein anderes Bedürfniss haben, als zu vergessen, auch hier einer Sammlung unterhaltender Erzählungen den Rahmen leihen könnte, so würde man ihnen doch schwerlich die Ausgelassenheit des Decamerone verstatten. Eher wären hier solche Erzählungen an ihrer Stelle, die, wie das Unglück selbst, dem Innern des Menschen näher angehörten, die das ahnungsvolle Bewusstsein geheimerer Kräfte in eben so kunstreicher Abwechslung zu erregen wüssten, als Boccaccio's Novellen das lüsterne Behagen einer heitern Sinnlichkeit.

Boccaccio verfasste das Decamerone wenige Jahre nach der Pest auf Bitten Marias, der Tochter König Robert's von Neapel, mit der er ein Liebesverständniss unterhielt.

Zur Zeit jener Pest, erzählt er, seien sieben Frauenzimmer mit drei jungen Männern in der Kirche Santa Maria novella zusammengetroffen und hätten sich dort zu einer gemeinschaftlichen Flucht auf's Land verabredet, wo sie sich dann die lange Weile durch mancherlei

Genuss, durch Gesang und Erzählungen zu kürzen suchten. Die Gesellschaft giebt sich eine Art von Verfassung, und unter dem Vorsitz des Königs oder der Königinn des Tages, muss ein jedes Mitglied der Gesellschaft zehn Tage lang täglich eine Novelle erzählen. Unter dem erborgten Namen Fiammetta glaubt man die Maria, unter dem des Dioneo den Boccaccio selbst in dieser Gesellschaft zu erkennen. Selbst die so reizend geschilderten Landhäuser und Gärten, die schattigen Gebüsche, den See, der zum Bade einlädt, hat man in der Nachbarschaft von Florenz wiedergefunden.

Die hundert Novellen, die in den zehn Tagen erzählt werden, gehören dem Boccaccio nur selten durch die Erfindung an. Wie wenig aber lässt sich auch eigentlich erfinden? Ich habe früher schon bemerklich machen können, wie viel er einem alten Mährchenkreise, der in Französischen Fabliaux nachgebildet war, verdankt, ja, wie viel örtlichen Stoff er sich zugeeignet habe. Die ächt Florentinische Novelle ist es besonders, die uns, wenn auch nicht zur Kenntniss der Begebenheiten, doch zu der des Florentinischen Lebens in jener ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts die wichtigsten Beiträge giebt. Wenn ein ruchloses Gewühl Neapel im Decamerone, wie etwa jetzt London für den Englischen Roman, wie früher Corinth für Griechische Erzählungen, schon damals zum Schauplatz abenteuerlicher und lebensgefährlicher Prellereien machte: so ist Florenz hier der klassische Boden für urbanen Uebermuth und attischen Scherz. Dieser Charakter der Florentinischen Novelle behauptet sich nicht nur im Decamerone, sondern auch in den Novellen Sacchetti's und im Novellino antico. Ich habe schon erwähnt, dass ihre mythische Zeit, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit dem Zeitalter Dante's ungefähr zusammenfällt. Ihn selbst, den Guido Cavalcanti, die Schmarotzer der grossen Partheihäupter: Corso Donati's und Vieri de' Cerchi's, Giotto, die älteste Malerschule, die Rektoren und Richter jener Zeit sehn wir hier in ihrer Eigenthümlichkeit auftreten. Was indess das Decamerone, dies Werk vorübergehender Gefälligkeit für eine nicht als spröde geschilderte Fürstinn, auf das der Verfasser selbst nur geringen Werth legte, ja das er in späterem Alter nicht ungern vergessen gemacht hätte, auch für den ernsteren Leser unschätzbar macht, das ist die unerreichbar jugendliche Dreistigkeit der frühesten Toscanischen Prose, jene immer anschauliche und lebensvolle Ruhe der Erzählung, die die bewegteste Theilnahme künstlerisch zu besänftigen weiss.

Boccaccio war der natürliche Sohn eines Florentinischen Kaufmanns, dessen Vorfahren aus Certaldo, einem Schloss des Elsathals in Florenz

eingewandert waren. Das Beispiel Dante's, für den seine Bewunderung niemals nachliess, der im Jahr 1321 zu Ravenna starb, als Boccaccio sein achtes Jahr erreicht hatte, erfüllte diesen mit dem Wunsch, als Dichter berühmt zu werden. Dieser Wunsch entriss ihn sehr frühe einer kaufmännischen Bestimmung, die ihn nach Paris in die Lehre geführt hatte, dann auch einer juristischen, die an ihre Stelle getreten war. Später, als er die Gedichte Petrarca's kennen lernte, erkannte er ihre Ueberlegenheit und warf die seinigen ins Feuer. Zwar verdankt ihm die Italienische Dichtkunst die epische Form der ottava rima, die der rythmischen Periode eine einförmigere Rundung giebt, als die ernste eingeschlossene terza rima, deren sich Dante bedient hatte; aber, was sich uns vom Boccaz in gebundener Rede erhalten hat, rechtfertigt zum Theil den Missmuth, in dem er, der grösste Italienische Dichter seiner Zeit zu werden, verzweifelte. Wie ihn das Beispiel Dante's zum Dichter gemacht hatte, so machten ihn die Aufmunterungen des um neun Jahre älteren Petrarca zu einem der ersten Wiederhersteller Griechischer und Römischer Gelehrsamkeit. Er sah den Petrarca zuerst in Neapel, wo dieser am Hofe König Roberts sich zu dem Empfang des Dichterlorbeers auf dem Capitol vorbereitete. Zehn Jahre später, als Petrarca zu dem Jubiläum des Jahrs 1350 nach Rom reiste, knüpfte sich unter beiden Männern eine Freundschaft, der sie 25 Jahr lang treu blieben, bis im Jahre 1375 der Aeltere zuerst starb.

Auch Petrarca, wenn ihn gleich seine Mutter während des Exils, was seinen Vater, den Ser Petracco d'Ancisa zugleich mit dem Dante betroffen, zu Arezzo gebar, gehört den Florentinern an. Sein ganzes Leben war indess eine unstete Wanderung und das Decret der Signoria, wodurch er in die Bürgerrechte, die der Vater verwirkt hatte, wieder eingesetzt wurde, konnte ihn nicht an Florenz fesseln. Als die Hoffnungen, die die Verbannten auf Heinrich von Luxemburg gesetzt hatten, gescheitert waren, hatte Petrarca's Vater seine Zuflucht am päpstlichen Hofe zu Avignon gesucht. Seine Familie wohnte in dem nahegelegenen Carpentras. Einmal führte Petracco seinen zehnjährigen Sohn an die Quelle zu Vaucluse, und der Anblick dieser einsamen Gegend, wo die Sorgue plötzlich schiffbar aus dem Felsen hervorquillt, liess in Petrarca's Seele einen so tiefen Eindruck, dass er den Wunsch, sich dort niederzulassen, den er spätterhin erfüllen durfte, schon damals äusserte. Die Universitäten zu Montpellier und Bologna sollten ihn zu einem Rechtsgelehrten bilden. Aber der unwiderstehliche Reiz der Alten fesselte ihn wider den Willen seines Vaters, der sogar seine Bücher einmal verbrennen wollte, so sehr, dass ein zusammengerafftes Pflicht-

gefühl ihn nur so lange bei den Rechten erhielt, als er dazu äusserlich gedrungen war. Indess bedauert es Cino da Pistoja, sein Lehrer, der zugleich Dichter war, dass so grosse Fähigkeiten dem Studium der Rechte, in dem Petrarca dennoch so bewunderungswürdige Fortschritte machte, durch die Weichlichkeit müssiger Liebhaberei entzogen würden. Der Tod beider Aeltern rief Petrarca im zwanzigsten Jahr nach Avignon zurück. Hier war es, wo die Freundschaft ihn mit Jacob Colonna, dem Bischof von Lombes, verband. Durch ihn wurde er später mit dem ganzen Hause Colonna, vorzüglich mit Stephan, dessen ehrwürdigem Haupt, bekannt.

Auch Laura, die Tochter des reichen Ritters Audbert von Noves, die Gemahlinn Hugo's von Sade sah er damals zuerst in einer Kirche am 6. April des Jahres 1327 in der stillen Woche. Ein und zwanzig Jahre lang, bis am 6. April des Jahres 1348 die von Boccaccio beschriebene Pest sie aus der Mitte ihrer neun noch lebenden Kinder riss, war diese schöne und sittsame Frau für Petrarca die Ursache jenes unablässigen Kampfes hin und her schwankender Sehnsucht, deren luftige Nahrung oft, aber mit Unrecht, Zweifel an dem wirklichen Dasein einer Laura erregt hat. Durch die Eröffnung eines Grabes, worin man ein Italienisches Sonnett gefunden, durch das von der Tradition zu Avignon geleitete Durchwühlen der Familienarchive ist man darüber zur Gewissheit gelangt. Die genauesten Umstände, sogar jenes rothe und grüne Kleid, jener Haarschmuck, deren die Sonnette Petrarca's gedenken, finden sich als die Ausstattung der Lauretta von Noves in unbezweifelt ächten Urkunden, die ein Nachkomme der Laura, der Abbé de Sade, der in drei Quartbänden das Leben Petrarca's beschrieb, auf das Gründlichste und Lichtvollste zusammengestellt hat. Laura von Noves ist die Seele jener Sammlung sinnreich schwärmender Gedichte, die den Ruhm Petrarca's länger erhalten haben, als alle jene ernsteren Arbeiten, worauf er ihn zu gründen hoffte, und die ihm unter seinen Zeitgenossen einen so grossen Namen verschafften. Denn kaum hat jemals ein Dichter noch bei seinen Lebzeiten den bewundernden Dank seines Vaterlandes in so reichem Maasse geärndtet als Petrarca. In seinem 36sten Jahr erreichte er den Gipfel seiner Wünsche, wie ehemals die Dichter in den Capitolinischen Spielen, (auch Horaz und Virgil, meinte man, genossen diese Ehre) auf dem Capitol gekrönt zu werden. In dem Mantel, den Robert, der König von Neapel sich abgenommen hatte, um ihn damit zu bekleiden, bestieg Petrarca, von sechs grün gekleideten vornehmen Bürgern der Stadt begleitet, das Capitol. Voraus gingen zwölf funfzehnjährige Jünglinge aus den ersten Römischen Häusern in scharlachenen Gewändern. Ihm folgte sein Freund, der Römische Se-

nator Orso, Graf von Anguillara, mit dem Rathe der Stadt und ein unabsehlicher Haufe, den das ungewöhnliche Schauspiel herbeigezogen hatte. Lodovico Monaldeschi hat uns in seinen Bruchstücken Römischer Annalen in damaliger Römischer Mundart die näheren Umstände dieser merkwürdigen Feierlichkeit aufbewahrt. Durch diese Krönung, durch das Römische Bürgerrecht, welches dem Petrarca zugleich ertheilt wurde, nährte sich in ihm immer mehr jenes ahnungsvolle Missverständniss, in dem er sein Zeitalter dem Römischen Alterthum wieder anknüpfte. Die demokratische Revolution, wodurch das von seinen geistlichen Herrn verlassene Rom sich unter der Leitung Cola Rienzi's von dem Druck der adligen Faktionen befreite, offenbarte, wie weit die Täuschung ging, durch die er als Römischer Bürger sich nicht nur wie einen Landsmann, sondern beinahe wie einen Zeitgenossen des grossen Scipio betrachtete, den er in jetzt nicht mehr gelesenen Versen besang. Kaum erscholl der Ruf von dem ungeheuren Unternehmen des Tribuns am päpstlichen Hofe, kaum erfuhr man, er habe das Römische Volk zur Freiheit aufgerufen, die Städte Italiens zur Vereinigung unter dem alten Ansehn der weltherrschenden Stadt nicht unglücklich aufgefordert; er habe gewagt, Ludwig den Baiern, Carl von Luxemburg, zur Vertheidigung ihrer Ansprüche an die Kaiserkrone vor den Richterstuhl der Römer zu fordern, als die geschichtlichen Schatten Römischer Freiheit der Einbildungskraft des Dichters wie lebendige Wesen erschienen. Kein edles Haus in der Welt, schrieb er, als er die rührende Nachricht von dem Fall eines grossen Theils der Colonna in der Fehde wider den Tribun erhielt, ist mir so werth, — aber die Republik Rom, Italien, sind mir noch theurer. So wichen die innigsten Gefühle, (denn der jetzt kinderlose, beinahe hundertjährige Greis Stephan Colonna hatte ihn immer wie einen seiner Söhne behandelt,) jener durch den ausschliesslichen Umgang mit den Alten vorbereiteten patriotischen Täuschung, so siegte dies Gespenst unwiederbringlicher Herrlichkeit über die trostlose Gesundheit des politischen Urtheils. Aber so fest eingewurzelt war in Petrarca's Seele jener Glaube an die ewige Hoheit Rom's, jene Hoffnung einer daran zu knüpfenden Unabhängigkeit Italiens, die sich in seinem ganzen Leben bei jeder Gelegenheit mit niemals alternder Kraft äusserten, dass man sie, wenn der Ausdruck erlaubt ist, wenigstens für ihn, als den Brennpunkt seiner Zeitgeschichte betrachten darf. Hierauf gründet sich sein Hass gegen die Gascognischen Päpste, die seinen immer wiederholten Bitten, den Stuhl der Apostel wieder nach Rom zu verlegen, nicht nachgeben wollten. Mit welcher Begeisterung ergreift er dagegen den von Johann dem XXII. gefassten Gedanken eines neuen

Kreuzzuges und einer damit verknüpften Rückkehr des Papstes nach Rom. Wie schön ist die grosse Hoffnung, die er in einer seiner Canzonen von dem senatorischen Ansehn des jüngern Stephan Colonna äussert; wie tief gefühlt sein Zorn über das durch innern Zwist den Verwüstungen der ersten ruchlosen fremden Condottieri ausgesetzte Italien. Und nun, als Rienzi seine kühnsten Träume zu erfüllen scheint und in fantastischem, bedeutungsvollem Gemisch als Römischer Volkstribun den Reichsapfel trägt und sich in dem Taufstein Constantin's vor Empfang der ritterlichen Würde badet, wer begriffe nicht Petrarca's rücksichtslose Begeisterung? In späterer Zeit sehn wir ihn schwanken zwischen der wirklichen Macht der auf die Eroberung Italiens sinnenden Visconti und dem Caesarischen Namen Carl's von Luxemburg, den er häufig nach Italien zu kommen einlud, obschon er sich von der Freundschaft der Visconti an Mailand fesseln liess. Wo er auch war, an dem Hofe der Scala zu Verona, der Correggio zu Parma, an der Seite des grossen Dogen Dandolo zu Venedig oder in seiner Einsiedelei zu Vaucluse, immer dachte er an Rom. Beispiele der Alt-Römischen Geschichte waren es, die ihm überall vorschwebten, die er bis zur Ermüdung überall anführt. Ja es schien, als wäre für Petrarca das Jahrtausend, was ihn von diesen Beispielen trennte, nicht vorhanden gewesen. Die Franzosen sind ihm die Gallier Caesars, die Deutschen die Cimbern des Marius, Stephan Colonna ein Römischer Patricier, er selbst ein Genosse Virgils, das verödete Rom die weltherrschende Stadt. Der hierauf gegründete Enthusiasmus für das Alterthum, den Petrarca seinen Zeitgenossen einflösste, jene von ihm angezündete heilige Glut, die jetzt schon beinahe ein halbes Jahrtausend erwärmt hat, war zu stark, um ohne den grössten Einfluss auf seine Ansicht der Gegenwart zu bleiben. Das Gespenst wurde wirklich lebendig. Dieser Enthusiasmus ist es, der Petrarca und Boccaccio mehr noch als die gemeinschaftliche Veredlung ihrer Muttersprache unter einander verband, und der sie der Geschichte merkwürdig macht. Nicht nur erlangte durch sie die Kenntniss des Römischen Alterthums ihre langgetrübte Reinheit wieder, sondern das Abendland verdankt ihnen auch die erste Erneuerung seiner Bekanntschaft mit der Griechischen Sprache. Denn mit Hülfe eines Calabresischen Mönchs: Leontius Pilatus, der in Italien für einen Griechen, in Griechenland für einen Italiener gelten wollte, verschafften sie sich die Schriften Homers und Platons, zu deren nothdürftigem Verständniss sie gelangt zu sein scheinen.

Gleich bei dem Erwachen dieser Kenntnisse suchte Florenz sie sich zuzueignen. In der durch die Pest entvölkerten Stadt legte man mit

päpstlicher Bewilligung eine Universität an. Boccaz, für den später ein Lehrstuhl zur Erläuterung des Dante gestiftet wurde, sollte dem Petrarc, den Florenz in seine Besitzungen und in seine Bürgerrechte wieder eingesetzt hatte, im Namen der Stadt die oberste Leitung der Universität antragen. Wenn auch damals Petrarca diesen Antrag ablehnen musste, so fand doch der von ihm und seinem Freunde geweckte Eifer für das Studium der Griechen und Römer seine früheste und schönste Freistätte in Florenz. Und dies ist es, was mich hier zu grösserer Ausführlichkeit verleitete. Die von Petrarc und Boccaz veränderte Richtung des Zeitgeistes musste in dem damaligen Zustand der Florentinischen Bürgerschaft kurz nach gänzlicher Vertreibung des Adels, während die plebejische Begeisterung sich durch grosse Erinnerungen zu heiligen suchte, gerade in Florenz den fruchtbarsten Boden finden. Denn, wenn überhaupt in Italien der Bürgerstand aus leicht erklärlichen Ursachen sich die Römische Vorzeit vorzugsweise vor dem Adel zueignete: so war besonders in Florenz die Römische Abstammung zu sehr verbreiteter Volksglaube, als dass nicht jene sinnsüchtige Erforschung des Alterthums dem bürgerlichen Selbstgefühl auf mancherlei Weise geschmeichelt haben sollte.

Um die Mitte des 14ten Jahrhunderts war es den mächtigeren Zünften gelungen, den Adel, wenn auch nicht ganz aus der Stadt zu vertreiben, doch von allem Antheil an der Verwaltung ihrer Angelegenheiten auszuschliessen. Im Lauf des 13ten Jahrhunderts hatten sich diese Zünfte nach und nach einen sichern Bestand gegeben. Bei zunehmender Ausbreitung des Gewerbes wurden sie mächtig genug, um im Jahr 1282 die Verfassung der Stadt an sich zu reissen und in der bewaffneten tribunicischen Gewalt des Gonfaloniers, in den sogenannten ordinamenti della giustzia einen Schutz gegen die Beeinträchtigungen der Grossen zu suchen. Wir haben gesehn, wie ein beleidigender Missbrauch dieser Schutzgesetze die Tyrannei des Herzogs von Athen herbeiführte und wie nach seiner Vertreibung bei dem ersten Wiedererwachen der alten Eifersucht im Jahr 1343 die Zünfte unbestritten die Oberhand behielten. Die Zahl dieser Zünfte war bis auf ein und zwanzig gestiegen, von denen, die Zunft der Richter mit eingeschlossen, sieben zu den vornehmeren gerechnet wurden. Es war eine weise Einrichtung, dass unter diesen vornehmeren Zünften, die durch ihren Verkehr mit dem Auslande den Wohlstand der Stadt allein erhielten, die von ihrem Handelszweig abhängigen Gewerbe mit begriffen wurden. Denn da eine Innung durch Beschränkung der Zahl die Belohnung nothwendig zu erhöhn streben muss, so würde die zünftige Unabhängigkeit dieser untergeordneten Gewerbe gar bald die Manufaktur vertheuert, ihren Markt beschränkt und dadurch allmälig alle Quellen des Reichthums verstopft haben. Deshalb bildete zum Beispiel jene ganze Reihe von Gewerben, die die Bereitung des Tuchs voraussetzt, in Florenz nur eine Zunft, die den Namen der Wollenzunft, der arte della lana führte.

In der Zunft selbst war die Entstehung einer Aristokratie der Kaufleute eben so unvermeidlich, als ihr Einfluss für das Wohl des Ganzen erspriesslich sein musste. Das mercantilische Capital erhielt in dieser Wollenzunft stufenweise heruntergeleitet die Thätigkeit von 30,000 Menschen, deren Geschäfte sich in nothwendiger Unterordnung vom Tuch-

händler bis zum Wollkratzer herab verzweigten. Die natürliche Herrschaft des Capitals wurde durch diese kaufmännische Aristokratie nur politisch anerkannt, wie durch die Abstufung der Feudalverfassung die natürliche Herrschaft des Grundbesitzes politisch anerkannt worden war. Das Capital, die stille Frucht früherer Mühe, übte diese Herrschaft mit nicht geringerem Recht aus, als der Grundbesitz, die Belohnung erobernder Kühnheit. Wenn hier die Herrn durch fortdauernde Uebung kriegerischer Tugenden die wehrlosen Landleute mit ihrer Abhängigkeit versöhnten, so mussten dort die Kaufleute durch die wohlthätige Unentbehrlichkeit des Handels ihr überwiegendes Ansehn in der Zunft fortwährend behaupten können. Kaufleute waren es also, die durch den Einfluss der sechs vornehmeren Zünfte in der Verfassung der Stadt eigentlich die Herrschaft besassen. Neben diesen Zünften aber, denen der auswärtige Verkehr vorzüglichen Glanz verlieh, gab es vierzehn niedere Innungen, denen ein Antheil an der Verfassung schon sehr früh nicht verweigert werden konnte. Man begreift, dass ihr Interesse mit dem der Handelszünfte nicht immer zusammentraf, ja, dass sie früher von den grossen in Florenz wohnenden Grundeigenthümern eben so abhängig sein mussten, wie von wohlhabenden Kaufleuten. Denn, wenn die vornehmeren Zünfte durch auswärtigen Verkehr bestanden, so erhielten sich die niedern durch das städtische Bedürfniss und erst bei grosser Anhäufung ihrer Reichthümer durften die Kaufleute mit dem Adel in glänzender Ausbreitung des Lebens wetteifern. Man begreift eben so sehr, dass die niedern Zünfte auf die obern eifersüchtig sein und das Verhältniss ihrer Repräsentation in der Regierungsbehörde zu erhöhn suchen mussten. Sobald die Stadtverfassung in den Händen dieser ein und zwanzig Zünfte war, erschwerte sich nothwendig die Errichtung neuer Gewerbsinnungen, denn ihre Ansprüche auf Theilnahme an der Verwaltung allgemeiner Angelegenheiten würde die herrschenden Zünfte beeinträchtigt haben. Deshalb waren viele Gewerbe, die bei Vermehrung des städtischen Wohlstandes an Wichtigkeit zugenommen hatten ohne zünftige Einrichtungen. Dazu kam die durch regellose Almosen, durch die ungeheure Bereicherung einzelner Wohlthätigkeitsanstalten während der Pest immer zunehmende Zahl der Armen. Es bedurfte nur einer allzuausschliesslichen oder drückenden Herrschaft der Kaufleute im Innern der grossen Handelszünfte, um durch die Erbitterung der von ihnen abhängigen niedern Gewerbe dem schon mächtigen Pöbel furchtbaren Zuwachs zu geben. So erklärt sich die Abstufung der Stände in Florenz. Die durch die vornehmeren Zünfte herrschenden Kaufleute nannte man popolani grassi. Die niedern Zünfte begrif-

fen den Mittelstand. Die ungeschlossenen Gewerbe, zu denen ein grosser Theil der von den grossen Zünften, vorzüglich von der Wollenzunft abhängigen, sich in der Folge schlug, bildeten mit der grossen Zahl ganz gewerbloser Müssiggänger die Plebe minuta, den Pöbel, der bald, wie in allen Verfassungen, zu einem gefährlichen Werkzeuge des Ehrgeizes herumreifte.

Im neuern Europa hat sich der Bürgerstand durch städtisches Gewerbe gebildet. Wir finden in Florenz keinen der Römischen Plebs entsprechenden Stand. Die Plebs nämlich war eine Gemeine freier Besitzer einträgender Grundstücke. Der Eintheilungsgrund ihrer Tribus stützt sich nicht wie der der Zünfte auf Verschiedenheit des Gewerbes und wenn auch die Eintheilung in Centurien die Ungleichheit des Vermögens zum Maassstab nahm, wenn auch sehr früh schon drückende Verschuldung grosse Bewegungen veranlasste, so lag es doch in der Gesinnung freier Grundbesitzer, dass sie über eine billige Gleichheit in dem Verwaltungseinfluss mit dem Priesterwalk der Patricier als ausschliessliche Herrschaft erstrebten. Dadurch erhielt die Römische Geschichte eine ruhigere, gesetzlichere Entwicklung als die Florentinische, worin der Bürgerstand die über den Adel errungenen Vortheile zu dessen gänzlicher Unterdrückung benutzte, um nicht lange darauf demagogischem Ehrgeiz zu unterliegen.

Wir haben gesehen, wie die nach dem Siege Carl's von Anjou bei Tagliacozzo im Jahr 1268 mächtigere Guelfische Parthei bei ihrer Rückkehr nach Florenz einen Theil der Gibellinischen Güter als ihren gemeinschaftlichen Besitz verwaltete. Sie war kurz vor Errichtung des Priorats der Zünfte, nachdem sie einige Zeit mit der Gibellinischen sich in der Regierung getheilt hatte, die herrschende geblieben. Von nun an war es der Stolz von Florenz, Guelfische Gesinnung in möglichster Reinheit zu erhalten. Die schwarze Parthei, die zu Anfang des 14ten Jahrhunderts die Oberhand behalten hatte, rühmte sich, aus lauter strengen Guelfen zu bestehn, während die weisse, obschon durch gleiches Interesse für den Augenblick mit den Gibellinen verbündet, doch dem Guelfischen Namen nicht abtrünnig werden wollte. Da, als Corso Donati, das Haupt der schwarzen Parthei es wagte, sich mit einem Haupt der Gibellinen zu verschwägern, war diese unnatürliche Verbindung der Vorbote seines Sturzes. Ehrfurcht vor der gesalbten Majestät der Kaiser, leidenschaftlicher Hass der Päpste bezeichnete noch immer den Gibellinen, während der Guelfe seine Parthei gern als die der Kirche schilderte; aber die lose anschliessende Politik Petrarca's hat uns eben so sehr als das Verhältniss der Luxemburgischen Kaiser zu

den Päpsten bewiesen, wie bedeutungslos während des 14ten Jahrhunderts diese alten Partheinamen geworden sein müssen. Dennoch bildete die Guelfische Parthei noch immer in Florenz eine Innung, deren Vorstehern die Verwaltung des Gemeinguts und die Aufsicht über das Guelfische Interesse anvertraut war. Noch immer besass die Parthei einen Palast, der, wie der der Signoria, von den grossen Künstlern der Zeit prächtig verziert war. Die Guelfische Partheiinnung erhielt eine von der Signoria beinahe unabhängige Macht, der die Eifersucht zweier mächtiger Familien, der Ricci und Albizzi noch grössere Bedeutung gab. Fast immer spaltete sich die siegreiche Parthei in Florenz von neuem. Auf die Partheiung der Uberti und Buondelmonti folgte die der Donati und Cerchi, und kaum hatte die Bürgerschaft die Macht der Grossen gebrochen, als die Ricci und Albizzi schon wieder als Partheihäupter dastanden. Wie sich früher die Cerchi mit der weissen Parthei an die Ueberreste der Gibellinischen angeschlossen hatten, so näherten sich jetzt die Albizzi, die zu den reicheren Zunftgenossen gehörten, den unterdrückten Grossen. Wenn wir auch über die Verfassung der Guelfischen Partheiinnung nicht hinreichend unterrichtet sind, so lässt doch schon der Besitz eines abgesonderten Gemeinguts vermuthen, dass nicht ein Jeder, der in Florenz zunftmässige Rechte ausübte, auch als Guelfe in die Guelfische Innung eingetreten sei. Auf der andern Seite erklärt es sich, wie die Guelfischen Grossen, die von der Stadtverfassung ausgeschlossen wurden, weil sie deshalb nicht aufhörten Guelfen zu sein, ja, weil sie sich diesen Namen vorzugsweise zueigneten, ihres Einflusses in der Partheiinnung nicht zugleich beraubt wurden. Wurde es nun den Albizzi schwer, in der Signoria, von der der alte Adel ausgeschlossen war, durch die Verbindung mit ihm herrschend zu werden; so musste es ihnen dafür desto leichter werden, in der Innung der Guelfischen Parthei die Oberhand zu erhalten, und den Vorwand, über die Guelfische Reinheit der Stadt zu wachen, zu einem furchtbaren Mittel der Gewalt zu erheben. Die alten, beinahe vergessenen Namen der Guelfen und Gibellinen wurden wieder hervorgerufen, und mit unbeschränkter Willkühr erklärten die Häupter der Guelfischen Innung in wenigen Jahren mehr als 200 ihrer Gegner als Gibellinen aller politischen Rechte in Florenz verlustig. Der Macht, die die Albizzi hiedurch erlangten, setzte die Parthei der Ricci das ausserordentliche Ansehn eines Magistrats von acht Bürgern entgegen, der mit der Führung des Kriegs gegen den Papst beauftragt war. Wenn in der Guelfischen Innung die Albizzi mit den Optimaten herrschten, so schloss sich der Mittelstand und das Volk mit den Ricci, den Alberti und Medici an den Kriegs-

rath der acht Bürger, denn so sehr war das Ansehn der Signoria gefallen, dass sie aufgehört hatte, der Tummelplatz der Partheien zu sein.

Hier wird zuerst der Name der Medici in der Florentinischen Geschichte genannt und schon hier sehn wir sie unter den Häuptern der Volksparthei, durch die sie sechzig Jahre später zur Herrschaft gelangten. Es ist begreiflich, dass das Ansehn der Medicäer später auf die Schilderung dieser Zeiten bedeutenden Einfluss gehabt habe, dass die Geschichte, die unter ihrer Herrschaft verfasst wurde, schon hier eine Farbe annehme. Hier, wo eigentlich die Aufgabe Macchiavell's anfängt, das Aufkommen der Medicäer zu erklären, wo seine Darstellung erst ihre eigenthümliche Vortrefflichkeit erreicht, hier ist es auch gerade, wo man niemals ausser Acht lassen darf, dass der Freund der Freiheit sein Werk dem Medicäer Clemens VII. widmete. Glücklicherweise findet er auch hier an dem Brutus, der es sich angelegen sein lässt, das Andenken der entgegengesetzten Parthei ungetrübt zu bewahren, einen würdigen Begleiter. Wenn wir in diesem edlen Mann, der den Feinden der entarteten Medicäer engverbündet war, die Milde erkennen, mit der er die grossen Eigenschaften der ersten Gründer des Medicäischen Einflusses nicht versteckt; so müssen wir in Macchiavell jene bescheidene Partheilichkeit der Erzählung rühmen, die dem Urtheil des Lesers nirgend gewaltsam vorgreift.

Die Parthei der Medici ist keineswegs jener alten plebejischen zu vergleichen, der wir in der Römischen Geschichte, der Livianischen Darstellung ungeachtet, doch unsre Achtung nicht versagen können. Dieser hätte man eher die älteste Bürgerschaft zu Ende des 13ten Jahrhunderts vergleichen können, deren Streit mit dem Adel zur vollständigen Entwicklung der städtischen Verfassung nothwendig war. Diese ältesten Bürger standen zu dem Adel in keiner Art von abhängigem Verhältniss. Was sie bei zunehmender Selbstständigkeit bekämpften, war eine ungerechte Anmassung der adligen Grundbesitzer, die sich der Verwaltung in Florenz ausschliesslich bemächtigt hatten. In der durch diese Bürger gegründeten Verfassung erhielt sich der nothwendige Einfluss der Gewerbsabhängigkeit. Der Augenblick, wo diese erschüttert wurde, wo der Pöbel anfing, das Haupt zu erheben, wo an die Stelle jener natürlichen und liberalen Zunft-Aristokratie der anarchische Uebermuth des Demos trat, bezeichnet die allmälige Auflösung der Verfassung und bahnt dem demagogischen Reichthum der Medici den Weg zur Alleinherrschaft.

Aus der Zeit jener ersten Streitigkeiten der Volksparthei mit den Optimaten, haben sich uns wichtige geschichtliche Bruchstücke von un-

verdächtigen Zeugen erhalten. Wir besitzen von Gino Capponi eine sehr reiche Erzählung des Aufstandes der Wollkratzer im Jahr 1378, die wahrscheinlich so wohl dem Macchiavell, als dem Brutus zur Quelle gedient hat und die, mit beiden verglichen, über die Bedeutung der Medicäischen Parthei in ihrem Entstehen das hellste Licht verbreitet.

Silvestro de' Medici, den die Häupter der Guelfischen Innung vergebens von öffentlichen Aemtern zu entfernen gesucht hatten, beschloss als Gonfalonier der Justiz, dem alten Sinn seines Amtes gemäss, dem Missbrauch der Guelfischen Partheigesetze durch Wiederbelebung der Verordnungen gegen die Grossen thätig zu begegnen. Als seine Vorschläge verworfen wurden, stellte er sich, als wollte er sein Amt niederlegen. Indess rief einer seiner Freunde, Benedetto Alberti, das Volk zu den Waffen auf. Nicht nur wurde jetzt die Ausführung der Vorschläge Silvestro de' Medici's, das Exil seiner Feinde erzwungen, sondern man erbrach die öffentlichen Gefängnisse, man zündete die Häuser vieler Gegner der Volksparthei an, man plünderte die Klöster, wohin sie ihre Habe geflüchtet hatten, ja, der Pöbel war nahe daran, sich auch des Staatsschatzes zu bemächtigen. Bald folgte auf diesen Aufruhr, den die Medicäische Parthei veranlasst hatte, ein noch wilderer, den man wegen des Antheils, den die niedern Gewerbe in der Wollenzunft daran nahmen, den Aufruhr der Wollkratzer, tumulto de' Ciompi, nennt. Der Pöbel, der für die vorigen Unruhen bestraft zu werden besorgte, suchte sich durch neue Drohungen verfassungsmässige Sicherheit für die Zukunft zu verschaffen. Er verlangte für sich die Errichtung drei neuer Zünfte, denen eine verhältnissmässige Repräsentation in der Signoria zugestanden würde; und, um zu zeigen, wer die eigentliche Triebfeder dieser Bewegungen sei, die unbeschränkte Wiedereinsetzung aller von der Guelfischen Faktion als Gibellinen geächteten in ihre bürgerlichen Rechte und die allmälige Amortisation der Staatsschuld, die bisher nur verzinst worden war. Während man sich über diese Forderungen berathschlagte, erhoben sich immer wildere Drohungen unter dem Pöbel, der sich des Banners der Justiz und der übrigen Fahnen bemächtigt hatte, und dem sich die von der Medicäischen Parthei abhängige bewaffnete Macht nicht widersetzte. Endlich folgten die Mitglieder der Signoria dem treulosen Rath einiger Freunde Silvestro de' Medici's, und Einer nach dem Andern schlich sich aus der Versammlung nach Hause. Durch diese Feigheit ward die Verfassung umgestürzt. Das Ausharren der Prioren auf dem Regierungspalast, den sie während der Zeit ihrer Verwaltung unter keinem Vorwande zu verlassen verpflichtet waren, hätte die Stadt vor der Anarchie bewahrt. Jetzt

gab es keine Regierung mehr. Das Volk drang in den Palast; voraus mit dem Banner der Justiz Michele di Lando, ein Wollkrämer, barfuss und zerlumpt. Diesem Mann verdankte indess die Stadt einige Rückkehr zur Ordnung; er liess sich vom Volk mit dem Gonfalone eine vollkommene Dictatur übertragen, richtete auf dem Markt einen Galgen auf, verbot alles Plündern und Brennen und ernannte eine neue Signoria, die zur Hälfte aus der bisher zunftlosen Menge besetzt wurde. Zugleich setzte er fest, dass in Zukunft die Vornehmeren, die mittlern und die neuerrichteten Zünfte sich in Besetzung der Stellen theilen sollten. Dem Silvestro de' Medici, der schon vorher vom Volk zum Ritter gemacht worden war, schenkte er zur Aufrechthaltung seiner Würde den Ertrag einiger Buden; mehreren andern Volksfreunden machte er ähnliche Geschenke. Das Volk aber glaubte, er sei den vornehmen Bürgern zu günstig. Es versammelte sich von neuem und beschloss, dass acht aus seiner Mitte als beständige Beisitzer an allen Berathschlagungen der Signoria Theil nehmen sollten. Diesen Beschluss sollten zwei von ihnen dem undankbaren Gonfalonier überbringen und ihn zugleich seiner Würde entsetzen. Michele di Lando aber verstand es, den Pöbel zu bändigen. Als die Abgeordneten von Vorwürfen zu Drohungen übergingen, gedachte er mehr der Ehre seines neuen Berufs, als seines niedrigen Standes. Er zog das Schwerdt, verwundete sie schwer und liess sie in gefängliche Haft bringen. Dem darüber aufgebrachten Haufen ritt er, von vielen der bessern Bürger begleitet, entgegen und sprengte ihn mit einem Muth aus einander, der die Feigheit seiner Vorgänger nur desto greller erscheinen liess. Die für die nächste Signoria erwählten Mitglieder der neuerrichteten Zünfte waren indess von so gemeiner Art, dass man sie alle, den Michele di Lando ausgenommen, ihres Amtes entsetzte und zugleich die Verfassung dahin veränderte, dass nur eine Zeit lang die 21 alten Zünfte sich wieder so in die Herrschaft theilten, dass dem Mittelstand das Uebergewicht blieb. Der Sache nach herrschte jetzt die Mediceische Parthei. Sie verfolgte ihren Sieg und bald darauf wurde Piero de' Albizzi mit mehreren anderen der optimatischen Faktion des Einverständnisses mit den Ausgewanderten beschuldigt und hingerichtet. Nun nahmen von Tage zu Tage die Besorgnisse der herrschenden Parthei zu. Nur durch wiederholte Achtserklärungen und Hinrichtungen glaubte sie sich behaupten zu können. Ja, endlich musste sie sogar der allgemeinen Erbitterung den Giorgio Scali, eines ihrer vornehmsten Häupter, aufopfern. Benedetto Alberti, der dem Silvestro de' Medici in Unterdrückung der Optimaten beigestanden hatte, stimmte selbst für seine Hinrichtung. Doch wurde hie-

durch Florenz noch nicht besänftigt. Es folgte ein beständiger Kampf der Ueberreste des Adels, der grossen Bürgerhäuser, des Mittelstandes und des Pöbels, bis endlich die Volksparthei unterlag. Nun wurden im Jahre 1381, also gerade hundert Jahr nach Errichtung der ersten Zunftverfassung, alle seit dem Gonfalonierat Silvestro de' Medici's erlassenen Verordnungen zurückgenommen und den vornehmeren Bürgern ihr alter Einfluss in die Verfassung wieder gesichert. Viele Häupter der Volksparthei wurden hingerichtet oder verwiesen. Auch dem Michele di Lando gedachte der Partheihass nicht sein Verdienst um die Bändigung des wüthenden Pöbels. Endlich verliess auch Benedetto Alberti die Stadt. Als sechs Jahre nachher Maso de' Albizzi den Tod des Pietro noch nicht genug gerächt glaubte und mit den übrigen Mitgliedern des Hauses der Alberti viele andre Freunde des Volks verweisen liess, wandten die Unzufriedenen, die ein Haupt suchten, sich an den Veri de' Medici, der nach dem Tode Silvestro's der Familie vorstand. Damals behauptet Macchiavell, würde Veri de' Medici, wenn er sich an die Spitze der Missvergnügten gestellt hätte, mit Leichtigkeit die Herrschaft der Stadt an sich gerissen haben. Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, ob die Mässigung seines Betragens einem Mangel an Ehrgeiz oder der vertrauten Kenntniss des Florentinischen Charakters zuzuschreiben sei, durch die es den Medici gelang, ihre Herrschaft zwar langsam, aber dafür desto sicherer zu begründen. Denn dieser Geist volksfreundlicher Mässigung, von dem Veri de' Medici hier das Beispiel gab, ist es, wodurch bei seinen zunehmenden Reichthümern im 15ten Jahrhundert das Medicäische Haus zu einem eben so unbeschränkten, als wohlthätigen Ansehn gelangte, dem die Liebe zu Künsten und Wissenschaften niemals alternden Glanz verlieh. Wenn die seit dem Jahr 1381 bestehende Herrschaft der optimatischen Parthei, die nur leise und unbemerkt von Medicäischem Einfluss untergraben ward, sich auch im Innern manche Bedrückung erlaubte, so beendigte doch Florenz unter derselben ruhmvoll einen zwölfjährigen Krieg mit Giovan Galeazzo Visconti von Mailand, der nach der Krone von Italien strebte, und unterwarf sich nicht nur Arezzo, Cortona, Montepulciano, sondern auch endlich im Jahre 1406 die alte Handels-Nebenbuhlerinn Pisa. Macchiavell, dem es ganz vorzüglich darum zu thun war, die innern Bewegungen von Florenz zu schildern, gedenkt der wichtigen Eroberung von Pisa nur im Vorbeigehn. Wir besitzen indess vom Gino Capponi, der diese Unternehmung als Florentinischer Commissar leitete, eine ausführliche und treffliche Geschichte derselben. Sie gehört nebst der Geschichte des Wollkratzeraufstandes von dem nämlichen Verfasser, die

Macchiavell so meisterhaft nacherzählt, zu den besten historischen Fragmenten, die uns aus dieser Zeit aufbewahrt sind. Da die Geschichtschreiber gegen den Anfang des 15ten Jahrhunderts sich beinahe ausschliesslich der Lateinischen Sprache bedienen, so würde selbst Macchiavell Schwierigkeit gehabt haben, die Eigenthümlichkeit des Mittelalters aus ihnen zu erkennen, wenn nicht hin und wieder dergleichen Bruchstücke ihn unterstützt hätten.

Gino Capponi berührt die Unterhandlungen, durch die man sich ohne Erfolg in Besitz von Pisa zu setzen suchte, das damals in der Wuth der Faktionen und des angestammten Hasses gegen Florenz sogar seine Freiheit dem Herzog von Mailand aufgeopfert hatte. Der kriegerische Geist der Städte war allmälig erloschen, alle Kriege wurden von besoldeten Condottieri's geführt, die oft dem Staat, der sie bedungen, gefährlicher wurden, als dem Feinde. Dennoch entschloss sich Florenz unter verschiedenen Anführern ein Heer zusammenzubringen, und mit dem grössten Nachdruck eine Unternehmung zu verfolgen, die für das Wohl der Stadt so wichtig war. Nur mit Mühe gelang es dem Gino Capponi, die Einigkeit unter den Anführern zu erhalten. Endlich stieg in dem belagerten Pisa die Hungersnoth aufs Aeusserste. Man war genöthigt, aus dem getrockneten und zerriebenen Gras der Strassen eine Art Brod zu backen. Der Augenblick war nahe, wo die Thore sich öffnen mussten; und dann hätte Niemand die schöne Stadt vor der Plünderung der Soldaten bewahren können. Endlich gelang es, eine Uebereinkunft zu Stande zu bringen. Man muss den Nachdruck bewundern, mit dem Gino Capponi, der keine Art militärischer Autorität hatte, die Soldaten zu bändigen wusste, als man endlich mit fliegenden Fahnen in die Stadt zog. Dass man für alle frühern und bittern Beleidigungen der Pisaner so wenig Rache nahm, ein in damaliger Zeit seltenes Beispiel, suchte er in einer Rede an den Rath geltend zu machen. Die Pisaner beschlossen Gesandte an ihre gnädigen und grossmächtigen Herrn, die Prioren der Zünfte und den Gonfalonier der Gerechtigkeit von Florenz abzusenden, um, so lautet der Ausdruck des Pisanischen Redners, wie der gekreuzigte Christus, als er den Geist aufgab, gesenkten Hauptes vor ihnen zu erscheinen, die Stelle zu küssen, die ihr Fuss betreten, und die unglückliche Stadt der Gnade des Siegers zu empfehlen.

Ich habe die Geschichte von Florenz bis an den Anfang des 15ten Jahrhunderts geführt. Der Ursprung der Partheien, ihr langer Kampf, ihre neue Spaltung, ihr Erlöschen und Wiederaufleben, die allmälige Ausbildung und endliche Zerrüttung der Bevölkerungs- und Verfas-

sungselemente machten das Hauptaugenmerk der bisherigen Vorlesungen aus. Zugleich habe ich nicht ohne Vorliebe versucht, Dichter und Künstler des 14ten Jahrhunderts als Florentiner oder im Zusammenhange mit der Geschichte ihrer Zeit zu schildern. Wenn ich auf diese Weise nur selten Raum gewann, die Begebenheit mit allen Umständen ausführlich darzustellen, so ist das theils der natürlichen Scheu zuzuschreiben, mir das ewige Eigenthum grosser Geschichtschreiber zuzueignen und über ihre Unentbehrlichkeit zu täuschen, theils der Ueberzeugung, dass bei einem oft unterbrochenen mündlichen Vortrage unvollkommene Nacherzählung selbst der bewegtesten Stadtgeschichte vielleicht für den Augenblick fesseln, aber schwerlich einen bleibenden Eindruck zurücklassen könne. Ein Werk, was nächst der Geschichte Macchiavell's geschickt ist, diesen Mangel zu ersetzen, ist die Geschichte der Italienischen Freistaaten von Simonde Sismondi, die in Französischer Sprache erschienen, aber auch ins Deutsche übersetzt ist, und in einem grösseren Rahmen auch einen Theil der Florentinischen Geschichte glücklich geschildert hat. In 8 Theilen umfasst Sismondi's weiter Plan die Geschichte städtischer Freiheit in Italien bis in den Anfang des 15ten Jahrhunderts. Ihre Fortsetzung will er mit dem Anfange des 16ten schliessen.

Es giebt begünstigte Völker, bei denen die Geschichte ein Bedürfniss des Verstandes, unglückliche, für die sie ein Reiz der Seele ist. Begünstigt nenne ich jene, weil bei ihnen der ununterbrochene Zusammenhang in der Entwicklung einer eigenthümlichen Verfassung, indem er geschichtliches Verständniss fordert, die Freiheit voraussetzt; unglücklich nenne ich diese, weil nur Knechtschaft die Nothwendigkeit nicht hat, sich zu erklären und die Anregung des politischen Gefühls, die eine dumpfe Gegenwart versagt, in den Bildern der Vergangenheit suchen muss. Wenn freie Völker durch die Geschichte ihre Freiheit verstehen wollen, so verlangen unterdrückte Völker, von der Geschichte zum Hass der Unterdrückung aufgeregt zu werden. Was diese von dem Geschichtschreiber erwarten, ist also weniger eine Verständigung, als eine Beseelung der Vorzeit. Denn, mag der Verstand das Erworbene zu bewahren wissen, so kann er doch das Verlorne nicht wieder hervorrufen. Die Seele ist es allein, wodurch die Freiheit von gestern die von morgen erzeugt. Die Würde dieser, durch seelenvolle Schilderung zwischen gestern und heute vermittelnden Kraft ist es, die Sismondi'n überall vorgeschwebt hat. Sie ist es, wodurch sein Werk noch mehr, als durch die kunstreiche Anordnung eines so mannigfaltigen Stoffs, zu den vorzüglichsten Erscheinungen unserer Zeit gehört. Der

Ernst einer freien Gesinnung, die sich nirgend verstecht, verdient unsere Achtung, wenn auch zuweilen die künstlerische Klarheit der geschichtlichen Auffassung in Liebe und Hass dem räsonirenden Erguss des Wohlgefallens und des Zorns aufgeopfert sein sollte. Die in Sismondi's Werk überall hervordringende Erbitterung wider alle Arten des Drucks nennt er das schönste Erbtheil seiner Vorfahren, die nach der Florentinischen Eroberung Pisa verliessen. Wirklich hörte auch die Erinnerung der alten Unabhängigkeit von Pisa erst dann auf, den Florentinern gefährlich zu werden, als das Gras in den Gassen der einst so blühenden Stadt wuchs. Ein Jahrhundert verging, bis die ausgewanderten Pisaner, mit ihnen das Gibellinische Geschlecht der Sismondi, die Versuche aufgaben, Pisa der Florentinischen Herrschaft zu entreissen. Sie liessen sich zum Theil diesseits der Alpen nieder, und wenn man in dem Geschichtschreiber der Italienischen Freistaaten des Mittelalters öfter seine eigne Vaterstadt als die seiner Vorfahren, öfter Genf als Pisa erkennt; so freut man sich doch, seine Theilnahme an dem Gegenstande durch das Andenken der Abstammung erhöht zu sehn.

Die Eroberung von Pisa im Jahre 1406 gehört zu den wichtigsten Begebenheiten in der Florentinischen Geschichte. Seit Jahrhunderten hatte Pisa feindselige Gesinnungen gegen Florenz genährt. Wenn Florenz an der Spitze des Guelfischen Bundes Toscanischer Städte stand; so entschied sich nach dem Tode des Grafen Ugolino der Streit in Pisa für die Gibellinische Parthei. Florenz war in dem Antheil, den es an dem Seehandel nahm, bald von Genua und Venedig, bald von Siena oder Pisa abhängig gewesen. Die weite Entfernung von den beiden Städten, die schlechten Gebirgswege, auf denen man über Siena nach dem Hafen Telamone gelangte, machten früh den Florentinern das an demselben Fluss in geringer Entfernung gelegene Pisa zu dem wichtigsten Zwischenort für ihren Handel. Dadurch aber hatten die Pisaner desto häufiger Gelegenheit, die Nachbarn ihre Abhängigkeit fühlen zu lassen. Ja nicht selten sind im 14ten Jahrhundert die Klagen Florentinischer Kaufleute, dass man sie der Handelsverträge ungeachtet zu Pisa wie Juden und Knechte behandle. Und doch war Pisa von den Genuesern schon so gebeugt, dass es zu seiner Erhaltung des Florentinischen Handels bedurfte. Durch die Eroberung von Pisa und des davon abhängigen Porto Pisano, durch den 15 Jahre darauf im Jahr 1421 geschlossenen Ankauf des Hafens Livorno gelang es endlich den Florentinern, ihr Gebiet bis ans Meer auszudehnen und ihren Seehandel unter eigner Flagge zu treiben. Der uralte Glanz der See-herrschenden Pisa ging auf Florenz über. Florentinische Galeeren fuhren nach

Trapezunt, nach Caffa, nach Constantinopel und Alexandria, nach Catalonien, nach Flandern und England. Wenn Florenz auch vorher ausgebreitete Verbindungen im Abendland unterhalten hatte, ja wenn es an dem Levantischen Handel mittelbaren Antheil genommen zu haben scheint, so ist doch dies eigentlich die Epoche, wo es in die Reihe welthandelnder Staaten eintritt. In kurzer Zeit wurden jetzt die Florentiner in nautischen Kenntnissen den meisten ihrer Nebenbuhler überlegen. Ein Florentiner war es, der zehn Jahr vor Columbo den ersten Gedanken der Reise fasste, die diesen zur Entdeckung des neuen Welttheils führte. Diesem Welttheil gab ein anderer Florentiner, Amerigo Vespucci, den Namen. Sollte er auch dies Glück mehr dem schnellen Vertriebe der Karten zu danken haben, mit deren Verfertigung er als Oberaufseher der Steuerleute zu Sevilla beauftragt war, als dem Verdienst seiner Entdeckungsreisen, so zeigte doch seine Vaterstadt, dass sie auf diesen Mitbürger stolz sei. Denn kaum waren in Europa die Reisen des Amerigo bekannt geworden, als man auch in Florenz vor seinem Hause ein Ehrenfeuer anzünden liess. Auf das Bedürfniss der Nautik mögen sich auch die späteren Fortschritte der Florentiner in astronomischen Kenntnissen ursprünglich stützen. In Florenz sollte Galilei die grossen Worte aussprechen: E pur si muove.

Wenn die Eroberung von Pisa, die dadurch bewirkte unmittelbare Verbindung der Florentiner mit dem Meer diese mathematische Richtung ihres Geistes zu veranlassen scheint; so blieb sie auf der andern Seite nicht ohne den folgenreichsten Einfluss auf die äussern und innern Verhältnisse der Stadt. Diese gefährliche Erweiterung der Herrschaft nahm der Politik von Florenz, wenn ich mich so ausdrücken darf, das gute Gewissen. Es war das Gleichgewicht Italiens, was Florenz in den Kriegen mit den Visconti vertheidigt, es war die städtische Freiheit, die es mit leidenschaftlicher Begeisterung in den Kriegen wider die päpstlichen Legaten zu Ende des 14ten Jahrhunderts verfochten hatte. Der in die Fusstapfen Petrarca's und Boccaccio's getretene Kanzler Coluccio Salutati hatte mit republikanischer Beredsamkeit des Alterthums den Adel dieser Zwecke zu dem mächtigsten Bundesgenossen der Florentiner gemacht. Wenn er Rom, die Städte der Romagna oder des Kirchenstaats zur Freiheit aufrief, wenn er dem Herzog von Mailand, der nach der Italienischen Krone trachtete, seine Feder furchtbarer machte, als die Waffen von anderthalbtausend Florentinischen Reutern: so konnte nur das gute politische Gewissen seiner Rede hinreissende Zuversicht geben. Nach der Eroberung von Pisa war es nicht mehr die Unabhängigkeit der Städte, das Gleichgewicht der Staaten, wofür Flo-

renz kämpfte und unterhandelte, sondern die Behauptung der Herrschaft über Pisa. Der unerschrockene Muth der guten Sache ward von ängstlichen Besorgnissen der Selbstsucht verdrängt. Das Florentinische Ansehn in den kleineren Guelfischen Städten Toscana's war weniger gewaltsamen Ursprungs und sanfterer Art, als die Herrschaft über Pisa. Nur durch Ausrottung konnte es sich hier erhalten, und Ausrottung war es auch, die die Florentiner ihren Statthaltern in Pisa selbst in uns erhaltenen Urkunden anempfahlen, eine Consequenz, die jetzt Schauder erregt. Denn wenn auch der Politik unsrer Tage solche Vorsätze keineswegs fremd sind, so sucht sie doch unter gleisnerischer Lüge zu verstecken, was den so langsam verglimmenden, immer vertrösteten Missmuth zu plötzlich erlösender Verzweiflung entzünden würde.

Im Innern aber trug die Eroberung von Pisa mit dazu bei, das Medicäische Haus über alle grossen Häuser von Florenz zu erheben. Wenigstens fällt in die ersten Jahrzehende nachher seine bald nicht mehr zu bekämpfende Grösse, und es ist mehr, als blosse Vermuthung, dass die Medici dem neueröffneten Verkehr mit den grossen Handelsstrassen des Orients, der klugen Vereinigung dieses Zweiges mit den ältern Zweigen des Florentinischen Handels, vorzüglich den Wechselgeschäften, die Reichthümer verdanken, die man fälschlich durch den zweideutigen Nachlass des Papstes Balthasar Cossa begründet glaubte.

Der optimatischen Parthei Alt-Guelfischer Zunft-Aristokraten gegenüber, die sich den Ueberresten des Adels anschlossen, hatte sich eine sogenannte plebejische Parthei unter der Leitung vieler aus den vornehmsten Häusern, die man Gibellinischer Gesinnung beschuldigte, unmerklich gebildet. Schon zu den Zeiten des Herzogs von Athen waren die Elemente dieser Partheien in Florenz vorhanden. Der wilde Aufruhr der Ciompi gab bald darauf drei Jahre lang der plebejischen Parthei die Oberhand, und neben dem Benedetto Alberti, den man als einen guten Bürger schildert, tritt hier schon Silvestro de' Medici als einer ihrer vorzüglichen Führer auf. Dann wird uns die kluge Mässigung Veri de' Medici's gerühmt, in dessen Gewalt es gestanden haben soll, sich zum Herrn der Stadt zu machen. Doch eigentlich war es Johann, Cosmo's Vater, der zu Anfang des 15ten Jahrhunderts durch bescheidenes Verstecken eines immer zunehmenden Einflusses die künftige Grösse seines Hauses vorbereitete. Hier sind wir an dem Punkt, wo die Geschichte des Medicäischen Hauses auf unsere vorzügliche Aufmerksamkeit Anspruch machen kann.

Durch eine doppelte Ursache ist die Geschichte dieses Hauses nicht ganz von der Entstellung der Vorliebe oder der Erbitterung frei. Staats-

männer oder Gelehrte haben sie sich zugeeignet. Jene schrieben entweder unter dem Ansehn der Medici oder mit dem Ingrimm einer von ihnen unterdrückten Parthei. Diese waren in ihrem Zeitalter durch viele Bande an sie gefesselt, und, wo sie sich von ihnen losrissen, voll der Willkühr, die man in den Invektiven des 15ten Jahrhunderts so vielfältig bemerkt hat, später aber durch die Rücksicht auf die unter Medicäischem Schutz blühenden Kenntnisse und Künste freilich auf eine edlere Art bestochen. Dem Macchiavell steht Brutus, dem Poggio und Ficin Philelphus entgegen; weder Fabroni noch Roscoe haben ein ganz unverdächtiges Urtheil. Zu dem Zwist der Quellen kommt noch das eigne Schwanken. Bald wird man ergriffen von der Freude an dem Glanz jeder Bildung, wodurch dem Jahrhundert der Name des Medicäischen zu Theil ward, bald hingerissen von der Theilnahme an der untergehenden Freiheit. Dem liebenswürdigen Schatten Giuliano de' Medici's, den die Pazzi, um die Freiheit wiederherzustellen, ermordeten, tritt der Girolamo Macchiavelli's entgegen, den Cosmo, um seine Herrschaft zu behaupten, hinrichten liess; jener Zahl dankbarer Künstler und Gelehrten, die von den Medicäern nach Florenz gezogen wurden, die ungleich grössere edler Florentiner, deren Verbannung die blühende Stadt beinahe verödete. Bald wird man geneigt, den grössten Einfluss auf künstlerische und gelehrte Bildung früherer Entwicklung zuzuschreiben, deren Früchte die Medicäer, wie August, wie Ludwig, sich mit freigebiger Schlauheit zuzueignen gewusst; bald möchte man die zur Erhaltung ihrer Freiheit doch unfähigen Florentiner wegen der Herrschaft durch Bildung besänftigter und Bildung befördernder Volksfreunde glücklich preisen. Kaum würde man wagen, sich zu entscheiden, ob man lieber zu der Zeit des alten Dante in jenem unruhigen Freiheitsstolz, oder in den späteren Jahren Lorenzo's als ein Zeitgenosse Michel Angelo's, Ficin's und Politian's unter sanftem Joch gelebt haben möchte. Die Gründung der Medicäischen Herrschaft hat, der gewaltsamen Umstände unerachtet, die sie veranlasste, etwas so ungewöhnlich Friedliches, beinahe Schleichendes, dass sich in der Geschichte kaum ein ähnliches Beispiel eines durch solche Mittel erblich gewordenen Ansehns auffinden lässt. Kein Fürst, weder Carl von Valois, noch der Herzog von Calabrien, noch Walther von Athen, hatte sich der Herrschaft in Florenz bemächtigen können. Vielleicht, weil sie den Charakter des Volks verkannt. Auch die Pläne glänzender adliger Partheihäupter, wie Corso Donati's, waren gescheitert. Niemals hatte einer jener in Diensten der Republik stehenden Condottieri gesucht, sich Florenz zu unterwerfen, wie es in Mailand dem Sforza gelang. Kein Erz-

bischof hatte, wie Visconti eben daselbst, mit dem Schwerdte den Krummstab, mit dem Krummstab das Schwerdt unterstützen können. Auch den aus Gobbio herbeigerufenen, beinahe unumschränkten Blutrichtern war niemals ein Unternehmen gegen die Florentinische Freiheit gelungen. Die zweimonatliche Macht der vom Loose abhängigen Signoria, selbst die bewaffnete tribunicische Gewalt der ersten Magistratsperson in der Stadt: des Gonfaloniers, die diktatorische balia des zahlreichen Ausschusses, der die Verfassung oder die Namen der Wahlfähigen im Squittinio veränderte, konnte nie einem Einzelnen zum Mittel der Herrschaft werden. Aber alle Weisheit, mit der die Florentiner das Blutrichteramt Fremden, die Wahl der schnell wechselnden Signoria dem Loose anvertraut hatten, die wachsamste Eifersucht gegen Fürsten und Heerführer, damit die Freiheit nicht gefährdet werde, war unvermögend, diese vor den Mediceern zu retten. Ja die in der Florentinischen Verfassung ausgedrückte Besorgniss war wohl weniger eine Schutzwehr als das unbewusst verrathene Merkmal der Ohnmacht; die ängstlich weissagende Furcht vor der Krankheit war der sicherste Vorbote unvermeidlicher Ansteckung. Es giebt Staaten, die die oberste Gewalt alle Tage wechseln lassen müssen, um frei zu bleiben. Es giebt andere, deren Freiheit selbst erbliche Könige ertragen kann. Die Herrschaft, die zu Florenz Keiner in der Verfassung erlangen konnte, suchte der verdeckte Ehrgeiz ausser ihr zu erhalten. Ja, da man einmal dem Loose so viel Einfluss gegeben und die richterliche Gewalt in den Händen der Auswärtigen schnell wechseln liess, die Angelegenheiten der Stadt aber doch ohne innere Folge nicht besorgt werden konnten: so wurde bald eine solche Herrschaft ausser der Verfassung zu ihrer unentbehrlichen Ergänzung.

Unter den Guelfischen Optimaten, die im Jahre 1381 den vornehmeren Zünften das Uebergewicht wieder verschafften, was ihnen der Wollkratzeraufstand zu rauben gedroht hatte, sah man Lange den Maso de' Albizzi als das Partheihaupt an. Dann folgte, bis die brausende Keckheit Rinaldo de' Albizzi's sich geltend machte, der weise Nicolo da Uzzano. So viel wie möglich suchten diese Männer bei Erneuerung des Squittinio, oder der Liste der Wahlfähigen durch die zu dem Behuf bevollmächtigten Räthe der balia, nur solche, die zu ihrer Parthei gehörten, darauf setzen zu lassen und zugleich die Wahlen der fremden Rektoren, des Podesta, des Volkshauptmanns, des Urtheilvollstreckers, nach ihren Absichten zu lenken. Wenn nun auch die plebejische Parthei durch Hinrichtungen und Exile geschwächt ward, wenn Benedetto de' Alberti und bald sein ganzes Haus geächtet, nebst vielen andern

auch die Medici zu Ende des 14ten Jahrhunderts von dem Squittinio auf zehn Jahre ausgeschlossen wurden: so gelang es doch dem Optimaten nicht, sie gänzlich zu unterdrücken. Ja, allen Eifers, aller Maasregeln der Albizzi, des Nicolò da Uzzano, der alten Guelfischen Zunft-Aristokratie unerachtet, das Squittinio in ihrer Macht zu behalten, gelangten nach der Eroberung von Pisa immer mehr ihrer Feinde zu den Würden, ja endlich wurde sogar Johann von Medici selbst Gonfalonier. Vergebens suchten sie durch die Absonderung einer kleinen Anzahl erborner Namen, von denen immer einige zu jeder Signoria gezogen werden sollten, dem durch die grosse Zahl der Wahlfähigen im Squittinio allzu mächtig gewordenen Zufall zu begegnen. Vergebens suchten sie durch gewaltsamen Eingriff in den hergebrachten Gang der Verfassung, durch häufige Erneuerung einer Balia, die die Namen in jener Aemterlotterie verändern sollte, durch das Wiederergreifen des Staats, (ripiglimento di stato) wie sie es nannten, das alte Ansehn der Parthei zu behaupten. Ja so mächtig waren die Medici durch die immer zunehmende Abhängigkeit der Menge, selbst der Vornehmeren von ihrer freigebigen Unterstützung, dass, als endlich die Parthei der Optimaten beschloss, um sich gegen den Andrang der Feinde zu retten, dem Adel seine alten Rechte wiederzugeben, sie, ohne sich vorher der Beistimmung Johann's von Medici versichert zu haben, nichts zu unternehmen wagte. Aber Johann blieb seinem volksfreundlichen Charakter treu. Er widersetzte sich jeder Veränderung der Verfassung. Durch die Uneigennützigkeit, mit der er eine Steuer von liegenden Gründen und fahrender Habe, den Catasto, der für die Reichen besonders drückend war, statt des Kopfgeldes einführte, trug noch mehr dazu bei, ihn dem Volke beliebt zu machen. Ein besonderes Glück des Mediciäischen Hauses aber war es, dass bei dem Tode Johann's im Jahr 1428 Cosmo in seinen besten Jahren, schon lange mit allen Angelegenheiten des Staates und der Partheien vertraut, nicht nur den Erbe der väterlichen Reichthümer, sondern auch der väterlichen Grundsätze wurde. Seinen beiden Söhnen Cosmo und Lorenzo, hatte der Vater auf dem Sterbebette empfohlen, sich von den Aemtern so viel wie möglich entfernt zu halten, eher durch Freigebigkeit als durch Beleidigungen ihr Ansehn zu begründen. Diesen Ermahnungen folgte Cosmo, der als der ältere Bruder jetzt als das Haupt der Stadt betrachtet wurde. Mit immer zunehmenden Besorgnissen sah die seit beinahe funfzig Jahren herrschende Parthei dem Augenblick entgegen, wo die ehrgeizige Dissimulation Cosmo's sie ganz aus den Aemtern verdrängt, seine liebenswürdige Freigebigkeit die Stadt unmerklich erkauft haben würde. Von einfachen

Sitten, von freundlichem Betragen, überall gesucht, ohne sich irgendwo vorzudrängen, in den Angelegenheiten der Stadt sparsam an Worten, selten natürlich beredt, wusste Cosmo sich die Macht zu verschaffen, weil er ihren Schein vermied. Nur ein solches Betragen konnte die Stadt, die jedem gewaltsamen Streben nach tyrannischer Herrschaft widerstanden haben würde, allmälig um ihre Freiheit täuschen. Als man sich endlich aufraffte und den für einen Freistaat zu mächtigen Bürger verwies, hatte seine Macht schon so starke Wurzeln geschlagen, dass man sie nicht zu vernichten im Stande war. Wie ein Fürst in dem verbündeten Venedig empfangen, ward er nach Verlauf eines Jahrs in seine Vaterstadt zurückgerufen. Müller vergleicht seine Rückkehr der des Alcibiades, Poggio hat sie der des Cicero verglichen. Männer und Weiber drängten sich ihm auf allen Gassen entgegen, als es hiess, er werde von seinem Landsitz zu Careggi in die Stadt kommen. Cosmo mit seinem Bruder gelangte in geringer Begleitung auf Nebenwegen an den Mauern vorbei in den Palast der Signoria. So ward im Jahr 1434 die alte seit 1381 herrschende Parthei gesprengt. Viele der Gegner Cosmo's wurden verwiesen, geächtet, ja hingerichtet. Italien war voll edler Florentinischer Flüchtlinge. So hatte der letzte Krampf der Freiheit nur dazu beigetragen, die Unterwürfigkeit desto fester und sicherer zu machen. Denn, wenn auch die Formen der Verfassung bestanden, wenn noch immer das Parlament oder die bewaffnete Bürgerversammlung als die Quelle aller Macht betrachtet wurde, wenn die durchs Loos ernannte Signoria mit Gonfalonier und Räthen die administrative, auswärtige Rektoren die richterliche Gewalt besassen, so wurden doch von nun an, sechzig Jahre lang, die Medici, wenn nicht als die Herrscher, doch als die ersten Bürger der Stadt angesehn. Zwar war ihr Einfluss noch immer von der Fürstengewalt wesentlich verschieden; aber so sehr durchdrang er nach und nach alle Verhältnisse, dass er fester begründet war als diese, die schnell verloren werden kann, eben weil sie plötzlich erworben ist. Sollte in natürlicher Entwicklung eines städtischen Gemeinwesens, dessen Grund so ausschliesslich wie der des Florentinischen der Handel war, aus seiner Mitte ein Herrscher auferstehn: so musste er sein wie Cosmo de' Medici, seine Macht wie diese Medicäische. Nicht der Glanz ritterlicher Thaten konnte eine solche kaufmännische Herrschaft verherrlichen. Den Uebermuth fürstlichen Wesens würde man ihr in Erwägung ihres Ursprungs noch weniger verziehen haben. Dem Enkel Cosmo's war es noch gefährlich, dass er die Natur seiner Macht veränderte, indem er seine Gattinn aus dem grossen Hause der Orsini statt aus einem vaterstädtischen Geschlecht

wählte und sein Capital in Grundbesitz verwandelte. Wenn Cosmo dem wahren, durch Domanialgut vom Lande unabhängigen Fürsten durch seine Reichthümer wenigstens darin glich, dass er eher den Staat erhielt, als von ihm erhalten wurde: so fühlte er es doch tief, dass er sich durch etwas Anderes als durch prächtige Oeffentlichkeit und den Pomp des Gefolges, durch die Ueppigkeit der Gastmähler, Reiherbeizen und Turniere vor seinen Mitbürgern auszeichnen müsse. Mit bewunderungswürdiger Richtigkeit erkannte der scharfe Verstand des Mannes, welch eine Art des Aufwandes sich für ihn schicke. Während sein schlichtes Betragen jede Art von Auszeichnung verschmähte, wandte er ungeheure Summen auf die Erbauung von Klöstern und Kirchen. Ja selbst am heiligen Grabe baute er für die Pilger ein Hospiz. Doch sein Name würde in der Menge jener ungenannten Gewalthaber Italienischer Städte verborgen sein, wenn er ihn nicht zugleich an den Glanz der aufblühenden Künste, an die Wiederentdeckung der Griechischen und Römischen Vorwelt fest und auf immer gebunden hätte.

Jener Zeitraum optimatischer Herrschaft von dem Tode des Giorgio Scali im Jahr 1381 bis zu der Rückkehr Cosmo de' Medici's im Jahr 1434, dem Schlussjahr dieser Periode, erzog fast alle jene Künstler und Gelehrte, die sich dem Cosmo später anschlossen. Unverkennbar ist das Verdienst einiger Häupter jener Parthei, vorzüglich des Palla Strozzi, um die Bildung seiner Vaterstadt, und wenn auch Massaccio dankbar den Johann von Medici auf seinen Gemälden darstellte, so vergass er doch nicht neben ihm seinen Gegner, den Nicolò da Uzzano.

Dieser Massaccio ist es, der die zweite Periode Florentinischer Malerei bezeichnet, wie Cimabue und Giotto, Dante's Zeitgenossen, die erste. Zwar war die Zwischenzeit nicht arm gewesen an Malern, die durch rastloses Bemühn um Mittel der Darstellung die Kunst zu fördern suchten. Wie Dante den Giotto in seiner divina comedia, so hatte Petrarca den Maler der Laura: Simone Memmi aus Siena, in zweien seiner Sonnette verherrlicht. Aber durch Massaccio entriss sich die Kunst plötzlich jener alterthümlichen Einfalt, die die Byzantinische Steifheit so glücklich verdrängt hatte. Die Bilder füllten sich mit einem unerschöpflichen Reichthum der mannigfaltigsten Gestalten. Mit der kühnsten Arbeitseligkeit überwand man jetzt den spröden Trotz der schwierigsten Stellungen. Noch fern von jener Trägheit der Manier, die sich mit dem zweideutigen Ruhm der Idealität, mit vornehmer Nachahmung der Antike, brüstet, ergriff die Kunst mit kecker Bescheidenheit den Kern der menschlichen Gestalt, das Maass der Geberden, den Ausdruck der Seele.

Neben Massaccio blühte zu Anfang des 15ten Jahrhunderts Lorenzo Ghiberti, der zwei jener bewunderungswürdigen Thüren des Batisteriums's von San Giovanni in Erz goss, deren eine nach Giotto's Zeichnungen von Andrea Pisano beinahe ein Jahrhundert früher ausgeführt worden war. 22,000 Goldgulden wandte die Stadt an diese Arbeit, die den Ghiberti einen grossen Theil seines Lebens hindurch beschäftigte. Aber diese Thüren fand auch Michelangelo würdig das Paradies zu verschliessen.

Damals wölbte Brunelleschi die herrliche Kuppel von Santa Maria del Fiore, die Arnold unvollendet gelassen hatte. Diese Kuppel war es, der gegenüber eben jener Michelangelo so begraben werden wollte, dass man sie aus seinem Grabe erblickte.

Reizend schildert uns Vasari die Geschichte dieser Unternehmungen, die Zusammenkünfte, den Wetteifer, die Aufopferung, die Eifersucht der Künstler, den schwer erkämpften, den mühselig behaupteten Sieg des Talents. Der Guss der Pforten von San Giovanni, der Bau der Kuppel von Santa Maria del Fiore gehörten zu den Angelegenheiten, über die sich die Theilnahme der ganzen Stadt beinahe in Partheien spaltete. Diese Pforten, diese Kuppel sind nicht bloss Werke des Talents, sie sind Werke des Charakters. Welche undenkliche Mühe machte es dem Brunelleschi, die kühne Neuheit seiner Unternehmung geltend zu machen! Es ist der grosse Vorzug freier Verfassungen, dass auch dass grösste Talent in Dingen, die vom Staat am entferntesten sind, den Charakter nicht entbehren könne. Ja, sonderbar fällt der Verfall der Kunst mit dem Augenblick zusammen, wo der Künstler des politischen Muths, um Ruhm und Ehre zu erlangen, nicht mehr bedurfte.

Dem Namen des Lorenzo Ghiberti, des Philippo Brunelleschi, des Massaccio hätte ich auch den des Bildhauers Donato Donatello hinzufügen müssen, dem in der Geschichte neuer Bildhauerkunst von Andrea Pisano bis auf Michelangelo eben der Rang gebührt, den man dem Massaccio in der Geschichte der Florentinischen Malerei von Cimabue bis auf Michelangelo zugesteht.

Nicht ganz in derselben gleichmässigen Entwickelung, wie die zeichnenden Künste waren die Künste, der Rede. Das grosse Triumvirat Florentinischer Dichter des 14ten Jahrhunderts; Dante, Petrarc und Boccaccio wird durch einen langen Zwischenraum von seinen Genossen getrennt. Beinahe ein Jahrhundert nach den Reimen Petrarc's, gelang es erst den Gedichten des Lorenzo de' Medici, des Politian und der Brüder Pulci, der Florentinischen Sprache ihr verdientes Recht wiederzugeben. Auch die Toscanische Prose des Decamerone war noch nicht

wiedererreicht worden. Kaum führt man einen bedeutenden Schriftsteller in Toscanischer Sprache zwischen Boccaz und dem 150 Jahr späteren Macchiavelli an. Dieser lange Stillstand würde sich bei einem so geistreichen, doch immer noch in reger Entwicklung begriffenen Volk, wie das Florentinische war, nicht begreifen lassen, wenn nicht etwas Anderes die Lücke ausgefüllt hätte. Wirklich fällt in diese Epoche das Aufblühn klassischer Bildung, zu der eine so grosse Vorliebe sich aller Gemüther bemeisterte, dass man sich der Muttersprache zu schämen anfing. Wir haben gesehn, welcher Entschuldigungen auch früher schon Dante deswegen zu bedürfen meinte, dass er sein Gedicht in der Sprache des Volks schrieb, wie Petrarc und Boccaccio ihren Ruhm grossentheils jetzt vergessenen lateinischen Schriften dankten. Denn das epische Gedicht: Africa war es, weshalb man den Petrarc so feierlich bekränzt hatte, und zufällig sah er erst kurz vor seinem Tode das Decamerone seines vertrautesten Freundes Boccaccio, das schon seit beinahe 25 Jahren erschienen war. Diese beiden Männer muss man als die Gründer der neueren Alterthumskunde betrachten. Zwar erhielten sich in Europa, doch vorzüglich in Italien, manche Kenntnisse und Bücher der untergegangenen Welt das ganze Mittelalter hindurch. Wie die Compilation der Agrimensoren, das tägliche Handbuch des Feldmessers bis in die Zeiten Petrarca's, nicht blos Stellen Römischer Schriften; sondern auch deutliche Spuren der viel ältern Etruskischen Gebräuche enthielt; wie die Fragmente der Rechtsgelehrten, die Constitutionen der Kaiser in der Justinianischen Compilation niemals ganz in Italien ihre gesetzliche Kraft einbüssten: so lag auch wohl oft in dem Büchervorrath eines Klosters neben den Werken des Boëthius, neben der Encyclopädie aller sieben freien Künste des Martianus Capella ein Schriftsteller besserer Latinität. Hin und wieder mochte diesen ein sinniger Klosterbruder benutzen, wie denn schon, oder noch im 13ten Jahrhundert, selbst im äussersten Norden der unter dem Namen Saxo Grammaticus bekannte Schreiber des Erzbischofs von Lund, eine nicht gemeine Zierlichkeit des Römischen Styls in Prosa und Versen verräth. Ja, selbst von Griechischer Sprache und Griechischen Schriftstellern war eine dunkle Kunde wohl nicht bloss durch die Araber ins Abendland gedrungen. Früher noch, als die Ausleger Aristotelischer Philosophie von Cordova aus sich der Universitäten bemächtigten, ward der Schotte Johann durch die mystischen Schriften des falschen Dionysius Areopagita, die ein Byzantinischer Kaiser Karl dem Kahlen geschenkt hatte, auf die Platoniker, ja vielleicht gar auf den Platon geführt. Nicht von diesem allein wird erzählt, dass er auf weiten Reisen auch das Griechische er-

lernt habe. Doch das 9te Jahrhundert war zu lebendiger Einsicht in das Alterthum noch nicht gereift. Was man davon erfuhr, blieb eine sonderbare und folgenlose Kenntniss, denn Nichts in dem damaligen Zustand der Christenheit entsprach der alten heidnischen Welt. Erst als sich das städtische Leben in Italien ausgebildet hatte, fanden die Gedanken der Alten einen empfänglichen Boden. Und nun sieht man ein ununterbrochenes Fortschreiten von Dante's dunkler Anbetung Virgil's, von Petrarca's Römischer Begeisterung, von Boccaccio's halb errathendem Verständniss Homer's bis zu der Zeit Politian's, die sich in Athen und in Rom wie zu Hause fühlte. Um die Mitte des 14ten Jahrhunderts, kurz nach der grossen Pest, war zu Florenz eine neue Universität errichtet, die dieser Richtung des Geistes Haltung gab. Dort schöpften in den Vorlesungen des Manuel Chrysoloras Anrispa, Quarino, Filelfo die erste genaue Kenntniss des Griechischen, während, als Kanzler des Florentinischen Staats, Coluccio Salutati, Leonardo und Carl von Arezzo, endlich Poggio Bracciolini sich alle Würde und Eleganz der Römischen Rede anzueignen suchten. Mit rastlosem Eifer suchte man sich in den Besitz kostbarer Handschriften zu setzen. Für einen Livius gab man ein Landgut hin; und bald häuften sich in den Sammlungen Petrarca's, Boccaccio's, Coluccio's, des Ambrogio Traversari und des Nicolo Nicoli fast alle vorzüglichen Schriften des Alterthums, so dass man die Nachlese verhältnissmässig für gering achten dürfte, wenn nicht, was uns vom Tacitus bekannt werden sollte, erst ein Jahrhundert später im Zeitalter Leo X. entdeckt worden wäre.

So war denn der Geist der Florentiner für die Erforschung des Alterthums eben so, wie für die Fortschritte in den Künsten auf mancherlei Weise geweckt, als Cosmo de' Medici, den man den Vater des Vaterlandes nennt, im Jahr 1434 das Ruder des Staats ergriff. Schon früher hatte er in den vertrautesten Verbindungen mit Gelehrten und Künstlern gelebt. Jetzt zog er das Talent jeder Art durch einsichtsvolle Theilnahme, durch schonende Freigebigkeit unwiderstehlich in seine Nähe und bald ward er der Mittelpunkt aller Bildung seiner Vaterstadt. Die Liebe so vieler bedeutenden Männer, der Wunsch Donatello's, selbst im Grabe nicht von ihm getrennt zu sein, verräth ein innigeres Verhältniss, als bloss äussere Abhängigkeit es zu erzeugen im Stande ist; aber vielleicht würden wir dennoch den Cosmo nicht von so manchem andern Maecen zu unterscheiden wissen, wenn nicht seine Theilnahme an der Wiedererweckung der Platonischen Philosophie uns mit Liebe für den frommen Ernst des weisen Mannes erfüllte. Wenige Jahre nach der Rückkehr Cosmo's ward im Jahre 1438 das Concilium

zu Vereinigung der Griechischen und Römischen Lehre von Florenz nach Ferrara verlegt. Unter den Rednern, die hier zu Vertheidigung der Dogmen von beiden Seiten ernannt wurden, befand sich auf der Griechischen auch Georg Gemistos Plethon. Dieser Mann wird uns geschildert als durchdrungen von jener Philosophie, die in den ersten Jahrhunderten des Christenthums unter dem Namen der Neu-Platonischen mit diesem nicht so sehr im Streit als im Wetteifer geblüht hatte. Er stritt, so erzählen seine Feinde, mit heidnischen Waffen für christliche Lehren, ja, es wird uns berichtet, er habe verkündigt, die Welt werde sich bald einmüthig zu einem neuen Glauben bekehren, der von dem heidnischen wenig verschieden sei. Diese sonderbare Aeusserung, wegen der man den Plethon damals verketzerte, ist schwerlich von aller Entstellung frei, aber dennoch ist sie, zusammengehalten mit dem, was wir sonst von ihm wissen, vielleicht nicht ganz unverständlich. Was der Kaiser Julian auszuführen gesucht, jene Belebung alter Symbole durch Platonische Philosopheme, das mag auch dem Plethon vorgeschwebt haben. Von der glühenden Rede dieses Mannes angehaucht, fasste damals Cosmo den ernsten Gedanken einer Wiedererweckung der Platonischen Philosophie im Abendlande, ein Gedanke, aus dem später die Wirksamkeit des Marsilio Ficino und das schöne Zusammenleben der Platonischen Akademie unter Lorenzo entsprang. Man hat gern die Geschichte der Zeiten vor der Reformation, die Geschichte der Reformation und die des Protestantismus als ein allmäliges Fortschreiten zu immer freierer Herrschaft dessen, was man Vernunft nannte, geschildert. Auch die Platonische Philosophie zog man in das Gradaus dieser Entwicklung hinein und verrieth häufig die Lust, sie, des schwärmerischen Anstriches unerachtet, als eine Staffel jener Aufklärungsleiter anzusehn. Wenigstens suchte man, in dieser Ansicht befangen, wo dies nicht thunlich schien, den Streit der Platonischen mit der Schulphilosophie, wie gleichgültig er auch an sich sein mochte, doch als einen die Aufklärung fördernden Kampf des Irrthums mit dem Irrthum darzustellen. Das tiefere Bedürfniss, was dieser Erscheinung zum Grunde lag, hat man allzu oft übersehn. Denn mehr, als es allgemein anerkannt wird, herrschte in der Schule eine trostlose Kühnheit der Abstraction, während die Kirche schreckte, statt zu versöhnen. Die Platoniker aber wollten, um mich der Ausdrücke Ficins zu bedienen, den Glauben der Bewusstlosigkeit, die Speculation dem Unglauben entreissen. Und auf wessen Namen konnte ein solches Unternehmen eher getauft werden, als auf den des Platon, der, durchdrungen von der heitersten Erinnerung seines unvergänglichen Wesens, den dialektischen Verstand überall aus-

reden lässt, damit das Ende den Anfang verzehre? Platon ward seit Petrarca, der ihn wohl durch den Cicero kannte, mit Ehrfurcht genannt. Seit den ältesten Zeiten hatte sich die mystische Betrachtung im Christenthume seinen Anhängern angeschlossen; dem Cosmo aber war es vorbehalten, den ersten Gedanken einer Erneuerung seiner Philosophie zu fassen. In dieser Absicht liess er den Marsilio Ficino, den Sohn seines Arztes, erziehn, dessen ganzes Leben der Wiedererweckung Platonischer Denkart unter seinen Landsleuten gewidmet werden sollte. *)

*) Man vergleiche den Anhang.

Wir haben gesehn, wie nach der Verbannung der meisten seiner Gegner im Jahr 1434 Cosmo als der erste Bürger der Stadt betrachtet wurde. So lange die vertriebene Parthei mächtig genug war, in der herrschenden Besorgnisse zu erregen, so lange erhielt sich auch in ihr die Einigkeit. Doch, sobald Rinaldo de Albizzi, der Italien mehreremal gegen Florenz in Bewegung gesetzt hatte, endlich verzweifelnd nach dem gelobten Lande gezogen und bald nach seiner Rückkehr gestorben war, und nach dem Tode Neri di Gino Capponi's, der den väterlichen Ruhm durch Waffenglück erhöhte, auch im Innern der Stadt Cosmo keine Nebenbuhler mehr fand, entwickelte sich eine neue Gährung unter den Anhängern des Mediceischen Hauses. Bisher hatte man die Macht des Looses durch eine häufig erneuerte balia eingeschränkt. Man hatte einem Rath von acht Bürgern, der aus den vornehmsten Häuptern der Parthei bestand, den Blutbann verliehen, um sich gegen die Versuche der Verwiesenen und Unzufriedenen zu sichern. Nun verlangten die Anhänger der Mediceischen Parthei selbst, dass man den Wahlen durch's Loos wieder vollkommene und verfassungsmässige Freiheit geben sollte. Doch kaum hatte Cosmo ihnen nachgegeben, kaum war das Loos an die Stelle der Gunst getreten, als sie mit Bedauern ihre Wichtigkeit allmälig aufhören sahn. Vergebens wartete man jetzt darauf, dass das Loos eine der Parthei zugethane Signoria ernennen möge, um durch das gewöhnliche Mittel, die Ernennung einer balia, in das Rad der Verfassung einzugreifen und sich das alte Ansehn wieder zu verschaffen. Endlich sah man sich genöthigt, zu der bewaffneten Volksversammlung des Parlaments, die man noch immer als den eigentlichen Souverän betrachtete, seine Zuflucht zu nehmen. Durch sie bemächtigten sich die Freunde Cosmo's, vor allen Luca Pitti, den man zum Ritter schlug und reich beschenkte, wieder ihres alten Einflusses. Der alternde Cosmo war nicht mehr im Stande, ihren Uebermuth zu bändigen. Der liebste seiner Söhne, Johann, war gestorben. Der Palast, den ihm Michelozzo erbaut, den er mit neuern Kunstwerken und

Antiken herrlich geschmückt hatte, schien ihm zu gross für den Ueberrest seiner Familie. Denn kaum durfte er hoffen, dass sein kränklicher Sohn Pietro ihn lange überleben würde, und dass seine unmündigen Enkel Lorenzo und Giuliano stark genug sein würden, den drohenden politischen Stürmen zu begegnen. Die letzten Tage seines Lebens brachte er auf einem seiner Landsitze, der Caregianischen Villa zu. Je näher er seinem Ende kam, desto lebhafteren Antheil schien er an den Arbeiten Ficin's zur Verbreitung der Platonischen Philosophie zu nehmen. Er liess sich die Uebersetzungen vorlesen; er unterhielt sich mit ihm über ihren Inhalt, und während Sorge für die Zukunft seines Hauses die letzten Stunden des grossen Mannes zu trüben drohte, wurden sie durch die göttliche Gewissheit Platon's, den er in das Abendland eingeführt hatte, erheitert. Cosmo starb im Jahr 1464. Der Erbe seines Ansehns und seiner Reichthümer war Pietro de' Medici. Die wenigen Jahre, die dieser seinen Vater überlebte, wurden durch beständige Gährungen und Verschwörungen unter den Häuptern seiner Parthei verbittert. Luca Pitti, der in den letzten Jahren Cosmo's beinahe grösseren Ansehns in der Stadt genoss, als Cosmo selbst, wurde durch Ehrgeiz, Nicolo Soderini durch Freiheitsliebe zu einem Anschlag gegen das Leben Pietro's bewogen. Die Zahl der Unzufriedenen war dadurch vorzüglich vermehrt, dass Pietro die Gelder, die sein Vater ausgeliehen, um seinen Einfluss zu befestigen, auf den treulosen Rath eines der Verschwornen, des Diotisalvi Neroni, plötzlich zurückgefordert hatte. Indess versäumte Nicolo Soderini die glückliche Gelegenheit als Gonfalonier, obschon ihn das neuerungssüchtige Volk durch einen Olivenkranz dazu aufforderte, sein Vorhaben auszuführen. Pietro gewann das Haupt der Verschwornen, den Luca Pitti; viele der andern entflohn oder wurden verbannt. Damals musste Pitti den fürstlichen Palast, den er in den Jahren seines Glanzes gebaut hatte, unvollendet stehn lassen.

In diesen Unruhen waren Lorenzo und Giuliano, Pietro's Söhne, herangewachsen. Noch hatten sie die Jahre der Mündigkeit nicht erreicht, als der Vater starb und sie als die Erben seiner Reichthümer und des damit verbundenen Ansehns zurückliess. Bald erregte Lorenzo durch eine Rede an die versammelten Bürger die schönsten Hoffnungen. Neben ihm stand Tommaso Soderini, wie Cicero neben Octavian. Man glaubte in dem Jüngling die Tugenden seines Grossvaters wieder zu erkennen, und in kurzer Zeit leiteten Lorenzo und Giuliano im schönsten Einverständniss die öffentlichen Angelegenheiten mit aller Sicherheit erblicher Fürsten. Doch nach wenigen Jahren sollte Giuliano das Opfer einer grässlichen Verschwörung werden. Denn so sicher war

das Ansehn des Mediciischen Hauses nach seinem letzten Siege gegründet, dass die Unzufriedenheit sich ihm nicht mehr in offnem Kampfe und ehrlicher Fehde gegenüberstellen durfte. Zwar war die alte Parthei der Optimaten seit mehr als 40 Jahren vernichtet, die nach dem Tode Cosmo's in der Mediciischen Parthei selbst ausgebrochene Spaltung glücklich beseitigt. Doch die Pläne Papst Sixtus IV., seines Neffen, des Cardinal Riario und des Erzbischofs von Pisa, Francesco Salviati, verbunden sich zu dem Verderben des fürstlichen Brüderpaars mit den ehrgeizigen Absichten des grossen mit den Mediciern verschwägerten Hauses der Pazzi. Nach mancherm Schwanken entschloss sich ein Theil der Verschwornen, den Lorenzo und Giuliano während des Hochamts in der Kirche Santa Maria del Fiore zu tödten, während der Erzbischof sich mit einem andern Theil der Verschwornen des Staatspalastes bemächtigen und Giacopo de' Pazzi das Volk zur Freiheit aufrufen sollte; Francesco de' Pazzi und Bernardo Bandini sollten den Giuliano, Montesicco den Lorenzo ermordein. Doch als dieser vor dem Gedanken erschrak, die Kirche mit einem so gehässigen Verbrechen zu besudeln, wurden zwei Geistliche, Stefano von Bagnone und Antonio Maffei, dazu ausersehn. Der junge Kardinal Riario, einer der Verschwornen, äusserte den Wunsch, dem Hochamt in der Kirche beizuwohnen, und Lorenzo lud ihn dazu am 26. April des Jahres 1478 ein. Als Kardinal und apostolischer Legat wurde er aufs Feierlichste empfangen. Giuliano erschien nicht; doch bald wurden die Verschwornen durch die Nachricht beruhigt, dass er in der Kirche zugegen sein werde. Die Messe begann. Der Kardinal hatte seinen Sitz eingenommen. Giuliano war noch nicht da. Francesco de Pazzi und Bandini verliessen die Kirche, um seine Ankunft zu beschleunigen. Giuliano kam mit ihnen zurück. Unterwegs scherzten sie mit ihm und umarmten ihn vertraulich, um sich zu versichern, dass er wehrlos sei. In der Kirche nahm nun ein jeder der Verschwornen seine angewiesene Stelle ein. Als der Priester die Hostie erhob und das Volk sich andächtig bückte — dies war das erwartete Zeichen — überfiel Bandini den Giuliano und stiess ihm den Dolch in die Brust. Giuliano schwankte und fiel. Nun stürzte auch Francesco de' Pazzi sich mit so blinder Wuth auf den bald entseelten Leichnam, dass er sich selbst gefährlich verwundete. Nicht so glücklich gelang das Unternehmen gegen den Lorenzo. Er ward im Nacken, doch nicht tödtlich, getroffen, schützte sich mit seinem Mantel und zog das Schwerdt. Die beiden Priester suchten zu entfliehn. Doch Bandini wandte sich indess mit dem Dolch, der von dem Blute Giuliano's triefte, gegen Lorenzo. Auf dem Wege versetzte

er einem seiner Gefährten eine tödtliche Wunde. Indess gewannen Lorenzo's Freunde Zeit, ihn zu umgeben und in die Sakristei zu ziehn, deren eherne Thür Politiano schloss. Man fürchtete, der Dolch, mit dem Lorenzo verwundet worden, sei vergiftet gewesen. Antonio Ridolfo, der dem Lorenzo aufs Innigste verbunden war, sog die Wunde aus. Florentinische Jünglinge nahmen den Lorenzo in ihre Mitte und führten ihn auf Umwegen, damit er dem Leichnam seines Bruders nicht begegnen möge, nach seiner Wohnung. Der Erzbischof und etwa dreissig seiner Genossen hatten indess umsonst versucht, sich des Sitzes der Regierung zu bemächtigen. Die Verschworenen wurden der Wuth des Volks preisgegeben, der Erzbischof in priesterlicher Kleidung vor den Fenstern des Palastes erhenkt. Nur Bernardo Bandini, der Mörder Giuliano's, entfloh nach Constantinopel. Doch hier liess ihn der Padischa Mohammed, als er sein Verbrechen erfuhr, aus Achtung für Lorenzo de' Medici, ergreifen und in Ketten nach Florenz führen. Mit allgemeiner Trauer wurde das Leichenbegängniss Giuliano's gefeiert. Politian, der als ein Augenzeuge bei dieser Begebenheit sie noch in demselben Jahre beschrieb, schildert ihn als einen überaus liebenswürdigen Mann, der von einnehmender Gestalt, in ritterlichen Uebungen gewandt und ein Freund aller Künste gewesen. Kurz nach seinem Tode erfuhr Lorenzo, dass er einen etwa zwölfmonatlichen natürlichen Sohn hinterlasse. Dies war jener Giulio de' Medici, der nachher unter dem Namen Clemens VII. den päpstlichen Stuhl bestieg.

Die Verschwörung der Pazzi ist die erste Begebenheit dieser Art, deren die Florentinische Geschichte gedenkt, denn das Unternehmen gegen den Herzog von Athen darf man kaum so nennen, da die ganze Stadt im Geheimniss war und der Gährungsstoff sich in offner Partheyung äussern konnte. Wie alle misslungenen Verschwörungen trug auch diese nur dazu bei, die Macht Lorenzo's desto tiefere Wurzeln schlagen zu lassen. Denn, wenn auch augenblicklich der Zorn Sixtus IV. über die Rache, die die Florentiner an dem Erzbischof genommen, und über die Vereitlung seines Vorhabens ganz Italien gegen ihn in Bewegung setzte, so wusste doch Lorenzo bald durch die Kühnheit seiner Reise an den feindseligen Hof von Neapel den König für sich zu gewinnen und dadurch die Macht des Bündnisses zu brechen. Bis an sein Ende genoss Florenz, ja ganz Italien, durch seine weise Fürsorge einer glücklichen, kaum unterbrochenen Ruhe. Herrlich blühten damals alle Künste des Friedens. Den Cosmo hatte man Vater des Vaterlandes genannt, den Lorenzo nannte man Vater der Musen. Die Zeit Cosmo's hatte noch viel von der strengen Einfalt alter kaufmännischer Sitten, er selbst,

wenn auch ein Freund jeder Art von Bildung, zeichnete sich mehr durch die Schärfe des Verstandes, der in dem Tiefsten das Rechte zu treffen weiss, als durch den künstlerischen Sinn aus, der von allem Schönen leicht berührt wird. Lorenzo hingegen hatte die allseitige und heitre Reizbarkeit dilettantischer Menschen. Wenn der Grossvater alles Gepränge sorgfältig vermied: so liebte es Lorenzo, mit den Fürsten Italiens auch in dem Pomp der äussern Erscheinung zu wetteifern. Schon in seinen Jünglingsjahren wechselten zu Florenz die Wettkämpfe der Dichter mit Turnieren ab. Pulci und Politian besangen seine und seines Bruders Siege. Durch eine Reihe der glänzendsten Feste verherrlichte man den Besuch des jungen Herzogs von Mailand, Galeazzo Sforza, dessen Hofleute damals zuerst den Florentinern das Beispiel gaben, auch in den Fasten Fleisch zu essen. Cosmo hatte den Ficin zur Uebersetzung Platonischer Schriften angeregt. Lorenzo von Kindheit an, durch den Ficin damit bekannt, begnügte sich nicht mit dem Eindruck der todten Schrift. Er wollte das Bild des Attischen Lebens, was im Platon so anmuthig geschildert wird, festlich erneuern. Mit einem philosophischen Gastmahl sollte Plato's Geburtstag, der 7. November, wie es zu den Zeiten Plotins geschah, gefeiert werden. Auf seiner Villa zu Careggi versammelte Lorenzo an diesem Tage die Florentinischen Platoniker. Dem Gastmahl folgte die Erläuterung des Platonischen Symposions. Doch wenn Lorenzo durch die innigsten Bande mit dem Ficin verbunden war, wenn auch Pico von Mirandola ihm ganz angehörte: so scheint doch die dichterische Richtung seines Geistes ihn dem Politian am Nächsten gebracht zu haben. Denn Politian, der wie Niemand von ihm sich in Geist und Farbe des Alterthums zu versetzen wusste, dem die Alterthumskunde und das Römische Recht so viel zu danken haben, gehört zu denen, die mit Lorenzo de' Medici nach langem Zwischenraum die vaterländische Dichtkunst wiederherstellten. Viele der Gedichte Lorenzo's sind zu Volksliedern geworden. Eine oberflächliche Bewunderung hat in der Literatur, wie das Anstaunen der Antike in der Kunst, dadurch, dass sie eine gewisse seichte Würde fälschlich als klassisch oder antik erscheinen liess, manchmal die zeugende Ursprünglichkeit scheu und schüchtern gemacht. Vielleicht trug mit dazu bei, dass Homer und der Torso später bekannt, später verstanden wurden, als die Nachahmungen des Augustischen und Hadrianischen Zeitalters. Gern bemerkt man daher in den Gedichten Lorenzo's und Politian's nur wenige Spuren jener klassischen Affectation, die die sogenannten goldnen Zeitalter mit ihren gekrönten Poeten so unerquicklich zu machen pflegt. Alles ist voll Florentinischer Volkslaune und des innigsten Ver-

ständnisses der Sprache Dante's und Boccaccio's, deren reiche Eigenthümlichkeit durch ein missverstandenes Streben nach klassischem Geschmack allmälig von fremder Anmuth verdrängt worden ist. Indess Lorenzo aus allen Gegenden der Erde für den Politian und den Fürsten Pico von Mirandola kostbare Handschriften zusammentrieb, bildete sich in seinen mit Statuen gezierten Gärten und Kunstsammlungen in der beständigen Gesellschaft dieser grossen Männer, Michelangelo Buonaroti, dessen Künstlerverdienst allzu bekannt und allzu umfassend ist, als dass ich es in einer Geschichte von Florenz mehr als anzudeuten brauchte.

Ich habe, um den Geist und das Verdienst Lorenzo's zu bezeichnen, nur einige Hauptzüge hervorheben können. Ihn ganz zu schildern, wie er war im öffentlichen Leben, unter seinen Kindern, mit Künstlern und Gelehrten, wäre ein Unternehmen, was die Gränzen dieser Arbeit überschreiten würde. Der letzten Jahre Lorenzo's, in denen das Gleichgewicht Italiens in ihm eine Stütze fand und das blühende Florenz seine unruhige Freiheit gern vergass, erwähnen die Geschichtschreiber des folgenden Zeitraums mit sehnsüchtiger Erinnerung. Lorenzo allein, meinte man, hätte Italien vor den fürchterlichen Zerrüttungen bewahren können, worin es durch die Selbstsucht seiner Fürsten gestürzt wurde. Seinen Tod sah man als den vorbedeutenden Anfang ungeheuren Unglücks an. Er starb im Jahre 1492, zwei Jahre vor dem Zuge Carl's VIII. Politian hat uns seine letzten Stunden geschildert. Er, so wie Pico von Mirandola überlebten ihn nur wenige Jahre. Auch Ficin starb noch vor dem Ende des Jahrhunderts.

Die schwankende Nachgiebigkeit, mit der Pietro, der Sohn Lorenzo's, dem Könige von Frankreich sich und den Staat in die Hände gab, empörte die Florentiner gegen ihn, ohne den König zu gewinnen. Pietro mit allen Nachkommen des grossen Cosmo wurde 60 Jahr nach dessen Rückkehr aus dem Exil vertrieben. Die Paläste, die Kunstsammlungen, die Bibliothek der Mediceer wurden von dem aufgebrachten Pöbel und den zügellosen Soldaten geplündert.

Dieses Ende nahm im Jahr 1494 die Medicäische Herrschaft, um erst nach 18 Jahren sich von neuem zu gründen, und endlich nach drei Jahre lang erneuten Krämpfen der erlöschenden Freiheit im Jahr 1530 die alte Verfassung auf immer zu vernichten, ein sechs und dreissigjähriger Zeitraum wilder Bewegung.

Kaum waren die Mediceer verbannt, als über das von lange entbehrter Freiheit berauschte Volk die Gewalt der Rede eine sonderbare Macht gründete. Der Predigermönch Hieronymus Savonarola hatte mit dem Feuereifer eines Propheten das übermüthige Volk von Florenz zur Busse ermahnt. Er hatte den Zug des Königs, die Zerrüttung Italiens, das Unglück von Florenz vorher angedeutet und in weissagendem Zorn die nothwendige Nähe einer Regeneration der Kirche mit den lebhaftesten Farben geschildert. Alles strömte in den Dom von Florenz, wenn Savonarola die Kanzel betrat. Bald musste man aus Mangel des Raums die Frauen und Kinder aus seinen Predigten entfernen. Amphitheatralische Gerüste erhoben sich an den Wänden der Kirche. Schon den sterbenden Lorenzo hatte Savonarola aufgefordert, der Stadt die Freiheit wiederzugeben. Jetzt fing er an, von dem Bedürfniss des Augenblicks, von einer Reform der Verfassung zu reden. Die Stadt sollte keinen Herrn haben als Christus. Aus den 400 Häusern, die man nach und nach als allein der Aemter fähig ansah und unter dem Namen der beneficiati dem Venetianischen Nobilis verglich, sollte ein grosser Rath von tausend Bürgern gebildet werden. Der Ausspruch des Propheten ward Gesetz. Das Carneval rückte heran. Lorenzo de' Medici hatte durch Maskenaufzüge das Volk belustigt. Viele seiner Gedichte bei dieser Gelegenheit, in denen die sorgenfreie Hingebung seiner Zeit uns in der leichtesten Laune entgegentritt, sind uns erhalten worden. Es war eine Zeit des ausgelassensten Muthwillens, in der man unter verliebten Tänzen und Gesängen am Abend vor dem Aschermittwoch Freudenfeuer anzuzünden pflegte. Aber jetzt war Florenz verwandelt. Vor der Rednerbühne auf dem Markt stand ein hohes Gerüst. Knaben hatten Haus bei Haus den Schmuck der Eitelkeit, lüsterne Gemälde, kostbare Teppiche, weltliche Bücher zusammengesucht und auf das Gerüste gelegt. Weiss gekleidet, mit rothen Kreuzen unter beständigem Gesang von Psalmen kamen sie in langer Ordnung herbei. Endlich zündete man mit Fackeln das Gerüste an. Alle Glocken läuteten und das Volk jub-

belte. Zwar meinten Manche, man hätte die Kostbarkeiten verkaufen, die Armen für das daraus gelöste Geld kleiden und nähren können. Aber die Anhänger Savonarola's erwiderten, dasselbe habe auch Judas Ischarioth gesagt, als bei dem Gastmahl zu Bethanien Maria ein Pfund Salben von ungefälschter, köstlicher Narden genommen, um damit die Füsse des Heilands zu salben. Das Decamerone Boccaccio's, Pulci's Morgante, reich verzierte Handschriften der Gedichte Petrarca's, Bilder und Büsten schöner Florentinerinnen wurden hier verbrannt. Ja, Fra Bartolommeo di San Marco, einer der grössten Künstler seiner Zeit, den Raphael bewunderte und liebte, war in das Kloster getreten und opferte seine Werke willig dem Propheten auf. Damals ward auch der Fürst von Mirandola so ergriffen von der fanatischen Gluth Savonarola's, dass er seiner Gelehrsamkeit zu entsagen und sich ganz dem Dienst der Kirche zu widmen beschloss. Florenz ward von dem Mönch geleitet, der sich dem Könige von Frankreich so lange anschloss, als er glaubte, die Regeneration der Kirche sei von ihm zu erwarten. Vergebens sprach der Papst Alexander Borgia den Bannfluch gegen ihn aus. Vergebens suchten lange Zeit die jungen Florentiner, die der Eintönigkeit überdrüssig wurden, ihn von der Kanzel herunter zu schrecken. Das Volk schützte ihn. Doch endlich stürzte ihn eine Ordensstreitigkeit. Ein Franciscaner sog die Wahrhaftigkeit seiner Offenbarungen in Zweifel, einer der Anhänger Savonarola's widerlegte ihn von der Kanzel. Beide geriethen in solche Hitze so weit, dass sie sich anboten, zur Bekräftigung ihrer Aussage unversehrt durch die Flamme zu gehn. Die Signoria versammelte sich auf dem Markt. Die Loggia war für beide Partheien abgetheilt. Das Volk in erwartungsvoller Stille drängte sich auf die Giebelspitzen hinauf, um den Ausgang des Gottesurtheils zu sehn. Der Anhänger Savonarola's aber verlangte, die Hostie mit durch die Flammen zu tragen. Die Franciscaner wollten einen so göttlichen Versuch auf keine Weise zugeben. Man stritt sich hin und her. Endlich überzog sich plötzlich der heitre Himmel. Man sah den Platzregen als ein Zeichen des göttlichen Missvergnügens an. Alles ging auseinander. Aber nun war auch mit einem Mal das Prophetenansehn Savonarola's zertrümmert. Kaum konnte man ihn vor der Wuth des Pöbels schützen. Er ward gefangen, gemartert, zu einem Widerruf seiner göttlichen Eingebung gezwungen, den er indess nachher zurücknahm. Endlich ward er durch den Strang hingerichtet, sein Körper verbrannt, seine Asche in den Arno gestreut. Nardi, den die Geschichte dieser Zeiten beschrieben, ein Mann von gesundem Urtheil, sieht ihn als einen Märtyrer an. Da er findet ein sonderbares Zeichen darin, dass dem

Pfahl an den er erhöhnt worden, durch einen Querbalken die Form eines Kreuzes erhalten hätte. So endigte der merkwürdige Mann, über den noch jetzt die Meinungen getrennt sind. Mag man die bilderstürmenden Verirrungen eines mönchischen Enthusiasmus verdammen: man wird seine fortreissende Gewalt nur durch die Tiefe seines Grundes erklären können. Das, was die Oberfläche des Lebens erheitert und verschönert, steht in demselben Widerspruch zu dem Geist, der im Abgrunde wohnt, wie die Zeit Lorenzo de' Medici's zu der des Savonarola.

Die Florentinische Verfassung war durch Savonarola und den grossen Rath der 1000 zu einer populären Theokratie geworden. Nach seinem Tode beschloss man, die Würde des Gonfaloniers, die vorher nur zwei Monate dauerte, auf lebenslänglich zu verleihen. Durch Stimmenmehrheit ward Pietro Soderini aus einer der grössten, den Medicäern feindseligen Familien zum ersten beständigen Gonfaloniер ernannt. Zehn Jahre lang, während welcher Italien der unglückliche Schauplatz jener Kriege war, die den Anfang der neuern Geschichte bezeichnen, stand er in dieser Würde der Republik vor. Damals war Machiavell Florentinischer Staatssecretär. Den politischen Charakter dieses Mannes habe ich in der Einleitung zu schildern gesucht. Soderini war ein Mann von redlichem Gesinnungen, dessen mässiges Betragen indess vielleicht den Stürmen einer ungewöhnlichen Zeit nicht gewachsen war. Der durchgreifende Verstand Machiavell's vermochte sie besser zu beurtheilen.

Die Wendung des feindlichen Waffenglücks, das Einverständniss mit den alten Anhängern und neuerungssüchtigen Gegnern ihres Hauses brachte endlich im Jahr 1512, nachdem Soderini in einem Tumult vertrieben worden, die Medicäer wieder nach Florenz. In diesem Tumult wurden die Cartons, die Michelangelo und Leonardo da Vinci für den Palast der Signoria gemalt hatten, vernichtet. Nachdem Pietro de' Medici im Garigliano umgekommen war, betrachtete man Lorenzo's Sohn, den Cardinal Johann, nachherigen Papst Leo X., als das Haupt der Familie. Ihm zur Seite stand sein Bruder Julian, nachher Herzog von Nemours. Als er Papst geworden, vertraute Johann die Herrschaft in Florenz zuerst seinem Neffen, dem zweiten Lorenzo, den er zum Herzog von Urbino gemacht hatte, dann dem Cardinal Giulio de' Medici, dem natürlichen Sohn des ältern Julian, der in der Verschwörung der Pazzi umgekommen war. Jenem hat Machiavell sein Buch vom Fürsten, diesem seine Geschichte von Florenz gewidmet. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, der Cardinal wolle seiner Vaterstadt die Freiheit wiedergeben. Dies Gerücht hatten die jungen Männer, die mit dem Machiavell in den Gärten des Rucellai akademische Gespräche pflogen,

mit Begierde ergriffen. Ungern sahn sie, als der Cardinal diesen Hoffnungen widersprach, ihre schönen, durch die Beispiele des Alterthums genährten Träume zerstört. Der Cardinal erhielt unbestimmte Nachricht von einer Verschwörung gegen sein Leben. Macchiavell's Freunde entflohn. Einer von ihnen wurde auf der Flucht von dem Dichter Ariost beherbergt, der in einem Städtchen der Apenninen Podestà war. Macchiavell selbst ward gefangen. Nach dem Tode Hadrians VI. bestieg der Cardinal Giulio unter dem Namen Clemens VII. den apostolischen Stuhl. Alessandro und Hippolyt von Medici, Enkel und Urenkel des grossen Lorenzo blieben in Florenz. Doch immer zunehmende Gährungen nöthigten endlich im Jahr 1527 die Medicäische Familie von Neuem, die Stadt zu verlassen. Man liess ihr den Ertrag ihrer Güter. Noch einmal ward die alte Verfassung, doch nur auf wenige Jahre wieder hergestellt. Man hatte den Zorn des Papstes und des Kaisers auf sich gezogen. Umsonst suchte man bei den Mächten Italiens Unterstützung. Indess zeigte sich die Stadt, verlassen wie sie war, in den letzten Tagen der Freiheit ihrer nicht unwerth. Die Befestigungswerke wurden vollendet, die Bürger in den Waffen geübt, endlich, als die päpstlichen und kaiserlichen Heere unter Anführung des Prinzen von Oranien heranrückten, wurden auch fremde Heerführer gedungen. Doch der erste unter ihnen: Malatesta, war mit den Feinden im Einverständniss. Er war es, der nach zehnmonatlicher Belagerung die unglückliche Stadt, die sich der Plünderung gewärtigte, am 6. August des Jahres 1530 zur Uebergabe an die vereinigten Belagerer zwang. Alessandro de' Medici, Herzog von Civita penna, natürlicher Sohn des zweiten Lorenzo, oder gar wie Andere behaupten, des Papstes, mit einer Tochter Carl's V. vermählt, ward nach manchem Bruch der Capitulation, nach vielen Verhaftungen und Hinrichtungen im Jahr 1530 erster Fürst von Florenz. Weder in der Gestalt, noch in seiner Sinnesart glich er seinen grossen Vorfahren. Die aufgeworfenen Lippen, das krause Haar, die schwärzliche Farbe machten, dass man ihn für den Sohn einer Negerinn hielt. Die Liebe des Vergnügens, die allen Medicäern eigen war, artete in ihm zu schändlicher Ausschweifung aus. Als nach sechs Jahren Lorenzo de' Medici, der dem andern Zweige dieses Hauses angehörte, nachdem er sich erst seines Vertrauens bemächtigt hatte, den Alessandro ermordete, war Florenz, Italien, Europa verändert. Die Stadt machte keinen Versuch, sich zu befreien, sie bedurfte eines Fürsten. Das Haus des alten Cosmo war bis auf einige natürliche, noch unmündige Kinder des verhassten Alessandro ausgestorben. Die von Cosmo's jüngerem Bruder abstammende Linie hatte

indess an Macht und Reichthum zugenommen. Während der Unruhn hatte sie, um das Schicksal der ältern Linie nicht zu theilen und um dem Volk zu schmeicheln, den Namen der Medici mit dem der Popolani verwechselt. Cosmo, der Sohn Johann's, des Anführers der schwarzen Banden, ward im Jahr 1536 nach Alessandro's Tode erster Grossherzog von Florenz.

Die Geschichte seines Hauses, das in immer steigender Entartung endlich zu Anfang des 18ten Jahrhunderts ausstarb, gehört nicht zu dem Zweck dieser Vorlesungen. Auch nehmen hier, wie Roscoe am Schluss seiner Geschichte Lorenzo, des Fürstlichen, bemerkt, die Nachrichten in eben dem Maass ab, wie die Wissbegier. Die Geschichte versiegt, weil die Freiheit erloschen ist.

Die Entwicklung, das Erlöschen dieser Freiheit haben wir durch einen Zeitraum von mehr als 300 Jahren verfolgt. Der Streit der Guelfen und Gibellinen, die Ausbildung der Zunftverfassung, die Unterdrückung des Adels, der Kampf der Zunftaristokratie mit der Volkspartey, die Entstehung des Mediceischen Einflusses, seine dauernde Befestigung, die Krämpfe der untergehenden Verfassung, endlich die Errichtung der Fürstengewalt sind die Momente, die ich in der vorläufigen Uebersicht hervorzuheben bemüht gewesen bin. Auf die Uebersicht der Florentinischen Geschichte habe ich zu Anfang dieser Vorlesungen eine Uebersicht der Florentinischen Geschichtschreiber folgen lassen. Die fromme Einfalt des 14ten, die Römische Würde des 15ten, den politischen Verstand des 16ten Jahrhunderts suchte ich anschaulich zu machen. Die Vorgeschichte erörterte sodann die Ausbildung des städtischen Gemeinwesens bis in den Anfang des 13ten Jahrhunderts. Weiterhin im Verlauf der Vorträge wünsche ich durch hin und wieder unverhältnissmässige Ausführlichkeit, wie bei der Schilderung der Gewerbe, des Aufblühns erst der künstlerischen, dann der gelehrten Bildung, der Auseinandersetzung des dichterischen oder politischen Charakters der ersten Triumvire Toscanischer Literatur, oder dem Auffassen der Verfassungselemente die Theilnahme nicht ermüdet zu haben. Eine Geschichte, wie die von Florenz, die zu unserm Leben in geringer Beziehung steht, darf zwar immer nur auf ein mittelbares Interesse Anspruch machen, aber ich wünschte, eben dies Interesse manchmal durch nähere Erörterungen zu beleben.

Umwälzungen, die denen zu Anfang des 16ten Jahrhunderts in Italien zu vergleichen sind, haben auch bei uns die letzten Ueberreste städtischer Unabhängigkeit vertilgt. Schon Machiavell sah es ein, dass diese beinahe unwiederbringlich verloren sei; er begriff, dass die Städte

nur mit den Völkern wieder auferstehn könnten. Aber mit den Völkern würden sie auch bei uns wieder auferstehn. Wenn nun auch die Geschichte sich wie alle Wissenschaft gern mit ihrer Unabhängigkeit vom Bedürfniss und vom Augenblick brüstet: so lebt sie doch eigentlich von den Allmosen der Gegenwart. Es ist ganz erklärlich und recht, dass die Einsicht in das innere Leben einer fremden Stadt, weil sie weniger Anknüpfungspunkte findet, auch weniger wichtig erscheint, als die Uebersichten der Völkergeschichte.

Mehrmal hätte ich bei dem Schicksal Italiens, des Römischen Reichs, bei dem welthistorischen Kampf der saecularen und geistlichen Macht länger verweilen mögen. Mehr als die Begrenzung meines Gegenstandes es zuliess, hätte ich die Entwicklung christlicher Lehre, kirchlicher Verfassung, religiösen Bedürfnisses, die den Kern der Weltgeschichte ist, zu verfolgen, oder die Möglichkeit einer Befreiung und Vereinigung Italiens zu einer lehrreichen Reihe von Schilderungen auszuarbeiten gewünscht.

Welche mannigfaltige Abstufung dieser Möglichkeit, sei es durch die Kaisermacht der Hohenstaufen oder der Luxemburger, durch den Guelfischen Principat des Hauses von Anjou, durch die päpstliche Herrschaft Julius II., das erweiterte Gebiet der Visconti, Cesar Borgia's und des Herzogs von Urbino, oder endlich durch das genialische Missverständniss Cola Rienzi's. Bald stützten diejenigen, die Italien zu einer selbstständigen Macht zu erheben wünschten, ihre Hoffnung auf die Wiederbelebung langerloschener politischer Ideen, wie Dante und Petrarca, bald auf die blosse Uebermacht eines eroberaden einheimischen Fürsten, wie Machiavell. Doch weder die Erneuerung der kaiserlichen Majestät, noch die Wiedererweckung Römischer Herrschaft, noch endlich blosse Eroberung war im Stande bei so zerrissenem Interesse eine Volkseinheit zu erzeugen. Hätte jener heilige Bund Julius II. gegen die Franzosen verfassungsmässigen Bestand und eine feinere Organisation erhalten können, so wäre dies der sicherste Weg zum Ziele gewesen. Denn vergebens hofft man, durch vergessene Lehnsfolgheit den angemassten Heerschild einer so grossen Anzahl unumschränkter Fürsten zu erniedrigen. Ihre Macht durch die rohe Gewalt der Waffen zu zernichten, ist noch schwieriger. Nur ein Bundesstaat, kein Reich konnte Italien in seiner damaligen Lage werden. Der natürliche Mittelpunkt dieses Bundesstaats aber war das Capitol, sein Haupt der Papst. Die päpstliche Macht war ihrer Natur nach vor der Eifersucht der meisten geschützt und zugleich von Alters her die nationale Stütze Italienischer Freiheit. Aber wenn Italien auch darin vor andern Ländern begünstigt

gewesen wäre, dass es auch nach Auflösung der kaiserlichen Macht ein natürliches Bundesoberhaupt hatte: so war in der Ausführung aller vaterländischen Pläne die Natur der Italienischen Herrschaften ein desto unübersteiglicheres Hinderniss. Denn Italien kannte nur unumschränkte Fürsten. Die Fürstenthümer hatten sich, wie die Tyrannien der Griechen aus städtischen Umwälzungen, nicht aus der Auflösung des Lehnsverbandes gebildet. Man hatte keinen Begriff, keine Trümmer, keine Erinnerung von ständischer Verfassung, die zu der festen Organisation eines vaterländischen Staatenbundes, als ein beinahe unentbehrliches Element erscheint. Hätte auf dem Capitol eine gemischte, gemein-italische Tagsatzung von ständischen Abgeordneten mit der Stimme des Volks, mit den Wünschen des Vaterlandes die engherzige Selbstsucht der Machthaber zum Schweigen gebracht, so konnte jene heilige Ligue sich allmählich zu einem Fürstenbund, ja zu einem Bundesstaat ausbilden: das schöne, von Meer und Alpen umgebene Land wäre nicht die Beute der Fremden geworden. Statt eines Geschlechts gurgelnder Castraten und verschmitzter Hofleute hätte der Italienische Boden Männer hervorgebracht, wie Demosthenes und Chatham.

BIBLIOTHECA·BODLEIANA·

LORENZO DE' MEDICI.

ANHANG.

Die Geschichte

der

Platoniſchen Akademie

zu

FLORENZ.

Τοῦτον οὖν τὸν λόγον, ὦ Φαῖδρε, εἰ μὲν βούλει, ὡς ἐγκώμιον εἰς Ἔρωτα νόμισον εἰρῆσθαι, εἰ δὲ, ὅ τι καὶ ὅπη χαίρεις ὀνομάζων, τοῦτο ὀνόμαζε.

Vorerinnerung.

In den Werken Fabroni's und Roscoe's geschieht einer Platonischen Akademie Erwähnung, die unter den ersten Mediceern zu Florenz geblüht haben soll, und der das Abendland die Bekanntschaft mit Platonischer, Alexandrinischer und Hermetischer Philosophie verdankt. Ein Paar Stellen aus den Briefen Ficin's, die Vorreden zu seiner Uebersetzung des Platon und Plotin, vor allem aber der Commentar, mit dem er das Gastmahl des ersten begleitete, sind die Quellen, worauf sich fast alles stützt und stützen konnte, was in den Schriften beider, so wie der meisten ihrer Vorgänger und derjenigen, enthalten ist, die, wie Ginguenet, Roscoe's Aeusserungen gewissenhaft wiederholt, oder die, wie Heeren, in umfassenderen Darstellungen diese Akademie treffend geschildert.

Indess Gibbon in glänzenden Gegensätzen, ohne sich auf das einzulassen, was man eigentlich wollte, unter vielen und gut geordneten Bildern auch das Wiederaufblühen der Platonischen Philosophie als einen heilsamen Streit des Irrthums mit dem Irrthum und unter den heidnischen Verirrungen jener Zeiten in einer Note auch einige Aeusserungen Plethon's mit geistreicher Raschheit vorüberführt, findet Roscoe in der trüben Erleuchtung der Methodisten den Geist der damaligen Platoniker wieder, und sucht an dieser Handhabe seinen ungerechten Tadel duldsam zu mildern. Ihn leitet der gelehrte Tiraboschi, der mit grosser Sicherheit bedauert, dass so viel Geist und Mühe auf nichts verwandt sei als auf ungereimte Träume, und sich grämt, wie so viele, die die Geschichte literarischer Cultur bearbeiten, kein unverrücktes Weitergehen aus unvollkommenen Umrissen zu seiner Bildungsstufe zu entdecken, uneingedenk, dass, wie der Boden, auf dem wir wandeln, dem Untergange mancher lebendigen Pflanzenschichte entsprungen ist, so ganze Zeitalter blühen und wieder vergehen mussten, um der Gegenwart nur Erde für die Wurzeln anderer Keime zu geben.

Ein bewegtes Zeitalter in seiner Blüthe zu ergreifen, zu zeigen, wie es ward, war und verblühte, scheint mir die schönste Aufgabe derjenigen, die durch ein geschichtliches Werk, was es eigentlich mit dem Treiben der Menschen sei, ernsthaften Zeitgenossen darzustellen wünschen. Es ist indess mancher flüchtigere Augenblick, manches weniger bekannte Streben, das auch in grössern Schilderungen unsern Blick vorzugsweise fesselt, und das in allen Beziehungen und Eigenthümlichkeiten seiner Umgebung hervorzuheben demjenigen einfällt, der durch ausbildende Thätigkeit seine Freude am Empfangen zu erhöhen wünscht; ein solches Bestreben schien mir das jener Platonischen Gesellschaft,

die in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts sich zu Florenz um den Marsiglo Ficino gebildet hatte.

Der erste Anfang der Arbeit führt sogleich auf des Canonico Bandini Lebensbeschreibung Christophoro Landino's, worin aus Florentinischen Handschriften mit grossem Fleiss nach allen Seiten hin einige Umstände und Literarnotizen, deren Kenntniss für diess Unternehmen wichtig ist, sich gesammelt finden. Diess Buch, wie des Corsi Lebensbeschreibung Ficin's, die Bandini mit Noten begleitete, bildet gewissermaassen den Commentar zu der Sammlung von Briefen, die in dem ersten Theile der Werke Ficin's abgedruckt sind. Man erkennt von allem, was später von der Florentinischen Akademie erzählt ward, den Ursprung in diesen Briefen, aus denen Schellhorn, auf den auch Niceron und Brucker hauptsächlich verweisen, das Leben Ficin's zusammensuchen konnte.

Aus ihnen und der Verfolgung der von Bandini angedeuteten Spuren erhellt bald, dass diese Platonische Akademie, gleichnamigen Schwestern unähnlich, grossentheils aus einem Lehrerverhältniss entsprungen, durch den Namen unschuldig auf falsche Ansichten geführt hat. Je schwerer es wird, den Gesellschaftsbegriff festzuhalten, um so leichter scheint es zu sein, durch seine Aufsuchung sich nicht von der Darstellung menschlichen Lebens ableiten zu lassen. Um so natürlicher wird man auf den Gedanken geführt, auf dem Hintergrunde der Weltereignisse, der Händel Italiens, der Florentinischen Bewegungen die Akademie gleichsam nur als Staffirung, doch ohne sie dem Lichte zu entziehen, in ihrer vaterländischen Luft darzustellen. Es zeigen sich nämlich für Florenz von Cosmo's Rückkehr bis zu Lorenzo's Tode bei mancherlei Störung von Aussen und Innen Jahrzehende einer befruchtenden Ruhe, die mir auszuzeichnen auch in der Geschichte eines wissenschaftlichen Vereins nicht unpassend scheint, um, was die Anführung der Jahrzahlen gewöhnlich nur entfernt bewirkt, diese Geschichte der ihrer Zeit unmittelbar anzuknüpfen und die mancherlei Anklänge gleichzeitiger Begebenheiten und Richtungen ungezwungen zu vernehmen. Und vielleicht ist es verzeihlich, den Zustand einer Gemeinde, in der ein solches Gewächs gedeihen konnte, mit unverhältnissmässiger Vorliebe zu schildern, damit man nicht wähne, was auf den bürgerlichen Zustand einer wohlhabenden, unabhängigen, immer von Neuem aufgerührten Stadt geimpft war, durch die Willkühr fürstlicher Gnade oder schnell zerstobene Akademische Verhältnisse erneuern zu können.

Mit solcher Ansicht schien es mir möglich, Florenz vorzüglich nach Macchiavelli, den Cosmo und Lorenzo grossentheils nach den von Fabroni und Roscoe abgedruckten Urkunden, dem Poggio und Politian, Ficin aus seinen Briefen und Zueignungen, den Fürsten Giovanni aus seinen Werken und der Lebensbeschreibung seines Neffen, Plethon, der die Akademie aus dem Schoosse der Kirche hervorrief, Savonarola, der sie in sie zurückführte, jenen nach den spärlichen Nachrichten und Auszügen, die uns Allatius in des Fabricius Griechischer Bibliothek aufbewahrt hat, diesen nach den Aeusserungen der Platoniker, seinem Leben, von Giovan Francesco Pico geschrieben, der unbefangenen Schilderung Comine's, die vielen mit Ficin und Mirandola verbundenen Florentiner, worin endlich das Band bestand, was sie zusammenhielt, aus den Nachrichten Tiraboschi's und Bandini's, den Büchern und Urkunden, die sie anführen, in ein gedrängtes Bild zusammen zu fassen.

Das ganze Mittelalter hindurch, grossentheils durch das Bedürfniss der Deutung heiliger Ueberlieferung, selten von der Betrachtung der Sinne angeregt, hatte sich ein unermüdeter Scharfsinn auf mannichfaltige Weise in den grossen Fragen hin und her geworfen, deren Antwort in einem jeden Zeitalter einen gewissen sich zu eigner Vernichtung schliessenden Kreis von Gedanken-Zusammenhängen bildet. Die Darstellung früherer Zeiten hatte das langsam gegliederte Heranwachsen göttlicher Betrachtung, an dem schwächere Geschlechter sich allmälig erhoben hätten, dem symmetrischen Verflechten allgemeiner Begriffe aufgeopfert, deren lebendige Wurzel die Schule selten zu erkennen vermag. So geschah, dass sich nach und nach, zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, zwei Denkweisen entwickelten, die von der Erscheinung oder von dem Begriff getäuscht, in dem Leben des Einzelnen bald eine selbstständige Vergänglichkeit, bald gehaltlose Schatten desselben unveränderlichen Begriffes fanden. Das Geheimniss, wie ein sterbliches Gefäss göttlichen Odem bewahren könne, dessen Schlüssel nicht dem Bewusstsein, nicht der Weltanschauung, nur der Liebe gegeben ist, die, von gleichartigem Leben ergriffen, zu seinem gemeinsamen Ursprung gelangt, die im Einzelnen mit sich selbst das Ganze fühlt; was der Mensch nicht erklärt, in das er sich nur hinein zu verklären vermag, suchte spaltende Berechnung vergebens dadurch, dass sie bald das Einzelne, bald das Ganze läugnet, aus dem Wege zu räumen. So war es endlich den Schulen, die sich getrennt, je nachdem sie dem Alexander von Aphrodisias oder dem Averroës folgten, gelungen, unter einem Wust fein ausgesponnener Begriffe in täuschender Beruhigung dies Geheimniss, die ewige Grundlage des Ernstes, zu verbergen, als ein muthiges Geschlecht die Ansprüche an sein vergessenes Erbtheil wieder geltend zu machen und seiner falschen Zuversicht zu entsagen ein Herz fasste. Man suchte theils die reine Aristotelische Lehre durch die Versöhnung seiner Ausleger herzustellen, und schon dieser Versuch verräth ein erwachtes Bedürfniss, da sich der Gegensatz

nur in etwas Höherem auflösen lässt, theils das uralte Ansehn des Aristoteles durch den lange vergessenen Platon zu verdrängen. Denn wenn auch in dem Jahrhundert Karl's des Kahlen Johannes Scotus Erigena durch den Dionysius Areopagita auf seine Spur geführt worden, wenn Platon's Name sogar seit der Zeit mit unverstandener Bewunderung häufig genannt ward, auch Petrarca seine Schriften besessen, das ewige Bedürfniss der Menschen manchmal ähnlichen Glauben entwickelte, so war doch sein Einfluss in die Kirche und Schule des Abendlandes nirgend zugleich namhaft und dauernd. Da wurde ein weiser Grieche durch die Schriften späterer Platoniker, die in Griechenland nie ganz verloren waren, durch eine Kette von Ueberlieferungen, seit den Zeiten des Ammonius, näher mit dem Platon bekannt; der zugleich in einem aus dem Dunkel von Klöstern und Universitäten endlich an das Licht hervordringenden Trieb nach Geistesentwickelung den schönsten Boden für seine Lehre fand.

Georg Gemistos, der, um ein neues Leben anzuzeigen, nach Art der Kirchenväter, den Namen Plethon angenommen, vielleicht um Fülle des Geistes zu bezeichnen, vielleicht um durch einen ähnlichen Laut an den Platon zu erinnern, war es, den für ihn jene Bewunderung erfüllte, die zu den verschiedensten Zeiten, niemals alternd, zu inniger Betrachtung göttlicher Dinge zurückführen soll. So ganz war er von ihr ergriffen, dass er Platon's Namen häufig vor den versammelten Vätern der Kirche aussprach, und dass man ihm den Vorwurf machen durfte, mit heidnischen Waffen für die Griechische Kirche gestritten zu haben. Ungewiss ist, ob der Peloponnes, den er beschrieb, über dessen Verwaltung er sich an den Manuel Palaeologos wandte, sein Vaterland oder nur die Zuflucht seines Alters war; gewiss, dass er dort noch vor der Eroberung Constantinopels und der gänzlichen Unterjochung seines Volkes, hundertjährig, von seinen erwachsenen Söhnen, von Griechenland und von dem gelehrten Auslande betrauert, gestorben. Seine Sitten wurden zu der Zeit des Poggio und Filelfo selbst von bittern Feinden nicht angegriffen, und mitten in der Verwirrung der Partheien ist es leicht, jene Kraft der Seele zu erkennen, die nur von solchen gehasst wird, die sich zu ohnmächtig fühlen, sie zu lieben. Zu der Zeit, wo der Cardinal Julian und Bessarion in dem neueingeweihten Dom der Santa-Reparata zu Florenz nach sechshundertjährigem Zwist die Vereinigung der Griechischen und Römischen Lehre freilich nur auf kurze Zeit besiegelten, gab Plethon dort seinen gelehrten Landsleuten, die die Noth Griechenlands, die Freigebigkeit Eugen IV., das erwachende Geistesbedürfniss des Abendlandes versammelt hatte, durch eine Schrift

über die Verschiedenheit der Platonischen und Aristotelischen Philosophie das Zeichen zu einem Streit, der um so lebhafter geführt ward, je inniger Scholastik und Mystik ihn mit dem Glauben des Christenthums oder mit dem Verstande des Jahrhunderts in Berührung setzte. Ich übergehe die gelehrten Namen des Andronicus Callistus, des Theodorus Gaza, die jugendliche Vertheidigung des von Plethon hingerissenen Michaël Apostolius, die vermittelnde Weisheit des Cardinal Bessarion, die leidenschaftliche Wuth des Patriarchen von Constantinopel Gennadius Scholarius, Alles, was der Streit über die Philosophien des Alterthums Gehässiges aufgeregt, um vor partheiischer Entstellung das Bild des merkwürdigen Mannes zu bewahren, der zur Wiederherstellung der Platonischen Akademie im Abendlande den ersten Anlass gab. Denn, hätten wir dafür auch keine andern Gründe, als die missverstandene, wahrscheinlich entstellte Weissagung, die Georg von Trapezunt vorgiebt zur Zeit der Florentinischen Kirchenversammlung aus seinem Munde gehört zu haben, „dass nämlich in wenigen Jahren die Welt einmüthig einem neuen Glauben huldigen werde, der von dem Heidenthum wenig verschieden sei," so würde doch der Sinn dieser Worte in dem Munde eines von Platon und seinen Alexandrinischen Anhängern ganz durchdrungenen Mannes uns auf diese Behauptung führen. Schon mehr als einmal hatte man es ja versucht, dem Christenthum statt jener geschichtlichen Grundlage, die ihm die Begebenheiten und Weissagungen des erwählten Volkes geben, die der Griechischen Geistesentwicklung unterzuschieben, Pythagoras und Platon an die Stelle des Moses und Elias zu setzen; mehr als einmal war aus der Wechselwirkung derjenigen Griechischen Philosophie, die aus sterblicher Nüchternheit sich am heitersten zu der Erinnerung eines göttlichen Ursprungs erhoben hatte, mit den jetzt anerkannten Forderungen des Christenthums eine Lehre entsprungen, die sich unter mancherlei Gestalt, bald in offnem Kampfe, bald mit heimlichen Waffen oft siegreich behauptet hatte. Ja jener Titanen-Uebermuth Alexandrinischer Denker, die, wie Prometheus, den Göttern die schöpferische Wurzel des Lebens abringen zu können glaubten, hatte von Neuem durch symbolische Erweckung heidnischen Glaubens unter dem Kaiser Julian eine glänzende Kirche gebildet. So etwas mochte dem Plethon, den in den Schriften der Platoniker jene Zoroastrische, Hermetische und Orphische Weisheit, deren sie sich rühmten, genährt hatte, wahrscheinlich nur dunkel vorgeschwebt haben. Während seine Feinde deshalb den ehrwürdigen Greis als einen neuen Muhammed verschrieen, sei es uns erlaubt, in der Weissagung den Keim einer Gesinnung zu entdecken, die wir in den hervor-

ragenden Männern des nächstfolgenden Zeitalters ausgebildet wieder erkennen, einer Gesinnung, die das Christenthum vielleicht weniger zu vernichten als wieder neu zu beleben trachtete. Denn es war begreiflich, dass die, welche in dem Glauben jene lebendige Nähe geschichtlicher Zuversicht vermissten, was die Philosophie zerstört, durch sie wieder aufbauen zu können glaubten. Und in den Worten des Plethon, die er kurz vor seinem Ende, die er der Sache nach in seinen leider verbrannten oder noch verborgenen Büchern von der Gesetzgebung wiederholt, liegt die Aufgabe des folgenden Geschlechts, die fromme Uebertreibung des Marsiglo Ficino, die wunderbare Gelehrsamkeit des Giovanni Pico von Mirandola, was diese Männer ihrem Jahrhundert gewesen, was endlich die Akademie gewissermassen zu einer kirchlichen Gemeinde machte, unentwickelt verborgen. Ja, vielleicht ist es nicht ungerecht, hier die Quelle der glänzenden Bildung Leo X. zu suchen, die in ihrer Entartung, über schwärmerische Herrlichkeit sittlicher Strenge vergessend, vor den grossen Männern, die das Eine fest und rücksichtslos wollten, erblassen musste. Dass in dieser Spannung Reuchlin, den auch die Akademie gebildet hatte, mit zu den Reformatoren gehören konnte, ist indess wohl das schönste Zeugniss für die Reinheit eben dieser Quelle in ihrem Ursprung; eine Reinheit, die nur einer der von ihr ausgeflossenen Arme verlieren konnte.

Der Versuch, jene Weissagung Plethon's zu erfüllen, die Darstellung der rüstigen Gemeinde weiser Männer, von den Zeiten des sinnigen Cosmo an, bis nach dem Tode Lorenzo's des Fürstlichen äussere Umstände die Blüthe von Florenz vernichteten, bis der ewige Wandel der Geschichte dies Farbenbild geistreichen Uebermuths eines begünstigten Geschlechts endlich in die graue Tiefe büssender Demuth zu den Zeiten Savonarola's auflöste, das ist die Geschichte der Platonischen Akademie zu Florenz.

Aber nicht allein diese Weissagung, nicht allein die gleiche Gesinnung Plethon's machte ihn zu dem Vorläufer der Akademie. Er war es auch, der zuerst in der Seele des grossen Cosmo den Gedanken erregte, dem später dieser Bund seine Errichtung verdankt.

Cosmo, aus dem reichen Bürgergeschlecht der Medici, genoss zur Zeit, wo die zur Vereinigung der Kirchen in Ferrara versammelten Väter, mit ihnen Plethon, durch die Pest über den Apennin nach Florenz getrieben wurden, unter seinen Mitbürgern wohlerworbenen, festgegründeten Ansehns. Ihm und seinem Bruder Lorenzo hatte zehn Jahre früher der Vater Giovanni, Bicci genannt, mit einem für jene Zeit ausserordentlichen Vermögen die ausgebreitetsten Handelsverbindungen im Orient und in Flandern, in den wichtigsten Städten hundert und acht und zwanzig auf seinen Namen geführte Häuser hinterlassen. Der Erbe seines auf weise Mässigung gegründeten Einflusses in die Angelegenheiten der Stadt wurde besonders der um neun Jahre ältere Cosmo, der schon lange an dem Glück und Unglück seiner Parthei lebhaften Antheil genommen. Gross war das Ansehn eines Partheihauptes in jenen Jahrhunderten erblicher Erbitterung, wo in Italienischen Städten, wie unter den Beduinenstämmen der Wüste, wie ehedem unter den Clans der Schotten, Verbrüderungen, die um so inniger waren, je unversöhnlicher die Partheiwuth, mit dem Namen auf den Ersten in der mächtigsten Familie heruntererbten.

Doch wie weit das nach der Eroberung Pisa's und eines Hafens am Mittelmeer durch seinen Handel, der sich von den südlichen Gegenden China's bis in den äussersten Westen Europa's erstreckte, durch Wollen- und Seidengewerbe, vorzüglich indess durch Wechselgeschäfte herrlich emporblühende Florenz von knechtischer Unterwürfigkeit entfernt war, das erläutert die Geschichte der Zeiten Cosmo's, seitdem Rinaldo de' Albizzi, durch Eugen's Vermittelung hintergangen, von der Langmuth seiner Parthei verrathen, von der siegenden verbannt, dem Cosmo und dem Neri di Gino Capponi sich in die Leitung der Wahlen und Beschlüsse zu theilen erlaubte. Als der von dem eifersüchtigen Adel verwiesene Cosmo, den Venedig und Padua ein Jahr lang bewirthet, nach dem Siege seiner Parthei zurückberufen, von Fürsten und Städten über den Apennin bis auf seinen Landsitz zu Careggi geleitet

war, Männer und Weiber die Gassen von Florenz von dem Thore bis an sein Haus erfüllt hatten; ritt er mit seinem Bruder in geringer Begleitung längs den Mauern, hinter der Kirche Santa Reparata, am Palaste des Podestà vorbei, und trat bei einbrechender Nacht am fünften Oktober des Jahrs vierzehnhundert und vier und dreissig in den von Bewaffneten noch gefüllten Palast der Signoria. Dort empfingen ihn die Häupter der Stadt mit jener vorbedeutenden Freude, die später das Volk jauchzend wiederholte, die Cosmo selbst in einer einfachen Erzählung kaum berührt und die Poggio Bracciolini, sein Freund, im Ausdruck des Marcus Tullius, dem er den Cosmo vergleicht, mit rednerischer Eleganz beschrieben. Von der siegenden Parthei wurde, wer durch Reichthümer, Verwandschaften, Freundschaften stark, sich nicht zu ihr bekannte, verwiesen, wer die Grenze des Exils überschritt, am Leben gestraft, und das eifersüchtige, von Florentinischen Flüchtlingen angefüllte Italien sah schon die blühende Stadt durch Bürgerzwist verödet. Doch Cosmo setzte allmälig durch verschwiegene Unterstützung der verschuldeten Grossen, durch die staatskluge Mässigkeit seiner Rathschläge, durch die in ein und zwanzig Jahren sechsmal erneuerte diktatorische Gewalt der Balia an die Stelle partheiischer Volksherrschaft seinen besänftigenden Einfluss auf eine geringe Zahl durch die Balia herrschender Freunde. Er erneuerte die Verbindung mit dem Hause von Anjou gegen den um sich greifenden Ehrgeiz des Alphons von Arragon, das natürliche Bündniss mit Venedig gegen die Absichten des Filippo Visconti von Mailand, bis Francesco Sforza, vorher Führer der von beiden Freistaaten in ihren Fehden gedungenen Rotten, als Herzog von Mailand, vielleicht durch das Versprechen, Lucca für Florenz zu erobern, den Cosmo auf seine Seite gegen das schon zu mächtige Venedig zog. Während nach der Vereitlung der Pläne des verbannten Rinaldo durch den unblutigen Sieg an der Brücke von Anghiari über die Braccieschischen Waffen, Neri di Gino dem abgefallenen Grafen Poppi erlaubte, mit Weib und Kindern den vierhundertjährigen Besitz seiner Ahnen, das schöne Casentinerthal, weinend zu verlassen; durfte sich der friedliche Cosmo rühmen, das Weichbild von Florenz mit San-Sepolcro, Montedoglio, Valdibagno vergrössert und durch weise Veränderung der Bündnisse das Gleichgewicht Italiens erhalten zu haben. Wenn indess auch, so lange der Sieger von Anghiari lebte, der wandelbare Sinn jener immer wogenden Bürgerschaft manchmal die herrschende Parthei zu entzweien drohte, so erhielt doch die Furcht vor der Macht der Fuorusciti, die Theilnahme der Stadt an Lombardischen und Napolitanischen Händeln gezwungene Einigkeit. Doch als Rinaldo de'

Albizi, vom heiligen Grabe zurückgekehrt, gestorben, und kurz nachdem der Sieg über den Eroberer von Constantinopel die abendländische Christenheit aus banger Besorgniss gerettet, auch der hochverehrte Neri di Gino Capponi, Cosmo's Nebenbuhler, seinem Feinde gefolgt, als Italien augenblicklich besänftigt und bei Entzündung neuer Fehden Florenz sich in weiser Entfernung hielt: da entwickelte sich während der Ruhe von Aussen im Innern eifersüchtige Gährung unter den Freunden des sieben und sechzigjährigen kränklichen Cosmo. Nur dadurch besänftigte er sie, dass er ihnen erlaubte, durch Erreichung ihres Willens sich selbst zu schaden. Denn als sie einsahen, dass sie durch seine Freundschaft mehr, als durch das blinde Loos oder wandelbare Volksgunst seien, baten sie, er möge eine Versammlung bewaffneter Bürger gestatten. Sobald das Loos dem Luca Pitti den Gonfalone di Giustizia gegeben, wurde der Palast mit Bewaffneten gefüllt, Girolamo Macchiavelli verbannt, später hingerichtet, durch Erneuerung der Balia Wenigen die Macht gesichert, Pitti, der jetzt der Mediceischen Parthei, so wie vor dem Jahre vier und dreissig Pucci, den Namen gab, von Cosmo und der Signoria reich beschenkt in den Ritterstand erhoben. Von dem an herrschte acht Jahre lang bis zu Cosmo's Tode Pitti's und anderer Freunde der Medici verschwenderischer Uebermuth. Während Körperschwäche dem Greise nicht mehr erlaubte, in Staatshändeln selbst zu erscheinen, sah er in banger Ahnung den Ausbruch neuer Bewegungen, die jetzt die Ehrfurcht vor ihm bändigte, den Zeiten seines schwächlichen Sohns und seiner unmündigen Enkel aufgespart. Von diesem Gefühle ward er überwältigt, als er einst kurz nach dem Tode seines geliebten Sohnes Giovanni, der Hoffnung seines Hauses, sich in der Wohnung umhertragen liess, die ihm Michelozzo, sein Freund, einfach und geräumig, dem ersten Bürger von Florenz anständig, erbauet, die er mit Ueberbleibseln des Alterthums und den Werken kunstreicher Florentiner herrlich geschmückt hatte. Dies Haus, sagte der bekümmerte Greis zu denen, die ihn begleiteten, ist zu gross für eine so kleine Familie.

Der haushälterische Erwerb friedlicher Macht des Cosmo verhält sich zu plötzlich ertrotzter Gewalt, wie das langsam durch Gewerbe vermehrte Vermögen zu schnellem Spielerglück. Wie jenes war auch das prunklose Ansehn der ersten Mediceer ein Eigenthum, was ihnen inniger anzugehören schien, als die Herrschaft auch rechtmässigen Fürsten, un das sie, statt es zu erweitern, beinahe mit künstlerischer Sorgsamkeit auszubilden und sich immer mehr anzueignen trachteten. Indess noch immer hätte Dante seine Vaterstadt einer Kranken vergleichen

dürfen, die auf ihrem Lager sich ungeduldig von einer Seite auf die andere wälzt und ihren Schmerz verspottet. So wenig das verehrte Stammhaupt eines zahlreichen, hochbegüterten Hauses einem unumschränkt in sorgloser Sicherheit regierenden Fürsten gleicht, so wenig darf seine natürlich entwickelte Beredsamkeit, seine gewandte Sicherheit in bürgerlichen Geschäften, der klare Sinn, mit dem er auch in tieferen Betrachtungen, die damals dem Geiste des Jahrhunderts näher lagen, leicht das Rechte erkannte, uns verleiten, in ihm eine eigentlich gelehrte Bildung zu suchen. Aber wodurch er mehr war als ein Fürst und ein Gelehrter, das ist fürstliche Gesinnung und ein der Weisheit ähnlicher Verstand. Die Nachwelt folgt in der Würdigung dieses ausserordentlichen Mannes, ohne ihn dadurch zu verkleinern, lieber der besonnenen Schilderung, die Nicolo Macchiavelli in der Geschichte seiner Vaterstadt, freimüthig bescheiden von ihm mit alterthümlicher Mässigung unnachahmlich entworfen, als der rednerischen Uebertreibung bestochener Zeitgenossen. Denn so reichlich beschenkte Cosmo gelehrte Männer, deren Umgang er für die schönste Zier und für die stärkendste Erholung eines thätigen Lebens hielt, dass von dem an der Glanz der aufblühenden Wissenschaften an den Glanz seines Hauses gebunden schien.

Kurz vor der Florentinischen Kirchenversammlung war im drei und siebenzigsten Jahr seines Alters Niccolo Niccoli gestorben, der sich um die Bildung seiner Vaterstadt grosse Verdienste erworben hatte. Das mässige Vermögen, was sein Vater, ein Kaufmann, ihm hinterlassen, reichte zwar nur mit Medicäischer Hülfe hin, das Vermächtniss seiner Büchersammlung zu öffentlichem Gebrauch gegen die Gläubiger aufrecht zu erhalten. Aber in seinem Hause, das mit Handschriften, Statuen, Gemälden und Münzen gefüllt war, schöpften der gelehrte Camaldulensergeneral Ambrogio Traversari, der zwei Jahre nach ihm starb, der beissende Poggio Bracciolini, der ältere Carlo Marsuppini, nach Leonardo, seinem Landsmann, Segretario von Florenz, ihren ersten Eifer für das Alterthum. Durch seinen Einfluss erhielten Guarino von Verona, Giovanni Aurispa, die beide neunzigjährig, fast zur nämlichen Zeit, ein durch Reisen und Studien ähnliches Leben beschlossen, so wie der lockere und undankbare Filelfo Lehrstühle der Griechischen Sprache zu Florenz. Die Vorwürfe, die ihm einige dieser Männer machen, die er durch freimüthige Aeusserungen gegen sich aufgebracht, würden nur dann sein Bild trüben, wenn nicht Leonardo von Arezzo sich selbst widerspräche und Poggio's auch in Briefen nach seinem Tode oft wiederholtes Lob nicht über den Verdacht der Schmeichelei erhaben wäre. Wie des Niccoli verständige Folge wohlangewandten mässigen Aufwan-

des, so waren auch die Reichthümer des Palla Strozzi der Beförderung wissenschaftlicher Bildung gewidmet. Ihm, den sie durch die wichtigsten Gesandtschaften geehrt, trug die Republik im Jahr 28, dem Todesjahre des Giovanni de Medici, die Erneuerung ihrer hohen Schule auf. Der edle, hochverdiente Manuel Chrysoloras, in dessen Vorträgen fast alle Griechische Gelehrsamkeit der Italiener ihren Ursprung nahm, wurde vorzüglich auf seine Kosten, auf seinen Betrieb in Verbindung mit den Bemühungen Niccoli's, des grossen Kanzlers Coluccio Salutato und mehrerer edlen Florentiner, die Manuels Vorlesungen beiwohnen wollten, noch vor Ende des vierzehnten Jahrhunderts nach Florenz gezogen. Messer Palla war es, der sich mit grossem Aufwand die erste Abschrift der Politik des Aristoteles, die Werke des Plutarch und die des Platon verschaffte. Als ihn, den die Wissenschaften zwar Staatsgeschäften nicht entfremdet, aber doch für bürgerliche Unruhen untauglich gemacht, dieselbe ausserordentliche Balia, die im Jahre 34 den Cosmo zurückrief, zugleich mit vielen edlen und begüterten Florentinern, mit dem brausenden Rinaldo de' Albizzi, dessen Gewaltsmaassregeln er sich beständig widersetzt hatte, aus seiner Vaterstadt verbannte, erheiterte er sein Exil durch die Gesellschaft Argyropul's und anderer gelehrter Griechen, die er zu Padua in seinem Hause erhielt. Nach Niccoli's Tode, Strozzi's Verbannung, wusste sich vor allen Florentinern Cosmo de Medici, der Vater des Vaterlandes, nicht durch grösseren Aufwand allein, sondern durch einsichtsvolle Theilnahme zum glücklichen Erben ihres Einflusses auf die Bildung seiner geistreichen Landsleute zu machen. Bekannt ist der gepriesene Eifer des Cosmo, womit er Künstler beschäftigte und belohnte, sein und seines Hauses Antheil an den schönen Gebäuden Brunelleschi's und Michellozzo's, an Ghiberti's Pforten zu San Giovanni, die Michelangelo würdig hielt, das Paradies zu verschliessen, an Massaccio's und Lippi's Gemälden, und was er für die Wissenschaften durch Unterstützung der Gelehrten, durch die erste Anlage grosser öffentlicher Büchersammlungen gethan, ist in Aller Munde. Aber sein schönstes Verdienst, weil auch die feinste Eitelkeit nicht ganz zu erklären vermag, was mit so viel Seele aufgefasst, mit so viel Seele ausgeführt ward, ist die Wiederherstellung der Platonischen Philosophie.

Eben war er von einer Gesandtschaft nach Venedig zurückgekehrt, als er den Plethon mit jener Attischen Beredsamkeit, wovon seine Schriften zeugen, mit jener hinreissenden Fülle, die ihm eigen gewesen sein soll, oft von den Geheimnissen Platon's reden hörte. Es war eine erwachende Zeit, wo man, was einmal gelebt war, nicht bloss erkennen, sondern von Neuem leben zu können vermeinte, ohne dem, was die Ue-

berlieferung späterer Jahrhunderte geheiligt hatte, zu entsagen, und damals konnte, von Plethon's glühender Rede angehaucht, wie Ficino sich ausdrückt, der helle Geist des wackern Mannes in diesen Unterhaltungen den ersten Gedanken einer Erneuerung der Akademie in seiner Vaterstadt, die alle Kräfte, in frommer Anschauung vereinigt, gesellig erhöhte, mit zeugender Wärme ergreifen. An den alten Schläuchen zu bessern, dünkte den Cosmo vergebliche Mühe. Neue Schläuche suchte er für neuen Wein, und die ungewöhnliche Fähigkeit, die Marsiglo Ficino, der Sohn seines Arztes, schon als Knabe zeigte, veranlasste seinen Gönner, ihn von früher Jugend an ganz dem Lieblingsgedanken, der Erweckung Platonischer Denkart unter seinen Landsleuten, zu widmen.

Im Jahr, selbst in dem Monat der Verbannung Cosmo's, war F... geboren; sein Leben begreift die beiden spätern Drittheile des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Schriften Cicero's hatten schon in der Jugend des Luca Quarquaglo seinen verwandten Geist auf den Platon aufmerksam gemacht, und als er von Bologna aus, wo er nach des Vaters Beispiel die Arzneikunde trieb, einst seinen Vater besuchte, führte ihn dieser in das Haus des Cosmo, der den Verstand und den Ernst des Jünglings mit einer ihm eigenthümlichen weissagenden Schärfe des Blicks erkannte. „Welcher Laufbahn," sprach er, „bestimmst du deinen Sohn?" „Den Studien", antwortete der Vater, „wenn es unsere Umstände erlauben." Da versetzte Cosmo: „Du heilst die Wunden des Körpers, doch diesem deinem Sohne gebührt es, ein Arzt der Seele zu werden." Sofort behielt er den Marsiglo in seinem Hause und ermunterte ihn durch alle Art von Erleichterung, Platon's Werke zu übersetzen und seine Philosophie durch Schriften, durch Briefe und Vorträge zu verbreiten. Seine Söhne, Pietro, den angeerbte Gicht verhinderte, in den wenigen Jahren seiner Herrschaft seine schönen Anlagen deutlich zu zeigen, und der früh verstorbene Giovanni, waren Zöglinge Ficin's. Auch den Söhnen des Pietro: Lorenzo, dem Vater der Musen, und dem liebenswürdigen Giuliano, den die Verschwörung der Pazzi hinraffte; Lorenzo's Söhnen: dem Pietro, der das väterliche Ansehn zu Florenz erbte und verlor, und Giovanni, dessen Knabenstirn schon der Cardinalshut schmückte, unter dem später der päpstliche Stuhl vor Luthern erbebte, blieb Ficino innig verbunden. Ihnen ist die ganze Reihe seiner Werke gewidmet. Wie die Schätze und der Einfluss Cosmo's, so waren in diesem Hause auch seine Liebe der Künste, seine Theilnahme an den Bemühungen gelehrter Männer, so wie seine Freundschaften durch drei Menschenalter hindurch bis auf seine Urenkel erblich. Die frühbestimmte, unveränderte Richtung, die damals Ficin's Gedanken nahmen, machte sie bis in ihre feinsten Verästungen zu Platon's Eigenthum. Seine kränkliche Leibesbeschaffenheit war gewissermassen von der übermächti-

gen Seele erdrückt. Die Musik, die er liebte, scheint auf seine Stimmung den Einfluss gehabt zu haben, der einen zartgewebten Körper voraussetzt. Durch sie suchte er jene leidenschaftbändigende Seelenruhe zu gewinnen, der die Griechischen Weisen nachgestrebt. Oft begleitete er Orphische Hymnen auf der Cither, und Cosmo bittet ihn bei einem Besuche in Carreggi, zu dem er ihn auffordert, Platon's Philebus und die Orphische Leier nicht zu vergessen. Schön ist der aus jeder Zeile seiner Schriften hervorleuchtende Glaube an höhere Abkunft, indem er sagen konnte: „Wie das Ohr von Luft gefüllt Luft hört, wie das Auge von Licht gefüllt Licht sieht, so ist es Gott, der in der Seele Gott vernimmt." Schön ist der jugendliche Sinn, mit dem Ficino bis in sein Alter sich verwandten Gemüthern anschloss. Wenn die Geschichte seiner Werke zugleich die der Bekanntschaft des Abendlandes mit den Platonischen Lehren ist, so ist die Geschichte seiner Freundschaften zugleich die der Florentinischen Akademie. Er überlebte nicht lange diejenigen seiner Freunde, denen er unverbrüchlich verbunden. Ihn überlebte nur ein Schatten der Akademie. Denn er war der Mittelpunkt für jenen Bund weiser Florentiner, dem im fünfzehnten Jahrhundert dieser Name mit beständiger Hinsicht auf dessen früheste Bedeutung, vielleicht nur von Gleichgesinnten, beigelegt wurde.

Zwölf Jahre, erzählt Ficin, habe er mit dem Cosmo philosophirend zugebracht. Er mag also im achtzehnten Jahr das Haus seines grossen Gönners betreten haben. Fünf Jahre darauf, um die Zeit, da Neri di Gino starb, brachte er dem Cosmo seine vier Bücher der Einleitung in die Platonische Philosophie, die er auf Christophoro Landino's Rath aus dem, was damals von lateinischen Uebersetzungen Alexandrinischer Platoniker oder des Platon selbst vorhanden sein mochte, nach den Ergänzungen, die ihm sein eigenes Gefühl angab, zusammengetragen. Cosmo bezeugte seine Zufriedenheit durch das Geschenk eines Landgutes zu Montevecchio. Doch riethen sowohl er als Landino, mit der Bekanntmachung zu warten, bis eine hinlängliche Kenntniss der damals durch Platina und Demetrius Chalcocondylas aus Athen von Neuem zu Florenz blühenden Griechischen Sprache ihm erlauben würde, sich auf die Quellen selbst zu stützen. Ein Jahr später schrieb er zu Figlino, auf der Strasse von Arezzo, woher seine Familie stammte, sein Buch vom Vergnügen an den Antonio Canigiani, den Freund Landino's und Cavalcanti's, auf dessen Landsitz er im Gespräch den ersten Gedanken dazu gefasst. Seiner Sache noch ungewiss, greift Ficin in diesem Buche nach mannigfaltigen Meinungen bescheiden umher. Doch verräth er schon eine nicht gemeine Kenntniss Platonischer und Hermetischer

Schriften, neben der anderer Sehten des Griechischen Alterthums. Peregrino Agli, ein hoffnungsvoller Jüngling, den ein frühzeitiger Tod hinwegraffte, besang schon damals den Platonischen Ficin. Dieselbe Freundschaft verband beiden den Christophoro Landino aus Pratovecchio, der dem Ruhm glücklicher Dichtkunst durch das noch neue Verdienst, den Horaz, den Virgil, und den vaterländischen Dante gereinigt und relautert zu haben, erhöhte, der vor dem Ficin mit der Griechischen Sprache, mit dem Hause der Medici, wahrscheinlich auch mit der Platonischen Philosophie vertraut war. Früher noch wie Antonio Canigiani, wie Peregrino Agli, wie Christophoro Landino, war Naldo Naldi, den Ficin seinen ältesten Jugendfreund nennt, dessen Lebensbeschreibung des Gianozzo Manetti bekannter als die Sammlung seiner Gedichte geblieben ist, zugleich ihm und dem Platon verbunden.

Auch Leo Batista, aus dem grossen Geschlecht der Alberti, war einer der ältesten Genossen der durch Platonische Gesinnung verbrüderten Florentiner. Dieser merkwürdige Mann, der die Geheimnisse der Natur, wie die Lehren der Mathematik erforschte, der von den Künsten schrieb und selbst den Pinsel, den Meissel, den Grabstichel meisterhaft zu gebrauchen verstand, der sich durch Schriften über die Baukunst, wie durch Gebäude berühmt machte, war in dem Exil, was sein Haus am Ende des vierzehnten Jahrhunderts betroffen, zu Venedig geboren. Aufgeweckt, zu Allem geschickt, wohlgebildet scheint er früh adlige Gewandtheit in mannichfaltigen Leibesübungen mit jener gleichmässigen Schärfe des Sinns, jener künstlerischen Leichtigkeit des Verstandes verbunden zu haben, die wir für ein Vorrecht des heitern Alterthums zu halten gewohnt sind. Derselbe Mann, der oft in sinnendem Schweigen irgend einer grossen oder erfreulichen Erfindung nachdachte, zu der er den Stoff oder die Mittel in den Werkstätten der Handwerker unermüdet gesucht, der zuerst durch Sammlung und Brechung des Lichts einem kleinen Gemälde die Täuschung der Wirklichkeit zu geben, Schiffe, die man schnell wieder aus einander nehmen könnte, zu bauen wusste, dem die Erforschung und Verbindung der Naturkräfte das Künstlerauge für ihr Gebilde nicht getrübt, derselbe Mann konnte mit heiterer Suade von dem reden, dessen Betrachtung so häufig in frommen Gemüthern die Kraft der Natur wie ihr Gebilde, die Wissenschaft wie die Kunst in unkenntliche Ferne rückt.

Noch ehe Cosmo starb und ehe Ficin öffentlich zu lehren anfing, gehörte auch Donato Neri Acciaiuolo zu den edlen Florentinern, die der Platonischen Lehre ergeben waren. Die Abstammung mütterlicher Seite von dem verwiesenen Palla Strozzi mag ihm für Griechische Stu-

dien jene Vorliebe gegeben haben, in der ihn der Unterricht beider Aretiner: des Leonardo Bruni und des Carolo Marsuppini; des Poggio und des Argyropul bestärkte. Die Verwandtschaft der Rucellai verschwägerte ihn mit den Medici, denen er auch, als Messer Agnolo Acciauolo sich wider sie verschwor, treu geblieben. Dem Cosmo überreichte er die Uebersetzung eines Buchs der Aristotelischen Ethik, Ludwig dem XI. ein Leben Carls des Grossen, und das Jahr, in dem er Gonfalonier die Giustizia ward, bezeichnete er durch einen Auszug aus der Politik des Aristoteles. Seine Bildung war so schön, dass ein Gemälde, was ihn als Jüngling darstellt, lange in einem öffentlichen Gebäude bewundert ward. Sein Leben brachte er in wichtigen Gesandtschaften der Stadt, in beständigen Aufopferungen für ihr Wohl zu. Als, nachdem die Verschwörung der Pazzi vereitelt, Italien gegen Florenz im Bunde war, starb er auf der Gesandtschaftsreise an den Französischen Hof zu Mailand. Landino hielt vor seinem Hause die Leichenrede. Von seinen hinterlassenen Söhnen wurden mehrere bekannt. Der Staat stattete dankbar seine Töchter aus.

Nur im Vorbeigehen nenne ich den Uebersetzer der abentheuerlichen Lebensbeschreibung des wunderbaren Apollonius, den Alemanno Rinuccino, der in den Händeln der Stadt ergraut, erst zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in dem von Thaddeo Gaddi ausgemalten Familiengrab bestattet ward; den Benedetto Accolti, dessen Geschichte der Kreuzzüge Torquato Tasso vor Augen hatte, den Improvisator Baccio Ugolino, den beredten Bernardo Nuzzi, den reichen Pietro de Pazzi, den Pietro Acciauolo, deren mehrere an Landino's Gesprächen von Camaldoli Antheil nehmen, die meisten häufig in den Briefen Ficin's erwähnt werden. Doch länger möchte ich bei der Freundschaft des Giovanni Cavalcanti mit dem Marsigio Ficino verweilen.

Giovanni aus dem alten Toscanischen Rittergeschlecht der Cavalcanti wurde Ficin's Freund wie die eben Genannten, bei dessen Eintritt ins männliche Alter, sein Schüler später als dieser von der Platonischen Weisheit öffentlich zu reden anfing. Ficin wurde verstanden, wenn er ihn vorzugsweise seinen Vertrauten nannte; mehrere Briefe finden sich, die von beiden gemeinschaftlich geschrieben oder an beide gerichtet sind. Statt einem Andern zu antworten, war einst ein Brief Ficin's unwillkührlich an ihn gerichtet. Sobald im Herbst oder im Frühling Ficin zu Careggi, Cavalcanti auf den Hügeln von Trebio ländliche Ruhe suchte, wenn Geschäfte den Cavalcanti aus der Gesellschaft seines Freundes in die Stadt riefen, oder die Besorgniss einer ansteckenden Krankheit den Ficin, Florenz zu verlassen, bewog, bezeichnet ein ununter-

brochener Briefwechsel ihre Trennung. Die meisten Briefe, die uns erhalten worden, scheinen im achten Jahrzehend des funfzehnten Jahrhunderts grossentheils vor der Verschwörung der Pazzi geschrieben, und es ist rührend, nachdem man in der Ficinischen Briefsammlung lange die Ueberschrift: Seinem Cavalcanti, vermisst hat, endlich wieder einige Briefe zu finden, die zwanzig Jahre später zu der Zeit geschrieben sind, wo der Zug Carl's VIII. das Glück der Mediceischen Familie, mit ihm die Zuversicht jener schönen Blüthe Florentinischer Bildung plötzlich zerstörte. Nachdem er darin das Unglück in dem Leben der Menschen als die Stimme Gottes betrachtet, erinnert ihn das Verderben seiner Vaterstadt an die Weissagung Savonarola's. Er fordert den Cavalcanti mit aller Wärme alter Zuneigung, er fordert die Florentiner dringend auf, durch Busse die Vollendung des Werks der Gottheit in ihrem Herzen zu erflehn. Die meisten Briefe Ficin's an den Cavalcanti enthalten, wie fast die ganze Sammlung Deutung Platonischer Lehren. Wie Paulus, dessen Bild ihm vorgeschwebt haben mag, mit den christlichen Gemeinden von Christus, so redet Ficin mit seinen Jüngern nur von Platon. Ueberall ist jene Verehrung seiner Werke sichtbar, wodurch diese gewissermassen eine heilige Schrift für seine Anhänger spätere Zeiten geworden. In manchen Briefen an den Cavalcanti findet sich die sterndeutende, träumerische Aengstlichkeit Ficin's, die den Zeiten angemessen sein, seinem angebornen, vielleicht zu sehr erzogenen Trübsinn zusagen mochte, mit der fröhlicheren Gottesfurcht seines Freundes, in vielen die Ungeduld sehnsüchtiger Zärtlichkeit des Lehrers mit Cavalcanti's ruhigem Wohlwollen in jenem Gegensatz, ohne den selten eine tiefere Freundschaft sich unter den Menschen zu entwickeln pflegt. Ueberall dringt auf eine schöne Art durch die belehrende Schwerfälligkeit, in der Ficin von dem göttlichen Ursprung der Liebe zu seinem Freunde redet, jene bewusstlosere Inbrunst hervor, die seit der zartesten Jugend von der heitern und gotterfüllten Betrachtung begeisterter Zuneigung in den Schriften Platon's durchdrungen, die Saat, die sie später unter der Florentinischen Jugend gesäet, selbst in den edelsten Verhältnissen zu ernten das Glück und die Kraft hatte. Auch dem Christophoro Landino, dessen Schüler er gewesen, blieb Cavalcanti innig verbunden, und wir finden ihn noch in einem Gespräch über die Leidenschaften mit dem jüngern Pietro de Medici und dem Bernardo Rucellai, dessen Gärten bis auf die Zeiten der Verschwörung gegen den Cardinal Giulio die Zuflucht akademischer Gespräche blieben.

Dies waren die Männer, die schon vor dem Tode des Cosmo de Medici, der damals herrschenden Lehrart zuwider, dem Platon zugethan

waren, und die in mannigfaltigen Unterhaltungen nach Griechischem Vorbild ihr innerstes Leben der Gesellschaft anvertrauen durften. Was sie verband, waren keine Gesetze, keine erzwungene Thätigkeit, kein eigentliches Institut, es war der von Cosmo geliebte, von Ficino erläuterte Geist Platonischer Denkart im Gegensatz gegen die Weisheit der Universitäten. In diese Zeit fallen die Gespräche von Camaldoli, die von Christophero Landino aufgezeichnet oder ausgemalt wurden, so dass sie ihm zur Gelegenheit dienten, zur Bildung des Lorenzo und Giuliano beizutragen. Unter den Männern, die hier während der Hitze an dem schattigen Abhange des Apennin in der Nähe des Klosters Camaldoli durch den Zufall zusammengeführt sein sollen, sehen wir neben den jungen Medicäern den Alemanno Rinuccino, den Staatsmann Donato Acciauolo, vor Allen aber den edlen Leo Batista Alberti, der gegen Lorenzo das beschauliche Leben Platonisch vertheidigt und dem Landino eine allegorische Deutung der Aeneis in den Mund legt. Auch der Altercazione, einem Gedicht des jungen Lorenzo de Medici, worin ein Gespräch mit einem Schäfer zu Careggi das Glück des Landlebens dem Glück der Städte gegenüberstellt, während Ficin, der zugleich denselben Stoff bearbeitete, die Unabhängigkeit des höchsten Guts von irdischen Dingen entwickelt, mag Wirklichkeit zum Grunde liegen.

Je mehr sich Cosmo's Ende näherte, je innigern Antheil scheint er an der Erneuerung der Platonischen Lehre genommen zu haben. Ficino musste ihm noch, kurz ehe er starb, die tiefen Gespräche Platons, den Parmenides und Philebus vorlesen, in denen dem lange hin und hergetriebenen Verstande die Ruhe von ferne gezeigt wird. Als seine Gemahlinn Mona Contessina ihn fragte, warum er die Augen schlösse, antwortete der sterbende Greis: „Um sie zu gewöhnen.“ Dann schloss er sie auf immer.

Als Cosmo gestorben, ward Pietro der Erbe eines Ansehens, was die Freunde seines Vaters um so ungeduldiger trugen, je grösser ihre Macht in den letzten Jahren gewesen war, je mehr seine Körperschwäche den Pietro verhinderte, öffentlich aufzutreten. Vor Allen schenkte er sein Vertrauen dem Diotisalvi Neroni, dessen treuloser Rath, durch Eintreibung der in der Florentinischen Bürgerschaft ausgeliehenen Gelder einer augenblicklichen kaufmännischen Verlegenheit zu begegnen, die Hauptstütze der Mediceischen Macht untergrub. Während der Fall vieler Handlungshäuser, wozu diese Maassregel beitrug, ein allgemeines Murren erregte, verschwor sich Neroni mit dem übermüthigen Luca Pitti, dem ehrgeizigen Agnolo Acciauolo und dem Nicolo Soderini, der von Allen vielleicht allein die Freiheit seiner Vaterstadt wollte. Die Verschwornen versammelten sich im Kloster der Pieta, die Parthei der Medici trat in der Crocetta bei nächtlicher Weile zusammen. Immer heftiger wurde die Spannung, immer drohender der nahe Ausbruch des Gewitters. Als nun, nachdem die Balia erloschen, das Loos dem Nicolo Soderini das Banner der Rechtspflege gegeben, der neuerungssüchtige Jubel des Volks ihn mit einem Olivenzweige auffordernd bekränzt, er aber den Augenblick versäumt hatte, Luca Pitti indess für den Pietro gewonnen worden, da war es die Parthei der Medici, die, als beide Faktionen zu den Waffen griffen, durch überlegtere Rüstung sich den Sieg bereiten, durch wiederholte Achtserklärungen ihn behaupten konnte. Stark genug, die Pläne seiner Feinde zu vereiteln, war Pietro zu schwach, den Uebermuth seiner Freunde zu bändigen, und man erzählt, dass er, um ihnen ein Gegengewicht zu geben, sich zu Caffagiuolo mit dem Agnolo Acciauolo, dem Haupt der Geächteten, kurz ehe er starb, beredet habe.

Um diese Zeit mag Ficin, nachdem er in fünf Jahren die Uebersetzung des Platon vollendet hatte, zuerst als öffentlicher Lehrer aufgetreten sein. Begierig sogen die Florentiner, die Fremden, die damals der Ruf Florentinischer Bildung aus ganz Europa zusammenzog, in sei-

nen Vorträgen die neue Lehre ein, und wer ihn hörte, wurde sein und Platon's Freund. Unter den Zuhörern, die er in einem Briefe an den Rechtsgelehrten Praeninger, der zu Costanz jährlich den Geburtstag Ficin's feierte, als akademische Genossen, nach dem damals gewöhnlicheren Taufnamen geordnet, anführt, finden wir Jünglinge aus den edelsten Florentinischen Familien, der Neri, der Guicciardini, der Soderini, viele, mit denen er sein Leben in den innigsten Verhältnissen zugebracht, wie den Carlo Marsuppini, des Dichters und Kanzlers Sohn, den Philippo Valori, den Astrologen Pier Leone. Auch Reuchlin, der später mit Herzog Eberhard dem Bärtigen nach Rom reiste, soll hier im Umgang mit den Platonikern seine Neigung zu orientalischen Ansichten eingesogen haben und in dem schönen Gemälde, worin Roscoe ein unerschöpfliches Zeitalter nach allen Seiten hin umfasst, finden die Namen der Engländer Platz, die die Kenntniss der Griechischen Sprache aus Florenz nach Oxford verpflanzt und die in dem Umgang Ficin's mit dem heiligen Feuer Platonischer Denkart mögen erfüllt worden sein, was sich auf die Zeiten Cudworth's und Moore's für die Griechenlands würdigen Seelen der Sidney hinunter bewahrte.

Seit indess nach Pietro's Tode der edle Tommaso Soderini, den man als das Haupt der Stadt betrachtete, dem Lorenzo und Giuliano de Medici die väterliche Würde erhalten und Lorenzo's bescheidene Rede in der Versammlung des Klosters San Antonio die schönsten Hoffnungen erregte, genoss Florenz von neuem ein Jahrzehend hindurch kaum getrübter Ruhe, bis der Ehrgeiz des grossen Hauses der Pazzi von päpstlicher Staatskunst benutzt die Kirche Santa Reparata mit dem Blut des sanften Giuliano besudelte und der Zorn das blutige Unternehmen nur zur Hälfte ausgeführt zu sehen, leicht einen Vorwand fand, die Waffen Italiens gegen Lorenzo's neu befestigte Macht zu verbinden.

In dies Jahrzehend eines mit dem Wohlstande steigenden friedlichen Uebermuths, den die Gesetze wider den Aufwand fruchtlos in altbürgerliche Schranken zurückzudrängen suchten, worin Lorenzo's fürstlicher Glanz das verherrlichte Florenz um seine so oft gemissbrauchte Freiheit täuschte, fällt auch die schönste Blüthe der Akademie des Marsiglo Ficino. Um diese Zeit durfte er begeistert ausrufen: „das Jahrhundert ist gekommen, Bessarion, woran der Geist Platon's sich erfreuen, und ob dem wir, seine Angehörigen, frohlocken dürfen!“ Später, als Giovanni Pico nach Florenz gekommen, trübte diesen heitern Rausch der Platonischen Akademie doch gleichsam eine Ahndung der Nüchternheit. Diess war die Zeit einer religiösen Verehrung Platon's, den man vielleicht in Bezug auf die Andeutungen Plotin's und Porphyr's, auf die Weissagun-

gen Plethon's, als den Stifter eines neuen Glaubens zu betrachten anfing. Vielleicht ist es gegründet, was später von Ficin, um ihn der Ketzerei zu beschuldigen, erzählt ward, dass in seinem Zimmer, worin weder die Mutter Gottes noch irgend ein Heiliger abgebildet war, vor dem einzigen Bilde, was er besass, dem Bilde Platon's, eine ewige Lampe brannte. Wenigstens wird uns in den lebhaftesten Zügen Lorenzo's Freude geschildert, als man nach langem Graben und Forschen endlich ein Brustbild Platon's auf einer Griechischen Insel gefunden zu haben glaubte, das einzige, dessen Aechtheit auch jetzt noch von den gelehrtesten Archäologen anerkannt wird. Ficin fand in dem Leben des Sokrates, von dem Delphischen Orakelspruch bis auf die Zahl seiner Lebensbeschreiber, den Hahn, den er opferte, den Kelch, den er leerte, die letzten Worte, die er sprach, andeutende, wenn auch nicht, wie etwa im Hiob, vorbildliche, Darstellung der Geschichte des Erlösers. Seine Genossen nannte er Brüder in Platon. So verband Ficin die Aufgabe seines Lebens mit dem Rückhalt christlicher Denkart, und die biblische Sprache, in der er Platonische Lehren vorträgt, war wohl mehr als bildlich. Wie die Anregung der Antike in den Werken seines Zeitgenossen, des Michel Agnolo Buonaroti gewissermassen zu Fleisch und Blut geworden, so Platon's klare Tiefe in der Erläuterung des Marsiglo Ficino. Was darin als fremdartiger Zusatz erscheint, ist gerade, was den Platon zu seinem Eigenthum macht, und da selbst die geflissentlichste Entäusserung der Gegenwart nie ganz in ein verflossenes Zeitalter sich hinein zu versetzen vermag, so müssen wir die Ehrlichkeit eines Jahrhunderts rühmen, das nicht mit gemalten Speisen geheuchelten Hunger stillte.

Den Geist der Platoniker des Jahrzehends vor der Verschwörung der Pazzi zu begreifen, zu sehen, wie das Gewebe, zu dessen Bereitung Attische Geselligkeit der göttlichen Seele des Platon gewissermassen den Rahmen geliehn, in Florentinischem Gespräch mit andern Fäden nacherzeugt, vom Marsiglo Ficino gedeutet ward, dazu schickt sich die Darstellung eines der Feste, wodurch Lorenzo in diesen Jahren den Tag festlich beging, an dem Platon geboren und im 81sten Jahr gestorben sein soll, wenn nicht vielleicht der christliche Gebrauch, die Todestage der Märtyrer ihre Geburtstage zu nennen, dergleichen Sagen, wie von Pythagoras und Apollonius, so auch von Platon zu Wege gebracht hat. In den Schriften Alexandrinischer Platoniker hatte man von einem jährlichen Gedächtnissmahl Nachricht gefunden, wodurch Plotin und seine Zeitgenossen diesen Tag, den siebten November, gefeiert. Zwölfhundert Jahre waren seitdem verflossen, als Lorenzo de Medici dies Pla-

tonische Fest mit königlichem Aufwand auf seiner Caregianischen Ville zu erneuern beschloss. Francesco Bandini, der später am Hofe des Matthias Corvinus lebte, führte dabei auf Lorenzo's Geheiss den Vorsitz. Die Gäste waren: der Dichter Christophoro Landino, der Bischof des nahe gelegenen Fiesole Antonio Agli, der Rhetor Bernardo Nuzzi, beide Brüder Marsuppini: Carlo und Christophoro, Thoma Benci, der den Pimander des vorgeblichen Hermes aus dem Ficinischen Latein in das Toscanische übertragen, der Vater Ficin's, endlich er selbst und sein Freund Giovanni Cavalcanti. In heiterer Unterredung verfloss die Zeit, bis nach abgeräumter Tafel Bernardo Nuzzi vorschlug, durch Erklärung eines Platonischen Werks das Fest seines Zweckes würdig zu begehen. Er wählte das Symposion, worin die ironische Symmetrie der Reden, die zum Lobe des Eros von den beim Agathon versammelten Gästen gehalten worden, ihre ähnlich vertheilte Auslegung zu Careggi erlaubte. Die Rede, worin Phädros, der Myrrhinusier, den Sokrates einst am Ilyssus der unverholenen Mittheilung göttlicher Geheimnisse würdigte, entwickelt, wie nach alten Dichtersagen Eros vor allen Göttern zugleich mit der Erde aus dem Chaos geboren, wie er unter den Menschen grosser Gesinnungen und heldenmüthiger, von den Göttern belohnter Aufopferungen Urheber sei, erklärt Giovanni Cavalcanti, Marsiglo's Vertrauter. Die Sehnsucht chaotischer Finsterniss zu gestaltendem Licht, ehe die Seelen der Engel im göttlichen Verstande gedacht worden, die Liebe des Menschen, die als ein dieser Weltsehnsucht verwandtes Suchen der Schönheit in Geist, Gestalt oder Klang der Urquell alles Guten sei, ist der Inhalt der Deutung des Cavalcanti, die sich dem Sinn der Rede des Phädros wie ein christliches Nachbild ungezwungen anschliesst. Als sein Amt den Bischof von Fiesole abrief, theilte man dem Cavalcanti, den die Versammlung Heros nannte, auch die Rede des Pausanias zu. Was dieser von der zweifachen Aphrodite, von der Urania, die kein Weib geboren, von der spätern, die eine Tochter des Zeus und der Dione, von dem Eros, der beide begleitet, von ihrer Verwechslung bei den Barbaren, ihrer weisen Unterscheidung durch Attische Sitten und Gesetze erwähnt, giebt dem Heros Gelegenheit, jenen in sich selbst zurückkehrenden Strahl der Schönheit mit dem Dionysios Areopagita, aus dem göttlichen Mittelpunkt bis in seinen entferntesten Ausfluss körperlicher Schönheit zu verfolgen, von der der Liebende ergriffen, was er suche und wünsche, nicht wisse, weil ihn dieser Abglanz des höheren Lichts, wie eine missverstandene Ahndung, nur stufenweise zu seiner Quelle führe. Auch dem Eryximachos, der den gedoppelten Eros in der ganzen Natur, in seiner Erkenntniss den Grund der Jatrik,

der Mantik und Musik nachweist, folgt Cavalcanti in ähnlichem Sinn, als ärztliche Geschäfte Ficino's Vater entfernten. Den Cavalcanti löst Christophoro Landino, den Ficin das Haupt der Orphischen und Platonischen Dichter seiner Zeit nennt, in der Erklärung der wunderlichen Rede des Aristophanes ab. Dem Aristophanes ist die Liebe nichts, als die Sehnsucht des jetzt gespaltenen Menschen, in seine vorige Natur zurückzukehren, wo die dreifach mögliche Verbindung desselben oder verschiednen Geschlechts zweier heutigen den ursprünglichen Menschen bildete, bis ihn der Zorn des Zeus gestraft und mit einer Wiederholung derselben Strafe erneuerten Uebermuths bedroht. Zwar ist es die Pflugschaar allein, sagt Landino, die den Acker furcht, aber wie das ganze Gestell dazu erfordert wird, so mag auch in symbolischen Reden manches, was keiner unmittelbaren Deutung fähig ist, dem Bedeutenden hinzugefügt werden. So glaubt er sich berechtigt, in der Spaltung des Menschen den Sündenfall zu erkennen, wodurch sein eingebornes Licht von dem Göttlichen getrennt worden, zu dem die Liebe allein ihn zurückzuführen vermag. Des Agathon tönende Worte, worin die Jugend, die Schönheit und Macht, die Güte und Seligkeit des Gottes mit dichterischer Fülle gepriesen wird, erklärt Carolo Marsuppini, der holde Zögling der Musen, indem er durch die Tiefe geistlicher Betrachtung die Widersprüche löst, dem Einfluss der Götter astrologische Bedeutung giebt, und das Lob des Gottes auf menschliche Leidenschaft sinnreich anwendet. Thoma Benci, Ficin's Sokratischer Freund, überträgt den schönen Mythus, die gotterfüllten Worte der Diotima, das Gespräch, worin Sokrates dafür den Boden reinigt, in christlichen Ausdruck. Endlich richtet Christophoro Marsuppini, was Guido Cavalcanti anderthalb Jahrhunderte früher von der Liebe gesungen, an den Marsiglo, bei dem er für die Ehre des Hauses, dem sein Freund Giovanni entsprossen, die wärmste Theilnahme voraussetzen durfte, und nachdem er bei Gelegenheit der Erzählung des Alcibiades den Sokrates sinnvoll mit dem Eros selbst verglichen, schliesst er sein Lob Sokratischer Liebe mit Gebet. Dies ist in kurzem Auszuge die Erklärung des Platonischen Gastmahls, wie Ficin sie der Florentinischen Akademie in den Mund gelegt. Wenn auch alle Nähe und Ferne des Attischen Gemäldes hier gewissermassen auf eine Fläche gebracht, die Beleuchtung nirgend verstanden ist, wenn auch das ironische Helldunkel, das dort in dem Ganzen wunderbar gebrochen, hier, wie etwa in Indischen Bildern, von schattenlosem und deshalb geschwächtem Licht verschlungen wird, so kann man doch nirgend den Ernst verkennen, der den Gott, den er einmal gesehn, auch da, wo er abwesend ist, statt ihn zu suchen, noch immer zu sehn glaubt.

Es ist indess auf der andern Seite in diesen Erklärungen eine gewisse Symbolik sichtbar, die, wenn ihr auch, wie eben behauptet worden, immer das nämliche Licht vorgeschwebt hat, doch, unfähig, sich bei dem Ursprünglichsten zu beruhigen, wenn ich mich so ausdrücken darf, von der Rechnung getäuscht, zu drei Dimensionen noch die vierte sucht. Ja vielleicht würde man sich nicht irren, wenn man diesen Hang zu symbolischer Erklärung, der als die Eigenthümlichkeit jener Zeiten häufig hervorgehoben worden, gerade für den Kern der Platonischen Denkart des funfzehnten Jahrhunderts hielte; denn so wie nach Ficin's Erklärung in Platon's Symposion eigentlich nichts sich selber bedeutet, so schien überhaupt ihm, wie seinen Genossen, das Leben nirgend sich selbst zu bedeuten. Sie fühlten sich, um auch hier einem Platonischen Bilde getreu zu bleiben, im Dunkeln von den Gestalten der Wirklichkeit getrennt, die anzuschauen sie sich sehnten, aber statt in den Bewegungen der vorübergehenden Schatten die bewegende Kraft der Wirklichkeit, in ihren Umrissen die Urbilder abgebildet zu glauben, schienen sie ihnen darin nur angedeutet, der Schatten wurde zur Hieroglyphe. Daraus erklärt sich, wie am Ende die schönste Sehnsucht, weil sie sich entwöhnte, die That als das Letzte zu nehmen, sich selber bis zu jenem Gefühl der Wesenlosigkeit untergraben konnte, in der sie, alles früheren Glanzes überdrüssig, immer einfarbiger, von dem strafenden Eifer einfacherer Offenbarung verdunkelt werden musste.

Eines ähnlichen Gastmahls zu Florenz, wobei Ficin mit dem Cavalcanti sich von der Unsterblichkeit unterhielt, geschieht in seinen Briefen Erwähnung. Es wurde noch öfter erneuert, bis im Jahr vierzehnhundert und acht und siebenzig der grässliche Mord Giuliano's mit mancher Gewohnheit eines unbefangenen Frohsinns auch diese vernichtete. Denn es scheint, als ob dieselbe Verwirrung der Gemüther, die in einer Stadt grosse Verbrechen erzeugt, durch geheimen Zusammenhang zugleich auch solchen Bestrebungen, die von der äussern Gegenwart am unabhängigsten sind, die Heiterkeit, in der sie gedeihen, entzöge.

Der Sieg über die päpstlichen Truppen am Trasimenischen See, Lorenzo's kühne Reise an den feindseligen Hof von Neapel, zerstreute indess grossentheils das Ungewitter, was sich nach dem misslungenen Anschlag der Pazzi über Florenz zusammenzog. Eine Landung der Türken zu Otranto erlöste Toscana von der bedenklichen Nähe des Herzogs von Calabrien, und während die Beweglichkeit einer Verfassung, deren Häupter alle zwei Monate durch das Loos gewechselt wurden, von der beständigen Macht eines durch Lorenzo's Einfluss besetzten Raths von siebenzig Bürgern gemässigt wurde, genoss Florenz von neuem einer ehrenvollen Ruhe, die der Bund Italiens gegen Venedig, die Vermittlung zwischen Neapel und dem Papst nur auf kurze Zeit zu vernichten vermochte. Auch der Feldzug für Sarzana, das die Fregosi erobert und jener merkwürdigen Gesellschaft der Staatsgläubigen in Genua übergeben hatten, die unter dem Namen San Giorgio nach und nach die Einkünfte, die Güter, die Verwaltung des Schuldners an sich gebracht hatte, war in jenen Zeiten bezahlter Waffen bei unversiegten Quellen des Wohlstandes ohne nachtheiligen Einfluss auf die glückliche Lage von Florenz. In dem Ansehen Lorenzo's fand das bis an die Gipfel der Berge hinan bebaute Italien eine sichere Stütze des Gleichgewichts, dessen Schwerpunkt Florenz schon durch die Weisheit seines Grossvaters geworden war.

Diess sind die Zeiten des gigantischen Michelangelo, des klassischen Polizian, die des Fürsten Giovanni Pico, den sein staunendes Zeitalter, weil es ihn Niemandem vergleichen mochte, dem Föuix verglich.

Da wo die Ufer des Po sich südlich gegen den Apennin in weiter Fläche ausdehnen, liegt in der Nähe von Ferrara die damals befestigte Mirandola, deren Besitzer, die Fürsten Pico, die ihr Geschlecht von einem Urenkel Constantin's herleiteten, mit den benachbarten Fürsten von Carpi, den Grafen von Montagan, den Gonzaga und den Ordelaffi verschwägert, sich reichsunmittelbare Herrschaft auch als Grafen des nahegelegenen Concordia aus unvordenklicher Verjährung angemaasst.

Giovanni Pico, der jüngste Sohn des Fürsten Giovan Francesco, war ein Jahr vor Cosmo's Tode geboren und wurde schon im vierzehnten Jahre in Hoffnung reicher Pfründen zu Bologna dem geistlichen Stande gewidmet, für den die liebende Frömmigkeit seiner Mutter indess nicht bloss Augen der Habsucht hatte. Wir sehn ihn schnell in geistlichen Rechten bewandert, dann auch diessseits der Alpen an Höfen und auf hohen Schulen zu einem Inbegriff damaliger Gelehrsamkeit gebildet, endlich in der glänzenden Hauptstadt der Christenheit nach der Sitte damaliger Zeit im Begriff, durch öffentliche Vertheidigung von neunhundert aus mannigfaltigen, zum Theil geheimnissvollen oder doch unbekannten Quellen entlehnten auffallenden Sätzen seine Gelehrsamkeit zu bewähren. Die Stimmen, die vielleicht vom Neide erregt, sich gegen ihn erhoben, die Unzufriedenheit des römischen Stuhles, die verketzernden Vorwürfe, gegen die er sich durch die Arbeit von zwanzig Nächten vertheidigte, scheinen seinem Leben einen neuen Ernst gegeben zu haben. Der blonde, blauäugige Jüngling aus vornehmem Geschlecht, dessen hoher und schlanker Wuchs, dessen zarte Gesundheitsblüthe bei edler Gesichtsbildung den schönen Frauen Italiens gefiel, die er mit jugendlicher Gluth besang, zog sich plötzlich zurück. Die vorher reinlichen Züge seiner Handschrift verwirrten sich in einander hierhin und dorthin, so dass sie, als er seine Gedanken so schnell, wie er dachte, zum Theil abspringend, oft verändert niederschrieb, beinahe unleserlich wurden. Seine Gedichte warf er ins Feuer. In seinem früheren Leben schrieb er jetzt vieles der Eitelkeit zu, von deren Nichtigkeit er ergriffen, wie Pascal, irdischer Wissenschaft abtrünnig, Gott allein und in Allem zu suchen anhub. Zugleich zog ihn das Räthsel der Cabbala, der Abgrund Alexandrinischer Platoniker, Platon's durchsichtiges Geheimniss, den Kreisen immer näher, die zu Florenz beschrieben waren, bis ihn endlich die Freundschaft Lorenzo's an Florenz, die des Marsiglo an das Streben seiner Akademie gefesselt. Die Aussöhnung des Averroës mit dem Avicenna, des Scotus mit dem Thomas, des Platon mit dem Aristoteles, sein Vorhaben, die Hauptfeinde der Kirche mit eignen Waffen zu bestreiten, was ihn einem jener Väter der Kirche, die mit Alexandrinischer Weisheit gefüllt zu ihr übergingen, an die Seite stellt, das Werk seines Lebens, war der Richtung, die der Geist dieser Akademie genommen, keineswegs zuwider. Denn sie wollte eine Wechseldurchdringung der Religion und Philosophie, sie wollte, wie Ficin sich ausdrückt, die Religion der Unwissenheit, die Philosophie der Gottlosigkeit entreissen.

In dem vorletzten Jahrzehend des funfzehnten Jahrhunderts mag Giovanni Pico nach Florenz gekommen sein. Er besuchte sogleich den Ficino, dessen Uebersetzung der Platonischen Schriften, die in Pico's Geburtsjahr angefangen, durch ein sonderbares Zusammentreffen eben die kaum zuvor in Italien bekannt gewordene Presse verlassen. Den Grund dieser Bewegung so wie mancher Zeichen, deren Deutung die Erkenntniss eines gleichartigen Lebens ihn anfzusuchen veranlasste, glaubte Ficin in dem Einfluss der Gestirne zu finden. Denn bei beider Geburt stand Saturn in dem nämlichen Zeichen und verkündigte bei trübem Gemüth göttlichen Ernst, den auch Platon's Phädros ihnen von Saturnischem Einfluss abhängig zu machen schien. Auf einer Villa zu Fiesole wohnte der Fürst von Mirandola in der Nähe Polizian's, der in alten Sprachen wie die Alten schrieb, empfand und dichtete. Oft überraschte ihn Pico unerwartet aus seinem Hain immergrüner Eichen hervor, um ihn zu einem mässigen, durch muntere Reden gewürzten Mahl abzuholen. Polizian verspricht indess, dem Ficin wohl noch bessern Wein als sein fürstlicher Freund vorzusetzen, wenn er im August, wo zu Careggi die Hitze zu drückend wird, die Einsamkeit des quellenreichen schattigen Thals von Fiesole in unbemerkter Nähe von Florenz mit ihnen beiden theilen wolle. „Denn welche Wonne, schreibt Polizian, glaubst Du, mein Ficin, dass ich empfinde, wenn ich Dich und meinen Pico sowohl in Euren Neigungen als Studien so einverstanden sehe, und wenn ich dabei denke, dass ich Euch beiden nicht weniger lieb sei, als jeder von Euch einer dem andern. Sind wir doch alle darin einig, dass wir die Wissenschaften nach Kräften fördern, und diess nicht wegen schnöden Gewinnstes. Pico von Mirandola widmet sich geistlichen Wissenschaften und bekämpft die sieben Feinde der Kirche; zugleich geht er als Vermittler zwischen Deinem Platon und meinem Aristoteles einher. Du bekleidest, wenn gleich auch andere Alte, doch vorzüglich den Platon und alle Ptatoniker mit Lateinischem Gewande und erläuterst sie mit Commentaren. Ich hingegen, so lange ich nur noch ein Schüler in Eurer Philosophie bin, habe mir die Zweige der Literatur gewählt, die, wenn auch weniger Ansehen, doch mehr Reiz haben.“ Damals übersetzte Ficin die Enneaden Plotin's auf den Rath, den Pico ihm, durch höhere Eingebung glaubte er, bei seinem ersten bedeutungsvollen Besuche gegeben. Es lag nämlich in der Natur der Sache, dass die Schriften neuerer Platoniker, vorzüglich die des Plotin, der gewiss nicht heidnisch erröthete, einen Körper zu haben, und sich beständig weigerte, einem Maler zu sitzen, um nicht, wie er sagte, den Schatten eines Schattens zu vervielfältigen, mit vorzüg-

licher Vorliebe von den für den Namen Platon's begeisterten Florentinern ergriffen werden mussten. Diese Schriften, die, wenn auch die trockenste Forschung ihre Keime durchaus im Plato nachweisen kann, doch die durch das Evangelium ganz umgekehrte Weltansicht bewusstlos in sich tragen. Diese Uebersetzung vollendete er erst in dem Sterbejahr seines hohen Gönners, dem er sie widmete.

Ein unbekanntes Fieber hatte mit schnell steigender Heftigkeit die Wurzel der Lebenskraft Lorenzo's angegriffen, und immer näher rückte sein Tod, den die Geschichte als den ahnungsvollen Anfang eines neuen über Italien hereinbrechenden Unglücks betrachtet. Rührend schildert Polizian in einem Briefe an den Giacopo Antiquario die letzte Stunde des grossen Mannes, die gemüthliche Heiterkeit, mit der er kurz vor seinem Ende sich mit ihm und dem aus der Stadt herbeigerufenen Pico unterhielt, die Fassung, mit der er dem Girolamo Savonarola nach den Gebräuchen der Kirche antwortete, die Thränen seiner Diener, den Gram seiner Freunde, die dumpfe Trauer, mit der die Nachricht von seinem Ende Florenz erfüllte.

Sein Arzt, der Astrologe Pier Leone, Ficin's Freund, warf sich aus Verzweiflung, vielleicht wegen eines Verdachts der Giftmischerei, in einen Brunnen. Der Blitz zerschmetterte die Thurmspitze der Kirche San Lorenzo, so dass die Trümmer nach der Seite der Medicäischen Kapelle, deren Ausschmückung lange die grössten Künstler beschäftigt hatte, herunterfielen. Ueberall glaubte man Zeichen des Himmels zu sehen, und Savonarola's donnernde Beredsamkeit riss nicht den Pöbel, alt und jung, Mann und Weib, allein, sondern auch die Blüthe der Bildung unter seinen Landsleuten hin, so dass sie in Thränen büssender Zerknirschung die von ihm geweissagte Strafe des Uebermuths erwarteten. An ihn glaubte Ficin, und Pico machte sich gegen ihn anheischig, die Welt barfuss, bettelnd, Christus predigend zu durchwandern.

Nach zwei Jahren kam der ritterliche Heereszug der Franzosen. Die Macht des Pietro de Medici, der einst in seltsam bedeutender Laune dem Michelangelo befohlen, auf seinem Hofe aus neugefallenem Schnee eine Statue zu errichten, zerschmolz wie diese. Er entfloh. Die herrlichen Paläste, die Museen und Büchersammlungen seiner Vorfahren wurden vom Florentinischen Pöbel, wohl auch von Französischen Soldaten geplündert, und in dem geistreichen, durch langen Frieden, durch erkauften oder abgekauften Krieg, durch Reichthum verwöhnten Florenz herrschte neben zügellosen Soldaten über ein von lange vergessener Freiheit berauschtes Volk, Savonarola's prophetischer

Zorn. Da starb in demselben Jahr, wo die Medici verbannt worden, der Fürst von Mirandola, den Macchiavelli einen beinahe göttlichen Mann nennt, und kurz nachdem der Mönch, an dessen Sendung nicht Pico allein und seine weisen Genossen, sondern auch, wohl nicht bloss aus staatsklugen Gründen, der einfache und unbefangene Comines geglaubt, ein Opfer päpstlicher Rache geworden, starb im letzten Jahr des Jahrhunderts das Haupt der Platonischen Akademie, Marsiglo Ficino. Vergebens sucht die Geschichte den begeisterten Gedanken, der eine Gesellschaft verbunden, über das Leben ihrer Stifter hinaus zu verfolgen. Immer neu ist die Aufgabe nachwachsender Geschlechter, und was dem Gesellschaftsbegriff scheinbar persönliches Leben giebt, das ist der lebendige Mensch.

Wenn auch im Schatten der Bäume des Alterthums, die dem Italienischen Mittelalter fremd geworden, in den Gärten der Rucellai, Bernardo, seine Söhne und sein frühverstorbener Enkel Cosimo, Macchiavelli's Freund, zu weisen Gesprächen ihre Landsleute vereinigten, so war doch Platon nicht mehr ihre Seele, wie er es in denen zu Careggi, zu Fiesole, in den Gärten der Medici ein halbes Jahrhundert hindurch gewesen. Die Zeiten Macchiavelli's, die Gespräche des Fabrizio Colonna mit dem Cosimo Rucellai über die Einführung alterthümlicher Kriegskunst; wie die Akademie, die immer grösseren Antheil am Staat nahm, je weiter die Vermischung demokratischer Formen ihn aus dem Bereich ihrer Mitglieder entfernte, der Mittelpunkt einer Verschwörung gegen die neubefestigte Tyrannei des Cardinals Giulio aus dem Hause der Medici ward, wie dann Luigi Alemanni, Zanobi Buondelmonti, Macchiavelli's Freunde, von dem Beispiel des Cola Rienzo, des Porcari, der gegen Gian Galeazzo von Mailand Verschwornen, der Pazzi, begeistert, ergriffen von dunkler, durch das Alterthum erweckter Freiheitsbegier, Florenz zu erlösen beschlossen — und nun ihre Verweisung zugleich die Vernichtung eines Schattens der Freiheit, den Cosimo gelassen, eines Schattens der Akademie, die er in Wahrheit gestiftet, bezeichnete — das Alles würde zu einem merkwürdigen Gemälde reichlichen Stoff geben. Auch Leopold's Erneuerung der Akademie, des Grafen Castiglione Wiederherstellung der Platonischen Feste Plotin's und Lorenzo's — verdiente in einer Darstellung, die auch der im Grabe nachgewachsenen Haare gedächte, ehrenvolle Erwähnung. Aber kein verwaistes Geschlecht würde bei diesen Bildern den Drang nach ihrer Erneuerung fühlen, wie die schönen Zeiten Ficin's sie in dem unsrigen aufregen dürfen. Denn wo das freie Bündniss durch gleiches Suchen innig befreundeter Männer im Ursprung erscheint, da glauben wir Got-

tes Odem in der Geschichte unmittelbar nahe zu fühlen. Ja, vielleicht darf man behaupten, dass überall, wo ein höherer Funke den Lauf der Begebenheiten zu erleuchten scheint, es Verbrüderung in Liebe und Thätigkeit sei, die ihn gepflegt habe, jene Freundschaft, die wie Harmodios und Aristogiton im Myrthenzweige das Schwert trägt, die, wenn sie nicht Geschichte wird, sich unglücklich glauben muss wie eine kinderlose Ehe, weil, um mit Platon zu reden, nur dadurch alle Liebe der Unsterblichkeit, nach der sie sich sehnt, theilhaftig wird, dass sie im Schönen das Schöne erzeugt.

Alphabetisches Register.

Seite.

A.

Acciaiuoli ..... 87.
„ , Agnolo ..... 156. 159.
„ , Donato Neri ..... 155. 158.
„ , Pietro ..... 156.
Accolti, Benedetto ..... 156.
Adel, Fehden desselben im Innern von Florenz ..... 41.
Adriani, Giov. Batista ..... 26.
Agli, Antonio ..... 162.
„ , Peregrino ..... 155.
d'Agubbio, Oderigi ..... 73.
Alarich ..... 32.
Alberti ..... 105.
„ Benedetto 107. 108. 109. 114. 116.
„ Leo Batista ..... 155. 158.
Albizzi ..... 105.
„ , Maso de' ..... 109. 116.
„ , Piero de' ..... 108.
„ , Rinaldo de, 116. 125. 147. 148. 149. 151.
Albuin ..... 36. 37.
Aldobrandi, Tegghiajo ..... 47. 48.
Alemanni, Luigi ..... 169.
Alighieri v. Dante
Alexandria ..... 113.
Alphons v. Arragonien ..... 148.
Alterthum, Kenntniss desselben in Florenz ..... 100.
Altopascio ..... 82.
Amalfi ..... 39. 41.
Amidei ..... 43.
Amirato, Scipione, d. ält. ..... 26.
Anconitanische Mark ..... 84.
Andrea v. Pisa ..... 77.
Andronicus Callistus ..... 145.
Anghiari, Brücke ..... 148.
Anguillara, Orso Graf v., ... 99.
Anio ..... 30.
Anthar ..... 36.
Antwerpen ..... 89.
Apostolius, Michael ..... 145.

Seite.

Arbia ..... 48.
Arezzo ..... 46. 97. 109.
„ , Bischof von ..... 63.
„ , Carl von ..... 122.
„ , Leonardo von ..... 122. 150.
Argenti de' Cavicciuoli, Philippo . 72.
Argyropulos ..... 151. 156.
Ariost ..... 134.
Arles, Hugo v. ..... 38.
Armenien ..... 89.
Arno ..... 88.
Arnold, der Sohn Lapos 63. 75. 76. 77.
Ascesi, Wilhelm von, ... 88.
Asow ..... 89. 90.
Asowsches Meer ..... 40. 89.
Astrachan ..... 90.
Attila ..... 32.
Audbert v. Noves ..... 98.
Aurispa, Giov. ..... 122. 150.
Avignon ..... 57. 58. 98.

B.

Balducci Pegolotto, Francesco .. 89.
Bandini, Bernardo ..... 127. 128.
„ , Francesco ..... 162.
Bardi .. 44. 56. 57. 85. 87. 88. 89. 90.
Bardi u. Frescobaldi, Verschwörung 85.
Bartolommeo di San Marco, Fra. 132.
Baukunst ..... 76.
Beatrice ..... 70.
Befestigung der Städte u. Burgen 38.
Begnone, Stefano v. ..... 127.
Bella, Giano della, ... 11. 62.
Benci, Thoma ..... 162.
Berengar (I.) v. Friuli ..... 38.
Berengar (II.) v. Ivrea. ..... 38.
Bessarion ..... 105. 144.
Bicci v. Medici
Bildhauerkunst ..... 77.
Biondello ..... 72.
Boccaccio ..... 73. 92. 101.
Bologna ..... 45. 51. 80. 97. 153.

Seite.

Bonifaz VIII. ..... 65. 67.
Borgia, Alexander ..... 132.
„ , Cesare ..... 22.
Bracciolino, Poggio 18. 122. 148. 150. 156.
Brescia ..... 81.
Brunelleschi, Philippo ... 64. 120. 151.
Bruni, Leonardo ..... 18. 150.
Bruno ..... 72.
Brutus, Joh. Mich. ..... 24. 115.
Bürgerbewaffnung ..... 45.
Bürgerhäuser, Ursprung derselben 43.
Buffalmacco ..... 72. 77.
Buonarotti v. Michelangelo
Buondelmonti, Buondelmonte de' .. 43.
„ , Zanobi ..... 169.
Burgen und Städte ..... 38.
Burgund ..... 56.

C.

Cacciaguida ..... 66.
Caffa ..... 113.
Caffagiuolo ..... 159.
Calabrien, Herzog v. ..... 82. 85.
Calandrino ..... 72.
Camaldoli, Kloster ..... 158.
Campaldino ..... 63.
Can grande della Scala ..... 65. 70.
Canigiani, Antonio ..... 154. 155.
Capocci, Fiorello di Liello ..... 10.
Capponi, Nero di Gino. 18. 55. 109. 125. 147.
Capua ..... 38.
Carl IV. ..... 81.
Carl von Anjou ..... 51. 59. 77.
Carl von Luxemburg ..... 99. 100.
Carl von Valois ..... 65.
Caroccio ..... 46. 48. 82.
Carpentras ..... 97.
Carpi, Fürsten v. ..... 165.
Carreggi, ... 118. 126. 129. 156.
Casella ..... 72.
Casentinerthal ..... 148.
Caspisches Meer ..... 90.
Castiglione, Graf ..... 169.
Castracani, Castruccio ..... 81. 82.
Cavalcanti ..... 44. 154.
„ , Cavalcante ..... 66. 74.
„ , Giovanni .... 75. 156. 162.
„ , Guido .... 62. 65. 72. 74.
Cavalieri gaudenti ..... 51.
Cavicciuoli, Philippo Argenti de' 72.
Cerchi ..... 44.
„ , Vieri de' ..... 64. 72.
Certaldo ..... 96.
Chalcocondylas, Demetrius ..... 154.
China ..... 89.
Christenthum, Einführung desselben in Florenz ..... 32.
Chrysoloras, Manuel ..... 122. 151.
Ciacco ..... 72.

Seite.

Cimabue ..... 72. 75. 76.
Cini, Bettone ..... 87.
Cino da Pistoia ..... 98.
Ciompi ..... 106.
Clemens V. ..... 67.
Clemens VII. ..... 128. 134.
Colonna, Fabrizio ..... 32.
„ , Jacob ..... 98.
„ , Stephan ..... 98. 99.
„ , „ ,d. jüng. ..... 100.
Compagni, Dino ..... 13. 62. 63. 64.
Conradin ..... 51.
Constantinopel ..... 39. 113. 128.
Contessina, Mona ..... 158.
Correggio ..... 100.
Cortona ..... 109.
Cosmo I. Grossherzog ..... 135.
Cossa, Balthasar ..... 114.
Cunimund ..... 36.
Cypern ..... 89.

D.

Damiette ..... 44.
Dandolo ..... 100.
Dante ..... 50. 62. 63. 65—75.
Desiderius ..... 37.
Dietrich von Bern ..... 34.
Donatello, Donato ..... 120. 122.
Donati ..... 43.
„ , Corso ..... 63. 64. 65. 72. 78.

E.

Eccelino ..... 67.
Elsathal 96,
Empoli ..... 48.
England ..... 56. 89. 90. 113.
Eroberungen ..... 46.
Etzel ..... 32.
Ezzelino da Romana ..... 68.

F.

Fabroni ..... 115.
Faesulae ..... 4.
Faggiuola, Uguccione della, ... 78. 81.
Fehden des Adels im Innern der Stadt ..... 41.
Feodor Ivanowitsch ..... 78.
Ferrara ..... 123.
Ficino, Marsiglio 124. 126. 129. 130. 146. 152. 153. sein Tod 169.
Fiesole ..... 4. 30. 31. 32. 40.
Figlino ..... 154.
Filelfo, ... 115. 122. 150.
Firenzuola ..... 16.
Flandern ..... 113.
Florenz
Arnobrücke ..... 32. 43. 70.
Belagerung ..... 134.
la Crocetta ..... 159.
Entstehung ..... 4. 30. 31.

Seite.

Erneuerung ..... 88.
Handel ..... 112.
Handelskrise ..... 90.
Kirchen
S. Giovanni 32. 59. 77. 120. 151.
S. Lorenzo ..... 168.
S. Maria del Fiore 64. 77. 120. 127.
S. Reparata ... 32. 64. 144. 160.
Klöster
S. Antonio ..... 160.
Pietà ..... 159.
Marsstatue ..... 32. 43.
Pest ..... 90. 92.
Politik ..... 81. 113.
Signoria, Palast ..... 64. 86.
Sitten ..... 46.
Tempel
des Mars ..... 32.
Thore
Marienthor ..... 55.
Uebergabe ..... 134.
Ueberschwemmung ..... 88.
Universität ..... 122.
Ursprung, italienische Sage über denselben ..... 29.
Verfassung, älteste. ..... 41.
Veränderung in derselben ... 45.
Veränderung durch die Frati gaudenti ..... 51.
Neue Einrichtungen ..... 52.
Zustand, ältester ..... 36. 41.
„ , blühender ..... 63.
Forese ..... 72.
Frankreich ..... 56.
Frati Gaudenti ..... 51.
Fregosi ..... 165.
Frescobaldi ..... 44. 57. 85. 87.
Frescobaldi u. Bardi, Verschwörung ..... 85.
Friedrich I. ..... 40.
Friedrich II. .. 40. 44. 45. 67. 74. 79.
Frontin ..... 32.

G.

Gabrielli, Giacomo ..... 85.
Gaddi, Thaddeo ..... 156.
Gaeta ..... 39.
Galeazzo, Giov. ..... 109.
Galigai ..... 14.
Galilei ..... 113.
Garigliano ..... 133.
Gaza, Theodorus ..... 145.
Geistesentwicklung, Einfluss der Zünfte auf dieselbe ..... 61.
Gemeinwesen, städtisches ..... 38.
Gemistos Plethon, Georg 123. 144. 145. 456.
Gennadius Scholarius ..... 145.
Genserich ..... 33.
Genua ..... 40. 112.

Seite.

Georg v. Trapezunt ..... 145.
Geschichtschreibung, florentinische 10.
Gherardini, Cece ..... 47.
Ghiberti ..... 77. 151.
„ Lorenzo ..... 59. 120.
Giano della Bella ..... 14. 62.
Gibellinen
Niederlage derselben ..... 45.
Vertreibung ..... 47.
Sieg ..... 48.
Gibellinen und Guelfen ..... 41. 43.
Gintrachan ..... 90.
Giordano, Graf ..... 47. 48.
S. Giorgio, Gesellschaft, ... 165.
Giotto ..... 72. 73. 77.
Giovio, Paul ..... 25. 26.
Girolamo ..... 115.
Giulio, Cardinal ..... 169.
Gobbio ..... 116.
Gonzaga ..... 165.
Grafen ..... 35.
Grossgriechische Städte ..... 39.
Gualfredotto ..... 41.
Guarino v. Verona ..... 150.
Gubbio ..... 83. 85.
Guelfen
Erste Vertreibung ..... 44.
Rückkehr ..... 45.
Fehden der ausgewanderten ... 51.
Rückkehr ..... 52.
Verfassung ihrer Partheyinnung 104.
Guelfen und Gibellinen ..... 41. 43.
Guicciardini, Francesco ..... 26.

H.

Hadrian VI. ..... 134.
Handel, v. Florenz.
Handelskrise ..... 90.
Heinrich VI. ..... 68.
Heinrich VII. ..... 68. 70. 79. 80. 81.
Hohenstaufen, Lombardisches Bündniss gegen dieselben ..... 40.
Hugo v. Arles ..... 38.
Hugo v. Sade ..... 98.
Hungarn ..... 38.

I.

Indien ..... 90.
Johannisorden v. Jerusalem ..... 56.
Johann XXII. ..... 99.
Julian, Cardinal ..... 144.
Ivanowitsch, Feodor ..... 78.

K.

Karl der Grosse ..... 37.
Karolinger ..... 37.
Klassische Bildung ..... 121.
Kreuzzüge ..... 40.
Kritik, historische ..... 8.
Künste, zeichnende ..... 119.

Seite.

L.

Lamberti, Mosca de' ..... 43. 66.
Landino, Christophoro 154. 155. 157. 162.
Lando, Michele di ..... 108. 109.
Latini, Brunetto ..... 72.
Laura ..... 98.
Lausanne ..... 80.
Leo, Bischof ..... 33.
Leo X. ..... 133. 146.
Leone, Pier ..... 160. 168.
Liello Capocci, Fiorello di, ... 10.
Lippi ..... 151.
Livorno ..... 112.
Lombardey ..... 41. 81.
Lombardisches Bündniss gegen die Hohenstaufen ..... 40.
Longin ..... 36.
Longobarden-Einwanderung ..... 36.
Lorenzo II., Herzog v. Urbino .. 133.
Lucca ... 30. 45. 48. 51. 55. 57. 148.
Lucumonen ..... 30.
Ludwig II. ..... 37.
Ludwig der Baier ..... 81. 99.
S. Luigi ..... 17.
Luna ..... 39.

M.

Macchiavelli, Girolamo ..... 149.
„ , Nicolo 1. 18. 40. 116. 133. 134.
Maffri, Antonio ..... 127.
Mailand ..... 73. 80. 100. 109.
Malatesta ..... 131.
Malerei ..... 76. 119.
Malespina, Marchese ..... 65.
Malespini ..... 40. 44.
„ Giacchetto ..... 12. 62.
„ Riccardo ..... 10. 61.
Manetti, Gianozzo ..... 155.
Manfred ..... 45. 47. 48. 51.
Manni ..... 17.
S. Marco, Fra Bartolommeo di .. 132.
Marsuppini, Carlo, d. ält. ... 150. 156.
„ , Carlo ..... 160. 162.
„ , Christoph ..... 162.
Massaccio ..... 119. 151.
Mathematik ..... 113.
Medici ..... 87. 105.
Erhebung ..... 114.
Rückkehr ..... 113.
Alessandro de' ..... 134. 135.
Cosmo de' 117. 122. 125. 128. 129. 147.
Giovanni de', genannt Bicci ... 147.
Giuliano de' ..... 115.
Giuliano de', Sohn des Pietro, Herzog v. Nemours ..... 133.
Giulio de' ..... 128. 133. 134.
Hippolyt de' ..... 131.
Johann v. ..... 114. 117.

Seite.

Johann v., Sohn Pietro's, Cardin. (Leo X.) ..... 133.
Lorenzo de', 117. 120. 128. 129. 130. 131. 147. 168.
Lorenzo de', Herzog v. Urbino 22. 133.
Lorenzo de' (von dem zweiten Zweige) ..... 131.
Lorenzo u. Giuliano, Söhne des Pietro ..... 126. 127.
Pietro de' 126. 130. 133. 157. 159. 168.
Silvestro de', ... 107. 108. 114.
Veri de' ..... 109. 114.
Memmi, Simone ..... 119.
Michael Apostolius ..... 145.
Michelangelo ..... 70. 130. 165.
Michelozzo. ..... 125. 149. 151.
Mirandola ..... 165.
Mirandola, Giov. Pico v. 20. 129. 130. 132. 160. 165. 166. 167. 169.
Mohammed, Sultan ..... 128.
Montagan, Grafen von ..... 165.
Monteaperti ..... 11. 48.
Montedoglio ..... 148.
Montepulciano ..... 109.
Montesicco ..... 127.
Montevecchio ..... 154.
Montpellier ..... 97.
Municipalverfassungen ..... 34.

N.

Naldi, Naldo ..... 155.
Nardi ..... 132.
„ Jacopo ..... 26.
Narses ..... 36.
Nation, Bildung der italienischen 113.
Neapel ..... 39. 51. 56. 96.
Nerli ..... 26.
Neroni, Diotisalvi ..... 126. 159.
Nicoli, Nicolo ..... 122. 150. 151.
Nicolaus III. Orsini ..... 67.
Niederlande ..... 55.
Novelle, florentinische ..... 71.
Novello, Graf Guido ..... 48. 51.
Noves, Audbert v. ..... 98.
Nuzzi, Bernardo ..... 156. 162.

O.

Obizo v. Este ..... 67.
Odoacher ..... 33. 34.
Optimatische Parthey ..... 109. 114.
Häupter derselben ..... 116.
Oranien, Prinz von ..... 134.
Ordelaffi ..... 165.
Orden des h. Johannes v. Jerusalem ..... 56.
Ordinamenti della giustizia ..... 62.
Orsini ..... 118.
„ , Nicolaus III. ..... 67.
Orso, Graf v. Anguillara ..... 99.

Seite.

Otnit ..... 34.
Otranto ..... 165.
Otto der Grosse ..... 38.

P.

Padua ..... 68. 81.
Parma ..... 100.
Partheyen, Versöhnung derselben 52.
Pavia ..... 37.
Pazzi ..... 115.
Verschwörung derselben .... 127.
„ , Francesco de' ..... 127.
„ , Giacopo de' ..... 127.
„ , Pietro de' ..... 156.
Pelasger, Tyrrhenische ..... 30.
Pelzer ..... 56.
Persien ..... 90.
Peruzzi ..... 90.
Pest ..... 90. 92.
Petracco d' Ancisa, Ser ..... 97.
Petrarca ..... 97.
Pico v. Mirandola 20. 129. 130. 132. 160. 165. 166. 167. 169.
Piero, Paolino di ..... 16.
Pilatus, Pontius ..... 100.
Pisa 30. 40. 44. 46. 55. 63. 65. 81. 109. 110. 112.
Campo Santo ..... 77.
Pisano, Andrea ..... 59. 120.
„ , Giovanni ..... 77.
Pistoja ..... 46. 81.
Pitti, Luca, ... 125. 126. 149. 159.
Platina ..... 154.
Platonische Akademie ..... 138.
Platonische Philosophie ..... 122.
Platons Todestag, Feier desselben 161.
Plebejische Parthey ..... 114. 116.
Plethon, Georg Gemistos 123. 144. 145. 146.
Podesta, erster ..... 41.
Poggio ..... 115.
Polenta, Guido da ..... 70.
Politik, florentinische ..... 81. 113.
Poliziano 120. 128. 129. 130. 165. 167.
Popolani ..... 135.
Popolo vecchio ..... 46.
Poppi, Graf ..... 148.
Populonia ..... 30. 31.
Porto Pisano ..... 112.
Praeninger ..... 160.
Priorat der Zünfte ..... 59.
Pucci, Antonio ..... 17.
Pulci ..... 120. 129.

Q.

Quarino ..... 122.
Quarquaglo, Luca ..... 153.

R.

Raben ..... 34.

Seite.

Radagais ..... 32.
Rasena ..... 30.
Ravenna ..... 32. 34. 36. 41. 70. 97.
Redekünste ..... 120.
Rektoren, fremde ..... 82.
Reuchlin ..... 146. 160.
Riario 127
Ricci ..... 105.
Ridolfo, Antonio ..... 128.
Rienzi, Cola ..... 99. 100.
Rimini, Francesca di ..... 70.
Rinuccino, Alemanno ..... 156. 158.
Robert, König v. Neapel 79. 81. 82. 86. 98.
Rom ..... 36. 41. 56.
Capitol ..... 98.
Roncaglia ..... 40.
Roscoe ..... 115.
Rucellai ..... 87. 133.
„ , Bernardo ..... 157.

S.

Sade, Hugo v. ..... 98.
Sächsische Kaiser ..... 39.
Salutati, Coluccio ..... 113. 122. 151.
Salviati, Francesco ..... 127.
Sarazenen ..... 38.
Sarzana ..... 165.
Savonarola, Hieron. 20. 131. 168. 169.
Scala, Can grande della 65. 70. 100.
„ , Giorgio ..... 108. 119.
Scholarius, Gennadius ..... 145.
Schwarzes Meer ..... 89.
Schwarze u. weisse Parthey .... 65.
Seidenzunft ..... 55.
Segni, Bernardo ..... 26.
S. Sepolcro ..... 148.
Sforza, Francesco ..... 148.
„ , Galeazzo ..... 129.
Sicilien ..... 56.
Sicilische Vesper ..... 59.
Siena ... 40. 46. 47. 48. 54. 56. 112.
Sismondi, Simone ..... 112.
Sitten ..... 46.
Sixtus IV. ..... 127.
Soderini, Nicolo ..... 126. 159.
„ , Pietro ..... 21. 133.
„ , Tommaso ..... 126. 160.
Sordello ..... 72.
Sorgue ..... 97.
Sorrento ..... 39.
Speziali, Zunft der ..... 55.
Spinetti, Matteo ..... 11.
Städte und Burgen ..... 38.
Städtebund, toscanischer ..... 41.
Stände, Abstufung derselben .... 102.
Stefano v. Begnone ..... 127.
Strozzi, Palla ..... 119. 151. 155.

Seite.

T.

Tafi, Andrea ..... 72.
Telamone ..... 112.
Theodorich ..... 33. 34.
Tiberius ..... 31.
Toscanischer Städtebund ..... 41.
Totila ..... 36.
Trapezunt ..... 113.
Traversari, Ambrogio ..... 122. 150.
Trebio ..... 156.
Tuchhändler ..... 54.
Tumulto de, Ciompi ..... 106.
Tyrrhenische Pelasger ..... 30.

U.

Ubaldimi ..... 67. 74.
Uberti ..... 44. 45. 46. 63. 64.
„ , Farinata de' ..... 47. 48. 74.
Ueberschwemmung ..... 88.
Ugolino, Graf ..... 63. 66. 112.
„ , Baccio ..... 156.
Umbrier ..... 30.
Uzzano, Nicolo da ..... 116.

V.

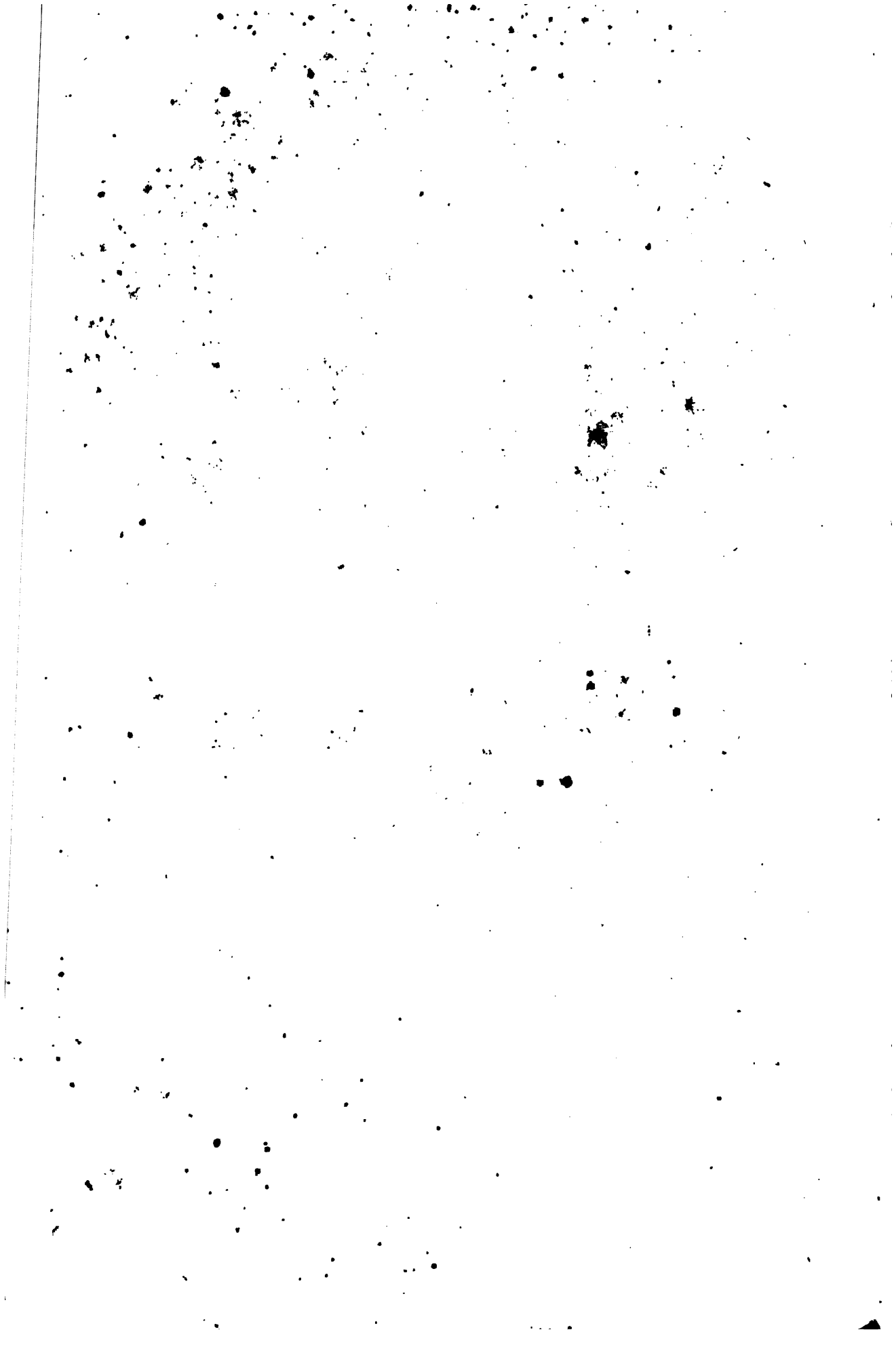
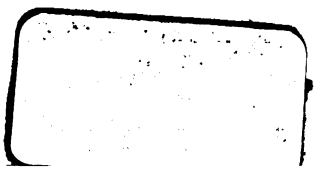
Valdibagno ..... 148.
Valori, Philippo ..... 160.
Varchi ..... 26.
Vaucluse ..... 97. 100.
Venedig ... 39. 55. 81., 100. 112. 118.

Seite.

Verfassung s. Florenz.
Verona ..... 65. 70. 100.
Verschwörung der Bardi u. Frescobaldi ..... 85.
Verschwörung der Pazzi ..... 127.
Vesper, Sicil. ..... 59.
Vespignano ..... 77.
Vespucci, Amerigo ..... 113.
Villani, Giovanni ..... 15. 62. 90.
„ , Matteo ..... 16. 91.
„ , Philippo ..... 16.
Vineis, Petrus de ..... 67.
Visconti ..... 81. 100.
Volaterra ..... 30. 31. 46.
Voltumna, Tempel ..... 30.

W.

Waiblinger s. Gibellinen
Walther v. Athen ..... 85.
Wechslerinnung ..... 56.
Weisse u. schwarze Parthey ... 65.
Welfen s. Guelfen
Wollengewerbe ..... 54.

Z.

Zünfte ..... 11. 53. 59.
Einfluss derselben auf die Geistesentwicklung ..... 61.
Priorat derselben ..... 59.